Path. 625

Hunter

Hl 5 3753 3

<36622890380012

<36622890380012

Bayer. Staatsbibliothek

Path. 625 E

Medicin

Medic militar.

Hunter

X.

Bemerkungen

über die Krankheiten der Truppen in Jamaika,

und die besten Mittel, die Gesundheit der Europäer in dem dasigen Klima zu erhalten,

durch

John Hunter,

der Arzneykunst Doctor, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und Feldarzt.

Aus dem Englischen übersetzt.

Leipzig

in der Weidmannschen Buchhandlung

1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Verfassers.

Folgende Beobachtungen sind unter der Zeit gemacht worden, da ich die Besorgung und Oberaufsicht über die Soldatenhospitäler in der Insel Jamaika von dem Anfang des Jahres 1781 bis in dem Monat May 1783 hatte.

Die schreckliche Sterblichkeit, die allemal mit den kriegerischen Unternehmungen in Westindien, zu Folge der unter den Truppen daselbst herrschenden Krankheiten verknüpft gewesen ist, muß nothwendig einen jeden Versuch, die Ursachen dieses unglücklichen Erfolges und die Mittel dagegen zu entdecken, zu einem der Aufmerksamkeit des Publikums würdigen Gegenstand machen.

Ich habe mich bey dieser Unternehmung lediglich auf eine Nachricht und Erzählung von solchen Thatsachen und Umständen eingeschränkt, die ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Es geschah dieses nicht, um dadurch den Werth der Bemühungen andrer Aerzte und Schriftsteller, die auch von diesem Gegenstande gehandelt

haben, zu vermindern, sondern blos aus der Ueberzeugung, daß so wie es in allen andern Theilen der Naturlehre der Fall ist, also auch in der Arzneykunst, ein Schriftsteller, der sich auf die bloße Erzählung der Dinge einschränkt, die er selbst gesehen hat, hierdurch aller Wahrscheinlichkeit nach weit mehr zu der Verbesserung und Erweiterung der Wissenschaft beytragen wird, als wenn er sich den Werth seiner Arbeiten dadurch zu erhöhen bemühet, daß er die Meynungen andrer über den nämlichen Gegenstand sammlet: indem er hierbey allemal Gefahr läuft diese Meynungen falsch zu verstehen oder nicht gehörig vorzutragen.

Es findet sich zwischen den Krankheiten aller warmen Himmelsgegenden eine große Aehnlichkeit, und es scheint vorzüglich das nachlassende Fieber diejenige Krankheit zu seyn, die am meisten in allen diesen Gegenden herrschet. Die Fieber, die an der Küste von Afrika*) und die, die

*) Man sehe Robertsons Tagebuch über die auf dem Schiff, der Regenbogen, herrschenden Krankheiten (Physical Journal kept on board his Majesty's Ship Raiubow Part. I. Chap. 1. 2.)

die an den Ufern des Ganges herrschen *), sind nach den davon gegebenen Beschreibungen zu urtheilen, mit den nachlassenden Fiebern in Jamaika fast die nämlichen. Es ist daher gleichfalls wahrscheinlich, daß die nämliche Heilmethode die wir in Jamaika dienlich befunden haben, auch in diesen und andern ähnlichen warmen Gegenden gleiche gute Dienste leisten würde: es kann aber diese Meynung blos durch die Erfahrung bestätigt werden **).

*) Man sehe Clarks Bemerkungen über die Reisen nach Ostindien (Observations on Voyages to the East Indies p. 165. Case VI. etc. des Originals.)

**) Unser Verfasser ist von dem Dr. John Hunter, der der jüngere Bruder des berühmten Dr. William Hunters ist, verschieden. Letzterer war vorher ein Wundarzt. Von unserm Verfasser sind in den Medical Transactions einige Abhandlungen befindlich. Ich erinnere dieses deswegen, weil die Aehnlichkeit des Namens und Standes die Ursache ist, daß in des Herrn Prof. Reuß Gelehrten England I Theil S. 203. beyde für eine Person gehalten werden. A. d. Ueb.

Inhalt.

Inhalt.

Bemerkungen über die Krankheiten der Truppen in Jamaika. . . Seite 1
Einleitung. 1
Von der Lage, Beschaffenheit des Landes, dem Klima und den Produkten der Insel Jamaika. . 1

Erstes Hauptstück.

Erster Abschnitt. Von den Ursachen der Krankheiten und der Sterblichkeit unter den Soldaten und andern Europäern in Jamaika. . . . 9
Zweyter Abschnitt. Von der Vorsicht, die man bey Absendung der Truppen nach Westindien zu beobachten hat; und von den Mitteln die Gesundheit derselben in dem dasigen Klima zu erhalten. . 20

Zweytes Hauptstück.

Von der Anzahl der Todten, welche die in Jamaika befindlichen Regimenter jährlich hatten, und von dem verschiedenen Grad der Gesundheit der verschiedenen Quartiere. 29
Das erste Batallion des sechzigsten Regiments. . 31
Neun und siebenzigstes Regiment. . . 34
Acht und achtzigstes Regiment. . . 35
Fünf und achtzigstes Regiment. . . 37
Zwey und neunzigstes Regiment. . . 39
Drey und neunzigstes Regiment. . . 40
Vier und neunzigstes Regiment. . . . 41

Das

Das Regiment des Herzogs von Cumberland. S. 44
Vierzehntes Regiment. . . 45
Neunzehntes Regiment. . . 47
Das neun und neunzigste Regiment. . . 50
Drittes, drey und sechzigstes, vier und sechzigstes und ein und siebenzigstes Regiment. . . 51

Drittes Hauptstück.

Von Fiebern. . . . 57
Erster Abschnitt. Von den Zufällen der nachlassenden Fieber. . . . 57
Zweyter Abschnitt. Von der Behandlung der nachlassenden Fieber. . . . 79
Dritter Abschnitt. Von der Natur und der Ursache des nachlassenden Fiebers. . . 117
Nachricht von dem, was man bey der Leichenöffnung von drey und zwanzig Soldaten und Officieren gefunden hat, die in Westindien an dem sogenannten gelben Fieber verstorben waren. . . 151
Vierter Abschnitt. Von den Wechselfiebern. 157
Fünfter Abschnitt. Von der Heilung der Wechselfieber. 157

Viertes Hauptstück.

Von der Ruhr. . . . 164
Erster Abschnitt. Von den Zufällen der Ruhr. 164
Zweyter Abschnitt. Von der Heilung der Ruhr. 168

Fünftes Hauptstück.

Von der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen. (Dry-Belly-Ach.) . . 183
Erster Abschnitt. Von den Zufällen bey der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen. . . 183
Zweyter Abschnitt. Von der Heilung der Colik oder des trocknen Bauchgrimmens. . . 187

Dritter

Dritter Abschnitt. Von der Ursache dieser Colik oder des trocknen Bauchgrimmens. . S. 197

Sechstes Hauptstück.

Von offenen Schäden und Geschwüren. . 207

Siebentes Hauptstück.

Von einigen andern Krankheiten, denen die Soldaten in Jamaika ausgesetzt zu seyn pflegen. . 214
Erster Abschnitt. Von der venerischen Krankheit. 214
Zweyter Abschnitt. Von einigen Beschwerden, die von Insekten entstehen. . . 217
Dritter Abschnitt. Von entzündungsartigen Krankheiten. . . . 222
Vierter Abschnitt. Von der Abzehrung, dem Wahnsinn und dem Rothlauf von der Hitze. . . 226

Achtes Hauptstück.

Bemerkungen über einige Krankheiten der Negern. 229

Neuntes Hauptstück.

Von der besten Weise, für die kranken Soldaten in Jamaika und auf den andern westindischen Inseln Sorge zu tragen. . . . 237

Bemerkungen
über die
Krankheiten der Truppen in Jamaika.

Einleitung
Von der Lage, Beschaffenheit des Landes, dem Klima und den Produkten der Insel Jamaika.

Die Insel Jamaika liegt zwischen dem sechzehnten Grad und ein vierzig Minuten, und dem achtzehnten Grad und vierzig Minuten nördlicher Breite, und zwischen dem sechs und siebenzigsten und acht und siebenzigsten Grad dreyßig Minuten der Länge westwärts von London. Sie ist von einer länglichtrunden Figur, und von Osten bis Westen fast hundert und funfzig englische Meilen lang, und da wo sie am breitesten ist, ohngefähr funfzig englische Meilen breit. Ich muß unterdessen doch erinnern, daß die Länge, Breite und Lage dieser Insel, nicht hinlänglich genau bestimmt sind, indem sich zwischen den besten Charten die wir von dieser Insel haben, eine Verschiedenheit von zwanzig englischen Meilen findet *).

Diese

*) Man sehe Craskell's Survey, Belli'ns Seeatlaß, Jeffery's westindischen Atlaß und Longs Geschichte von Jamaika. A. d. Verf.

Diese Insel ist wie die meisten westindischen Inseln sehr bergigt. Gegen die Seeküste zu findet sich fast um die ganze Insel herum flaches Land, allein es erstrecket sich solches selten mehr als einige Meilen weit in das Land hinein, und die Berge steigen auch ziemlich steil sehr hoch in die Höhe. Es sind dieselben an den meisten Orten bis zu ihrer Spitze mit Wald bedecket, und sie bilden eine Kette, die sich von einem Ende der Insel bis an das andere erstrecket. Sie haben ein sonderbares Ansehen, indem ihre Seiten aus hervorragenden Erhabenheiten und darzwischen befindlichen tiefen Schlünden bestehen, die durch die außerordentlich starken Ströme von Wasser verursachet werden, die nach starken Regengüssen von diesen Bergen herabfließen. Die Spitzen dieser Berge sind gemeiniglich mit Wolken bedecket, die oft bis auf die Hälfte ihrer Höhe herabhängen, und dadurch einen sehr malerischen Anblick hervorbringen. Man pflegt diese Berge, nach dem östlichen Ende der Insel zu, wo sie am höchsten sind, mit dem Namen der blauen Berge zu belegen. Bis jetzt ist ihre Höhe noch durch keine genaue Messung bestimmt worden. Unterdessen versichert man doch, daß die höchste Spitze der blauen Berge nach einer geometrischen Messung, die man dem Herrn Macfarlane zuschreibt, 7200 Fuß oder 2400 Ruthen über die Oberfläche der See betrüge. Die barometrischen Beobachtungen des Dr. Clerk (siehe die Edinburgis. Medical Comment. auf das J. 1780. p. 248.) geben, wenn man sie nach des General Roys seinen Tabellen, in Rücksicht auf die Ausdehnung (tables of allowance for expansion) berechnet, 7431 Fuß; wir werden daher gewiß nicht irren, wenn wir sagen, daß diese Berge über 7000 Fuß hoch sind. Man kann sich einige Begriffe von ihrer Höhe aus der Kälte machen, die man gegen ihrer Spitze empfindet. Auf der höchsten Spitze oder dem sogenannten

ten Prak der blauen Berge, welches der höchste Ort der ganzen Insel ist, stieg das Thermometer von 47 Grad (nach Fahrenheit) wie es um Sonnenaufgang stand, bis zu 58 Grad des besagten Thermometers, und dieses im Monat August. (Man sehe die Medical Comment. am angef. Ort.)

Die Hitze ist in den niedrig gelegenen Ländereyen längst der Seeküste, auf der Südseite der Insel am größten. Das Thermometer steht in den Monaten May, Junius, Julius, August und September, zwischen ein und zwey Uhr Nachmittags, welches die heißeste Zeit des Tages ist, zwischen fünf und achtzig bis neunzig Grad. In den andern Monaten des Jahrs ist die Hitze den Tag über, ohngefähr um fünf Grad geringer; allein der Unterschied in der Wärme der Luft, ist zur Nachtzeit zwischen den vorigen Monaten und den letztern, weit beträchtlicher. Denn in den heißen Monaten fällt das Thermometer zur Nachtzeit selten unter den achtzigsten Grad; da es hingegen im December, Januar, Februar und März, welches die kältesten Monate im Jahr sind, oft des Nachts über bis auf siebenzig Grad herabsinkt. Ja ich sahe es sogar einmal bey Sonnenaufgang, welches die kälteste Zeit in vier und zwanzig Stunden ist, bis auf neun und sechzig Grad, an einem von Ramsden verfertigten und nach Fahrenheit eingetheilten Thermometer, fallen. Diese letztern Beobachtungen sind in der Stadt Kingston gemacht. So wie man aber in den Bergen höher hinaufkömmt, nimmt die Wärme merklich ab. Zu Stoney-Hill, welches zehn englische Meilen von Kingston, aber gar nicht hoch in den Gebirgen liegt, findet sich schon in der Temperatur ein Unterschied von fast zehn Graden. Zu Cold Spring, welches nach Herrn Mac-Farlanes Schätzung, ohngefähr 1400 Ruthen über der Oberfläche der See liegt, be-

trägt der Unterschied der Temperatur nicht weniger als zwanzig Grad. In den zwischen den hier genannten Orten befindlichen Gegenden, findet sich eine solche höchst angenehme Mannichfaltigkeit des Klima, daß wenige Länder dergleichen besitzen werden; und die Luft ist in den kleinen Thälern die zwischen den Bergen liegen, so temperirt, daß Aepfel, Stachelbeere und andre europäische Früchte, und auch die nämlichen Gewächse, die man in den englischen Gärten zieht, mit bestem Erfolg daselbst gebauet werden.

Die Winde wehen in den zwischen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden, wie bekannt ist, so, daß sie zwischen Osten und Westen dem Lauf der Sonne folgen. Den Tag über wehen sie auf der Insel Jamaika, auf diese Art, anhaltend fort, abgerechnet die Veränderungen die in ihrer Richtung durch die Gestalt des Landes, dessen Erhöhungen u. s. w. gemacht werden. Während der Nacht aber, dringt die auf der Spitze der Berge verdichtete Luft in das tiefer gelegene Land herab und machet das, was man hier zu Lande den Landwind (the land breeze) nennt. Im Monate November und December wehet der Nordwind, und dieses zwar zuweilen verschiedene Tage nach einander, und dieser kömmt gänzlich von dem festen Lande von Amerika. Man spürt ihn in einem starken Grade auf der nördlichen Seite der Insel, ja er geht sogar über die hohen Berge herüber und wehet zuweilen verschiedene Tage nach einander auf der Südseite.

Man nennt die Monate August, September und October die Hurrican- oder Sturmmonate, weil sich in denselben heftige Windstürme und Platzregen ereignen. Bey dergleichen Stürmen wehet der Wind nicht in einer Richtung, sondern in heftigen Stößen und Wirbelwinden, die von allen Himmelsgegenden herkommen.

kommen. Und da die Last und Schwere des Wassers die Geschwindigkeit des Windes vermehret und seine Gewalt verstärket, so berauben diese Stürme die Bäume ihrer Blüthen und Aeste, ja sie reissen oft solche mit den Wurzeln aus dem Erdboden heraus; sie vernichten die Feldfrüchte, stürzen Häuser über den Haufen, und es bleibt nach einem solchen Sturm das Land in einer gleichförmigen Verheerung zurück. Es ist fast unglaublich, welche schwere und feste Körper durch dergleichen Stürme auf eine ziemliche Strecke fortgeführt werden, und man hat solche Beyspiele davon, daß die Erzählungen davon jedermann unglaublich scheinen würden, wenn sie nicht durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätiget würden. Im Jahr 1780, wurde am dritten October das westliche Ende dieser Insel, durch einen solchen Hurrican, der hier von einer ungewöhnlichen Heftigkeit war, in den übrigen Theilen der Insel aber, wenig oder gar keinen Schaden that, fast zur Wüsten gemacht. Vor dieser Zeit hatte die Insel Jamaika ganzer sechs und dreyßig Jahr lang, nicht erheblich von Stürmen gelitten; allein seit diesem Jahr hat alle Jahre, das von 1782 ausgenommen, ein oder anderes Theil der Insel, durch dergleichen heftige Stürme viel Schaden gehabt.

Das Jahr wird auf dieser Insel in die trockne und in die Regenzeit abgetheilet. Man erwartet gemeiniglich die Entstehung der Regen im May und October, allein diese Ordnung leidet viel Ausnahmen. Von dem Regen, den wir jährlich auf dieser Insel haben, fällt der größte Theil in den sechs Monaten, von der Mitte des May bis zu der Mitte des Novembers, und diese Menge macht wahrscheinlicher Weise Dreyviertel von der Menge des Regens aus, der im ganzen Jahr fällt. Die stärksten Regengüsse kommen von der See, und sie halten zuweilen ohne auszusetzen, einen oder mehrere

Tage an, binnen welcher Zeit eine unglaubliche Menge von Wasser aus den Wolken herabfällt. Die leichten Regen kommen von den Bergen her, und es pflegen solche viele Tage hinter einander fast immer um die nämliche Stunde sich wieder einzustellen. Ich muß jedoch erinnern, daß das, was ich hier sage, hauptsächlich von Kingston und der benachbarten Gegend gilt. Die Menge des Regens, der jährlich fällt, beläuft sich auf sechzig bis siebenzig Zoll. Die Entstehung der von den Bergen kommenden Regen, rührt von den warmen Winden her, die von der See kommen, aber an die hohen auf der Insel befindlichen Berge stoßen. Die Dünste mit denen diese Winde beladen sind, werden an den Bergen in Wolken verdickt, die nachdem sie sich einige Zeit angehäuft haben, sodann nach den niedrig gelegenen Gegenden der Insel hingeleitet werden und sich in Regen herabgießen. Gemeiniglich pflegt dabey ein starkes Donnerwetter mit verknüpft zu seyn. Es thut unterdessen doch der Bliz auf der Insel selten viel Schaden, weil die hohen Berge als Ableiter zu wirken, und die elektrische Materie nach der Erde herabzuführen scheinen. Die hoch gelegenen Gegenden leiden selten durch den Mangel des Regens, obgleich an der Seeküste das Land oft dadurch ganz ausgedörrt wird.

Es giebt in Jamaika viele Flüsse, die nach allen Richtungen von den Bergen herablaufen, es ist aber unter solchen kein einziger schiffbar, als der so genannte schwarze Fluß (Black river). Alle diese Flüsse sind sehr reissend und es schießt durch solche, wenn starke Regen auf den Gebirgen fallen, eine außerordentlich große Menge von Wasser herab. Einige derselben verbergen sich plötzlich unter die Erde, und brechen eben so plötzlich in kurzer Zeit wieder heraus; unterdessen giebt es aber doch einige unter denen sich in die Erde verlierenden Flüssen, deren fernerer Fortlauf nach ihrem Verschwinden nicht

nicht wieder entdecket werden kann. Man hat auch Beyspiele, daß starke Ströme von Wasser, gleich auf einmal aus der Erde hervorbrechen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es unter so hohen Bergen, als man auf dieser Insel findet, viele unterirrdische Gänge für das Wasser giebt. Man findet in den tiefer gelegenen Gegenden oder dem platten Lande wenig Oerter, wohin man nicht fließendes Wasser leiten könnte, allein man hat dieses bis jetzt in der dasigen Landwirthschaft noch nicht gethan, und an den meisten Orten behilft man sich zum häuslichen Gebrauch blos mit gegrabenen Brunnen oder mit Cisternen.

Der Himmel ist auf dieser Insel selten mit Wolken bedecket, die Regenzeit ausgenommen. Die Nächte sind ungewöhnlich helle und der Mond und die Sterne scheinen mit einer Klarheit, die um vieles heller ist, als es in Europa gewöhnlicher Weise geschieht. Bey dem Aufgang und Untergang der Sonne, erscheint der Himmel mit einer unbeschreiblichen Pracht, und ist mit den schönsten Farben vergoldet, wodurch er einen von den vortreflichsten Anblicken in der Natur darstellet.

Der Boden ist an den Stellen wo er nicht felsigt ist, im Ganzen fruchtbar. Man trift überall eine rauhe, auf der Oberfläche durchlöcherte Felsenart an, die man **Honigkuchenfels** (honey-comb rock) nannte; das löcherichte und zellenförmige Ansehen dieses Kalchsteins rühret davon her, daß die Luft und der Regen darauf gewirket und die weichen Theile aufgelöset, die härtern aber übrig gelassen haben.

Es ist diese Insel mit allen Arten von Nahrungsmitteln gut versehen, und man könnte noch weit mehr darinnen erziehen, als zur Ernährung der Einwohner nöthig ist. Allein der Bau des Zuckerrohrs ist so einträglich, daß jedermann sich damit beschäftiget, und es werden also viele Dinge von auswärts eingeführt, die man entweder auf der Insel selbst ziehen, oder doch

deren Stelle mit andern hier gewachsenen eben so gut ersetzen könnte. Das Rindfleisch und Schöpsenfleisch sind gut, und das Schweinefleisch vortreflich. Man hat auch grüne Gartengewächse und eßbare Wurzeln von verschiedener Art sowohl häufig, als in großer Vollkommenheit. Diejenigen Obstarten, die in denen zwischen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden gewöhnlicher Weise wachsen, kommen hier alle gut fort, und werden, wenn man nur ein wenig Sorgfalt darauf wendet, sehr gut und von einem angenehmen Geschmack *). Längst der Küste und in den Flüssen, findet sich eine große Menge von vortreflichen Fischen. Das Geflügel ist von der besten Art, und man hat zu besondern Zeiten des Jahrs, auch wilde Vögel von verschiedner Art in großer Menge.

*) Man sehe eine Nachricht von den in Jamaika wachsenden Arzneypflanzen, worunter auch viel eßbare sind, von Will. Wright in dem Lond. Med. Journ. Vol. VIII. ꝛc. und in den Samml. auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte. XIV B. S. 375. u. f.

Erstes

Erstes Hauptstück.

Erster Abschnitt.

Von den Ursachen der Krankheiten und der Sterblichkeit unter den Soldaten und andern Europäern in Jamaika.

Von der ersten Entdeckung von Westindien an bis auf die gegenwärtige Zeit, sind alle dahin geschehene Kriegszüge und Auswanderungen immer mit einem großen Sterben unter den dahin neu angekommenen Europäern verknüpft gewesen. Schon Columbus und sein Gefährte litten sehr viel an Krankheiten, und die nachmals nach Westindien kommenden Europäer, die dort ihr Glück zu machen suchten, hatten kein besseres Schicksal. Der erste Kriegszug von einiger Wichtigkeit, der von England nach Westindien geschahe, erfolgte unter Oliver Cromwells Regierung; da aber der Anfall den man auf die Insel Hispaniola machte, keinen glücklichen Erfolg hatte, so überfiel man Jamaika und eroberte solches. Unterdessen starb doch der größte Theil von der auf der englischen Flotte befindlichen Mannschaft daselbst an Krankheiten. Man erinnert sich bey uns in England noch immer der unglücklichen Unternehmung gegen Carthagena, (unter dem Admiral **Vernon** im Jahr 1742) und dieses mehr wegen der großen Anzahl von Menschen, die dabey an Krankheiten umkam, als wegen des Mangels eines glücklichen Ausgangs der ganzen Unternehmung. Und obgleich die englische Nation in einem der folgenden Kriege bey ihren Unternehmungen auf Martinique, Guadaloupe und die Havanah glücklicher war, so wütheten doch die Krankheiten unter den Truppen und auf der Flotte so heftig, daß nach diesen Siegen, nach einem halben

Jahre von den sieghaften Truppen wenig mehr am Leben waren.

Auch in dem letzten amerikanischen Krieg hat England aus ähnlichen Ursachen großen Verlust, sonderlich auf der Insel St. Lucia, auf Jamaika und auf dem spanischen festen Lande erlitten. Man sendete im Jahr 1780. vier Regimenter von England nach Jamaika. Es langten dieselbigen am ersten August auf dieser Insel an, allein vor dem Ende des Januars des folgenden Jahrs, und also ehe noch einmal sechs Monate völlig verflossen waren, war schon die Hälfte von diesen Truppen tod, und ein beträchtlicher Theil von den Uebrigen zum Soldatendienst untüchtig. Es ist in der That traurig, daß man bey uns in England, ohnerachtet dieses wiederholten großen Verlustes, und da Westindien in den letzten zwey Kriegen mit Frankreich der vornehmste Schauplatz des Krieges gewesen ist, und es wahrscheinlicher Weise, wenn wiederum ein Krieg ausbrechen sollte, auch wieder werden wird, daß, sage ich, man ohnerachtet aller dieser Umstände, doch noch keine Mühe angewendet hat, in Zukunft eine so große Sterblichkeit zu verhüten. Wenigstens ist das was man gethan hat, der Wichtigkeit dieser Sache keineswegs gemäß, und es sind also die nützlichen Erfahrungen die man in dem einem Krieg gemacht hat, vor dem Anfang eines andern Kriegs schon wieder verloren gegangen. Es scheint bey dem Beschluß eines Krieges die schicklichste Zeit zu seyn, die nützlichen Erfahrungen, die wir leider so theuer erkauft haben, zu sammeln, und aus solchen die besten Regeln und Einrichtungen herzuleiten, durch die wir ins Künftige ein ähnliches Unglück verhüten können. Ich glaube aber, daß man die Mittel, durch welche man einen so wünschenswerthen Endzweck erlangen kann, am besten einsehen und am wirksamsten in Ausübung wird bringen

können,

können, wenn man vorher die gewöhnliche Ursache der häufigen Krankheiten und großen Sterblichkeit in Westindien einigermaßen hat kennen lernen.

Die Krankheiten die den Soldaten und überhaupt allen Europäern in Westindien so tödlich zu seyn pflegen, sind von zweyerley Gattung, nämlich Fieber und Bauchflüsse. Diese beyden Gattungen von Krankheiten, herrschen bey allen Armeen in der Welt, allein in den zwischen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden, wüthen sie mit einer besondern Heftigkeit. Es scheint zwischen beyden Krankheitsgattungen eine innige Verbindung statt zu finden, indem sie oft zu gleicher Zeit mit einander vorhanden sind, oft mit einander abwechseln, und es sich nur selten zuträgt, daß eine derselben epidemisch ist, ohne daß man dieses nämliche nicht auch in Ansehung der andern beobachtet. Wahrscheinlich ist es, daß beyde von der nämlichen Ursache herrühren, die vielleicht nur auf eine verschiedene Art abgeändert ist. Die in den heißen Himmelsstrichen so tödlichen Fieber, sind dem sogenannten Fieber morastiger Gegenden, (Marsh feuers) oder dem remittirenden Fieber ähnlich; allein sie sind bey ihrem Anfang viel heftiger, haben einen weit schnellern Fortgang und sind im Ganzen weit tödlicher, als man alles dieses bey denen ihnen ähnlichen Fiebern in Europa beobachtet. Sie entstehen von der nämlichen Ursache, nämlich von schädlichen Ausdünstungen feuchter, tief gelegener und morastiger Gegenden. Daß dergleichen Ausdünstungen eine Ursache der Fieber sind, haben wiederholte Erfahrungen und Beobachtungen in allen Theilen der Welt bestätiget.

Es scheint, daß zu der Hervorbringung solcher schädlichen Ausdünstungen, vorzüglich die Zusammenkunft und Verbindung von drey Umständen, nämlich der Hitze, Feuchtigkeit und verdorbnen vegetabilischen oder animalischen

schen Materien erfordert wird. Die Hitze der zwischen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden, wird zwar durchgängig als die Ursache ihrer Ungesundheit angesehen; allein es bringt doch solche nicht allein dergleichen schlimme Fieber hervor. Man sieht dieses aus dem Beyspiele derer, die auf den Schiffen leben, die frey von Fiebern bleiben (wenn keine Ansteckung darzu kömmt); und eben dieses zeigen die Bewohner gewisser trocknen sandigen Stellen längst der Küste, an welchen die Hitze ungewöhnlich stark, der Aufenthalt aber doch gesund ist, als z. B. Fort-Augusta, Fort-Royal und andere mehr.

Auch die bloße Feuchtigkeit ist, wenigstens was die Entstehung der Fieber betrift, unschädlich. Die beyden zuletzt genannten Orte können hiervon einen Beweis geben, weil dieselben fast auf allen Seiten mit Wasser umgeben sind. Es ist wahr, daß die Luft allda ungewöhnlich heiter ist, allein es muß doch dieselbige nothwendig mit Feuchtigkeit erfüllet seyn, weil die große Hitze der Sonne, auf das diese Oerter umgebende Wasser wirkt *). Allein der aus dem Wasser aufsteigende Dampf ist unschädlich, und dieses auch sogar alsdenn, wenn solcher unsern Sinnen dadurch merklich wird, daß er in Nebel und Wolken verdicket ist. So ist z. B. das Kirchspiel von St. Thomas in dem Thal, (auf der Insel Jamaika) alle Nächte mit einem dicken Nebel bedeckt. Es rührt dieser von den Ausdünstungen, der durch solches Thal gehenden Flüsse her, welche Dünste den Tag über durchsichtig und unsichtbar sind. Allein gegen Abend werden sie durch die kühle, von den benachbarten Bergen kommende Luft, verdichtet, und bleiben die ganze Nacht durch so lange sichtbar, bis sie am folgenden Tag die Sonne wieder zerthei-

*) Man sehe auch die Medic. Transact. (Arzneykundige Abhandl.) Vol. II. p. 521.

zertheilet. Demohnerachtet aber sind doch diese Nebel ganz unschädlich.

Abgestorbene Vegetabilien und tode animalische Materien geben keine schädlichen Ausdünstungen, wofern sie nicht schon in einem Grad von Verderbniß sich befinden, zu welchem ein gewisser Grad von Wärme sowohl, als Feuchtigkeit erfordert wird. In den nach dem Nordpol zu gelegenen Ländern, ist die Hitze nicht eher fähig schädliche Ausdünstungen aus morastigen Gegenden zu erzeugen, als bis der Sommer eintritt; allein in Jamaika entstehen dergleichen das ganze Jahr durch, aus feuchten und morastigen Gegenden. Diese Ausdünstungen sind auch allemal, so wie diejenigen Wohnplätze ungesund, die unter dem Winde von solchen Morästen liegen. Der trockne Theil der Insel bleibt auch bey warmen Wetter gesund, er wird aber ungesund so wie die Regenzeit eintritt. Nach starken Regengüssen, scheint jedes Stück des flachen Landes die nämlichen schädlichen Ausdünstungen zu erzeugen, die sonst blos aus den Morästen hervorsteigen. Denn es trift die Feuchtigkeit allemal eine hinlängliche Menge von abgestorbenen vegetabilischen und animalischen Materien an, die durch die vorhergehende Sonnenhitze eingetrocknet und aufbehalten worden sind.

In trocknen sandigen Gegenden, die die See in der Nähe rings um sich herum haben, trift man wenig solche abgestorbene und tode vegetabilische und animalische Theile an. Es mangelt hier auch die Feuchtigkeit, weil der Regen, so wie er fällt, gleich von dem Sande wieder eingesogen wird. Dieses ist die Ursache warum dergleichen Stellen gesund sind, und hier fast gar keine Fieber gefunden werden. Auch hoch gelegene und bergigte Wohnplätze sind gesund, weil die daselbst befindlichen toden und verwelkten animalischen und vegetabilischen Dinge, von dem häufig

daselbst

daselbst fallenden Regen, der nicht in das Erdreich hineindringet, wieder weggewaschen werden, weil das abfließende Regenwasser alle leichte und lockere Materien mit sich fortführet. Diese durch den Regen fortgespielten faulichten Theile aber, werden nun zwar häufig in denen am Fuße der Hügel gelegenen Thälern abgesetzt; allein es sind diese Thäler so klein, daß ihre Oberfläche nicht groß genug ist, um daß aus ihr Dämpfe aufsteigen können, die nur in irgend einem Grade schädlich sind. Hierzu kömmt noch, daß die Einwohner der Insel Jamaika sich nie in solche tiefgelegene Thäler und Schluchten anbauen, sondern allezeit erhabene und frey gelegene Gegenden zu ihren Wohnungen auslesen.

Wieviel es zu der Gesundheit beyträgt, wenn man ein wenig über die Ausdünstungen der morastigen Gegenden erhaben wohnet, kann man daraus urtheilen, daß in dem flachen Theil der Insel, solche Häuser die mit dem Erdboden eine Höhe haben, oder nur wenig darüber erhaben stehen, gewöhnlicher Weise auch diejenigen sind, in denen die meisten Krankheiten herrschen.

Sollte man noch irgend es bezweifeln, daß die Ausdünstungen aus feuchten und morastigen Gegenden die Ursache der in Jamaika herrschenden Fieber sind, so werden diese Zweifel durch folgende Thatsachen nothwendig gehoben werden. Schiffe die im Hafen von Port-Royal liegen, und deren Mannschaft sich bey vollkommner Gesundheit befindet, werden, wenn sie den Hafen höher hinauf segeln, und gegen Kingston, Rock-Fort oder noch darüber hinauf sich vor Anker legen und daselbst einige Zeit liegen bleiben, in wenig Tage viele Kranke bekommen. Es werden nämlich die auf denselbigen befindlichen Matrosen mit Fiebern befallen, die von den niedrigen Morästen die am Ufer und an der Spitze des Hafens befindlich sind, entstehen, von welcher letztern Gegend die Ausdünstungen alle Morgen zu der

Zeit,

Zeit, wenn der in Jamaika regelmäßige Seewind an zu wehen fängt, gegen die Schiffe durch solchen zugeführet werden; eine Sache, die man aus dem übeln Geruch den dieser Wind hat, deutlich erkennt. Im Jahr 1782. wurden zwey Fregatten, die an der Spitze des Hafens vor Anker lagen, und die Insel gegen die feindlichen Angriffe auf dieser Seite beschützen sollten, nach vierzehn Tagen genöthigt diesen Ankerplatz deswegen zu verlassen, weil sie so viele Kranke am Bord hatten, ob man gleich die ganze Zeit über nur wenig Leute von dem Schiffsvolk hatte an das Land gehen lassen. Die Kriegsschiffe gehen nicht so hoch hinauf um Wasser einzunehmen, da aber die Gegend wo sie dieses thun, sehr feucht und morastig ist, so geschieht es gemeiniglich, daß die Leute, welche das Wasser in die Fässer füllen, entweder gleich oder doch wenig Tage darauf krank werden; ja man hat Beyspiele, daß von sechzig oder siebenzig Mann, die zu einer solchen Arbeit gebraucht wurden, nicht ein einziger vom Fieber verschont geblieben ist.

Es kommen jedoch in diesem letztern Falle noch gewisse Umstände hinzu, welche die Wirkung der ursprünglichen Ursachen verstärken, worunter die vornehmste das Betrinken im Rum ist. Man hat die Ausschweifungen in diesem Getränke durch die Erfahrung so schädlich befunden, daß viele auf die Gedanken gekommen sind, als sey dieses die vornehmste Ursache, von der großen Anzahl von Kranken in Westindien. Allein es ist dieses ganz und gar nicht gegründet, indem der Rum keine specifische Kraft besitzt, remittirende Fieber oder Ruhren hervorzubringen, ja dieses in keinem stärkern Grad als andere abgezogene spirituöse Getränke thut, die von sich selbst, nie diese Krankheiten hervorbringen. (Man sehe *Pringle* diseas. of the Army p. 87.) Man muß ferner bemerken, daß

der

der Zuckerbrandwein oder Rum, so weit als es die Fieber betrift, ohne Schaden in allen denen Fällen getrunken wird, wo die oben genannten Ursachen nicht vorhanden sind, oder die Person, die sich in solchem Getränke berauscht hat, denselbigen nicht ausgesetzt ist. Die Leute die am Bord der beyden Fregatten waren, tranken eben soviel Rum, so lange die Schiffe zu Port-Royal vor Anker lagen, als sie es zu der Zeit thaten, da die Schiffe an der Spitze des Hafens befindlich waren, und doch waren sie auf dem ersten Ankerplatz gesund und in dem letzten viele, von ihnen krank. Man muß die schädliche Wirkung des Trinkens von Rum dem zuschreiben, daß er die verdauenden Kräfte des Magens und die Leibesbeschaffenheit überhaupt schwächet; noch mehr aber rühret dieses davon her, daß der darauf folgende Rausch die Leute zu Ausschweifungen und einem unordentlichen Verhalten bewegt, indem sie z. B. in der Sonnenhitze stark gehen oder laufen, sich während der Hitze des Tages oder den Nebeln der Nacht in der freyen Luft hinlegen, und in dieser Lage schlafen. Alle diese Dinge pflegen schon von sich selbst, wenn auch kein Betrinken vorher gegangen ist, sehr vieles beyzutragen, die Fieber sowohl heftiger als häufiger zu machen.

Außer dem Rum, pflegen auch noch folgende Dinge eben so schädliche Wirkungen in Hervorbringung und Verschlimmerung der Fieber zu haben; große Ermüdung, schwere Arbeit, schlechte oder sehr sparsame Nahrung, langes Fasten, und alle Arten von Kummer und Unruhe der Seele. Es scheint überhaupt eine jede Sache, die den Körper auf irgend eine Art schwächt und erschöpft, auf das kräftigste zur Verstärkung der ursprünglichen Ursache des Fiebers beyzutragen. Man glaubt durchgehends in Jamaika, daß das Naßwerden durch den Regen

eine Ursache zur Entstehung der Fieber sey. Alle diese hier genannten Umstände, oder doch wenigstens der größte Theil derselben, findet bey solchen Soldaten statt, die wirkliche Dienste thun. Ueberlegt man nun noch die Schwierigkeit, ja die sogar oft vorhandene Unmöglichkeit, für die Kranken an solchen Orten und unter solchen Umständen gehörige Sorge zu tragen; so kann man sich einige Vorstellung von den Ursachen jener schrecklichen Sterblichkeit machen, die sich bey allen in Ost- und Westindien befindlichen Armeen von Europäern bisher gezeigt hat.

Man muß ferner bemerken, daß diejenigen, die eben aus einem kühlen und gesunden Klima nach Jamaika und andern solchen Gegenden ankommen, vorzüglich den Fiebern unterworfen sind, wie dieses die tägliche Erfahrung bey allen neuen Ankömmlingen zeiget. Ein europäisches Regiment hat im ersten Jahr nach seiner Ankunft, verhältnißweise allezeit mehr Todte, als in den folgenden, wofern der Ort des Aufenthalts und der übrigen Umstände sich gleich bleiben. Die große und plötzliche Hitze, der die neu angekommenen Europäer in Westindien und andern ähnlichen Gegenden ausgesetzet sind, trägt, indem sie den Körper schwächet und ermattet, ohne Zweifel hierzu vieles bey. Allein es ist diese Verminderung der Sterblichkeit, von der ich eben geredet habe, doch hauptsächlich dem Umstand zu zu schreiben, daß der menschliche Körper durch die Gewohnheit das Vermögen erlangt, schädlichen auf ihn wirkenden Ursachen zu widerstehen. Tägliche Beyspiele hiervon geben der Gebrauch des Opiums, der spirituösen Getränke und viele giftige Substanzen ab. Es pflegen daher die Europäer, nachdem sie einige Jahre in Westindien gewesen sind, und sich an das dortige Klima und die auf sie wirkenden schädlichen Dinge gewöhnt haben, von den Ursachen der Fieber weniger als bey ihrer ersten

Ankunft zu leiden. Man hat selbst in England die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Personen, die ihren Wohnplatz verändern und aus einer gesunden Gegend dieses Landes in eine niedrige und mit Morästen angefüllte ziehen, weit mehr als die in der letztern Gegend Gebornen, leiden. Auch die Negersklaven geben ein sehr auffallendes Beyspiel von der Gewalt, die der Körper durch die Gewohnheit erlangt, der Ursache der Fieber zu widerstehen. Denn obgleich dieselben von diesen Krankheiten nicht gänzlich verschont bleiben, so leiden sie doch im Ganzen von solchen weit weniger, als die Europäer. Man sahe dieses sehr deutlich an denenjenigen Negern, die man mit den europäischen Soldaten im letztern amerikanischen Kriege zu der Unternehmung gegen das Fort St. Juan auf dem festen Lande in Amerika brauchte, denn von diesen starb kaum ein einziger an Krankheit, da hingegen von den europäischen Soldaten nur wenige oder, vielmehr gar keiner zurückkam.

Man bemerkt durchgängig, daß zwischen den Graden der Gesundheit, der die Manns- und Frauenspersonen, nämlich die Europäer oder deren Nachkommen genießen, sich in Westindien ein großer Unterschied findet. Man kann auf das Leben einer Frauensperson wenigstens eben soviel, als auf das Leben zweyer Mannspersonen rechnen, oder es ist, wie diejenigen, die sich mit solchen Berechnungen abgeben und Leibrenten darauf nehmen, zu sagen pflegen, das Leben einer Frau wenigstens so gut als das von zwey Männern. Die Ursache davon liegt darin, weil die europäischen Frauenzimmer in Westindien weit weniger als die Mannspersonen ausgehen, und dieses noch darzu nur in der Kühle des Morgens und Abends thun, und sich auch alsdenn noch fast immer eines Wagens bedienen. Hierzu kömmt noch, daß sie sich keine starke Bewegung in der freyen Luft machen, wodurch sie denn

den

den Ursachen der Fieber weniger, als die Männer ausgesetzt sind, wozu auch noch ihre übrige ordentliche und mäßige Lebensart beyträgt. Während des Kriegs gab es eine Klasse von Weibspersonen, die es nicht in ihrer Gewalt hatten, von einigen der oben angeführten Vorsichtsregeln Gebrauch zu machen und andere vernachläßigten, ich meyne die Weiber der gemeinen Soldaten, und diese litten an Fiebern soviel als die Männer. Da die bey den Frauenspersonen gewöhnliche Mäßigkeit auf eine gewisse Art gegen die Fieber schützet, so wird man natürlicher Weise daraus schließen, daß die Unmäßigkeit und Ausschweifungen im Trinken, bey den Männern diese Gattung von Krankheiten weit häufiger hervorbringen; und es verhält sich auch dieses wirklich so in der That. Unterdessen ist doch eine Diät, bey der man sich aller spirituösen Getränke enthält, bey Mannspersonen, die eine sehr thätige Lebensart in Westindien führen müssen, bey weitem kein Verhütungsmittel der in diesen Gegenden gewöhnlichen Krankheiten. Man bemerkt vielmehr im Gegentheil, daß diejenigen Personen, die viele und gute Nahrungsmittel genießen, in Westindien die beste Gesundheit verhältnißweise zu haben pflegen. Auch kann man wirklich es als eine allgemeine Regel festsetzen, daß Personen die in England keine Ausschweifungen begangen und keine unmäßige Lebensart geführet haben, wenn sie nach Westindien kommen, nothwendig daselbst keine strengere Lebensart führen, sondern sogar die Menge von Wein, die sie täglich zu trinken pflegen, noch um etwas verstärken müssen.

Zweyter Abschnitt.

Von der Vorsicht, die man bey Absendung der Truppen nach Westindien zu beobachten hat; und von den Mitteln die Gesundheit derselben in dem dasigen Klima zu erhalten.

Ich werde bey der Abhandlung der Mittel, durch welche die Gesundheit und das Leben der europäischen Soldaten in Westindien zu erhalten ist, die hierauf abzweckenden Umstände in derjenigen Ordnung anführen, in welcher solche, wenn man Truppen aus Europa nach Westindien schicket, vorzukommen pflegen.

1) Es müssen die Truppen, die man dahin schicket, aus gut disciplinirten und bereits abgerichteten Soldaten, nicht aber aus neu angeworbenen Leuten bestehen. Denn da diese letztern im Ganzen immer unordentlicher als die alten Soldaten, und nicht zu der Lebensart eines Soldaten gewöhnt sind, so leiden sie von dem Klima in Westindien mehr, als die schon an das Soldatenleben und die Kriegszucht gewöhnten Leute. Man sahe dieses an allen den neuerrichteten Regimentern, die aus England nach Westindien geschickt wurden. Außerdem ist es fast unmöglich, die jungen Soldaten in einem Lande an die Kriegszucht zu gewöhnen, in welchem dieselben soviel Schwierigkeiten antreffen und zu bekämpfen haben, und wo man dieselbigen auf freyem Felde nur eine kurze Zeit des Morgens und Abends in den Waffen üben kann. Man kann auch selbst gegen das Exercieren des Abends beträchtliche Einwendungen machen, die ich in der Folge anführen werde.

2) Man muß die Truppen in England zu einer schicklichen Jahreszeit, das ist, ohngefähr im Monat November einschiffen, damit dieselben in Westindien in den kühlsten und zugleich gesundesten Monaten anlangen. Sie werden die Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten,

rigkeiten, die nothwendiger Weise mit einer so beträchtlichen Veränderung ihres Aufenthalts verknüpft sind, weit weniger empfinden, wenn dieselbe zu einer gesunden Jahreszeit, als zu einer solchen erfolget, wo die Krankheiten sehr häufig sind. Beobachtet man diese Vorsicht, so werden die Truppen, im Fall man solche zur Besatzung auf eine von den westindischen Inseln brauchen will, an das Klima gewöhnt werden, ehe die ungesunde Jahreszeit ihren Anfang nimmt. Hat aber die Regierung die Absicht, sich dieser Truppen zu einer Unternehmung, z. B. den Angriff auf eine feindliche Besitzung u. s. w. zu bedienen, so ist es eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, daß man sie zur gehörigen Zeit von England absendet. Sie müssen sodann gerade nach dem Ort ihrer Bestimmung hinschiffen, ohne auf dieser Reise eine von unsern westindischen Inseln zu berühren, weil sonst fast ohne Ausnahme sehr viel Krankheiten unter ihnen entstehen werden. Ist es aber durchaus nöthig, daß sie sich an einer oder der andern von unsern Inseln aufhalten müssen, um sich mit Negern zur Schanzarbeit u. s. w. zu versehen, oder aus andern Ursachen die der Dienst erfordert, so muß man die Soldaten am Bord der Transportschiffe bleiben lassen. Diese Schiffe selbst aber müssen an einem gesunden Ort, das ist, an einem solchen Ort vor Anker liegen, der von morastigen Gegenden entfernt, und nicht so beschaffen liegt, daß der Wind von dergleichen zu ihnen streichet. Durch die Vernachläßigung der hier angegebenen Vorsicht, sind Unternehmungen, worzu der Plan sonst mit vieler Beurtheilungskraft entworfen war, blos wegen der großen Anzahl Kranke und daraus entstehenden Todesfälle, bey wenig oder gar keinem Widerstande von Seiten des Feindes, gänzlich mißlungen.

3) Wenn die Truppen in England eingeschiffet sind, welches auf geräumigen Transportschiffen geschehen muß,

 so

so müssen die Officiers die stärkste Aufmerksamkeit anwenden, daß die größte Reinlichkeit sowohl in Ansehung der Personen der Soldaten, als auch ihrer Schlafstellen beobachtet wird. Dieses wird dadurch bewerkstelliget, wenn man aus ihnen zwey oder mehrere Abtheilungen oder so genannte Wachten machet, und jede derselben täglich zu gewissen Stunden mit ihrem Bettzeug auf das Verdeck kommen läßt. Außerdem muß das Schiff zwischen den Verdecken alle Wochen zwey- oder dreymal gut ausgefegt, durchräuchert und gereiniget, und die Wäsche und das Bettzeug der Soldaten und Matrosen, eben so oft gewaschen werden. Es sind in den letztern Zeiten, durch den berühmten Weltumseegler Cook, den königlichen Leibarzt Pringle, (siehe dessen Rede über einige neuere Verbesserungen von denen Mitteln die Gesundheit der Seefahrenden zu erhalten) und andere, in der Erhaltung der Gesundheit der auf dem Schiffe befindlichen Personen, so viel Verbesserungen gemacht worden, und es ist die Kentniß derselben so allgemein verbreitet worden, daß wir anitzt selten mehr hören, daß so viel Personen auf unsern Schiffen und Flotten gestorben sind, als dieses ehedem zu geschehen pflegte. Unterdessen mangelte es doch auch selbst in dem letztern amerikanischen Kriege, nicht an Beyspielen von den schrecklichen Wirkungen, welche die Vernachläßigung der Reinlichkeit und anderer gehörigen Vorsichten auf Schiffen, zu haben pfleget. Es ist, wenn man Truppen nach Westindien sendet, kein kleiner Vortheil, wenn solche daselbst bey guter Gesundheit anlanden, und es wird dadurch die Hoffnung sehr erhöhet, daß solche in diesem Klima am Leben bleiben werden.

4) Sind endlich die Truppen in Westindien angelangt, so müssen solche in Barraken einquartiert werden, deren Lage gesund ist. Findet sich in den Barraken kein hinreichender Platz für die Truppen, welches in Kriegszeiten fast immer der Fall zu seyn pfleget, und kann man

keine

keine Häuser miethen, die eine gesunde Lage haben, so muß man die Leute lieber am Bord der Transportschiffe so lange bleiben lassen, bis man einige Gebäude, die zu einem nur eine Zeitlang dauernden Aufenthalt geschickt sind, errichtet hat. Der Aufenthalt auf dem Schiffe wird für sie gesund seyn, weil die Seeluft rein und gesund ist, und keine von den Krankheiten verursachet, die der Aufenthalt auf dem Lande hervor zu bringen pflegt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es allemal sehr schädlich ist und viele Krankheiten und Todesfälle nach sich zieht, wenn man in Westindien Truppen unter Gezelten kampiren läßt, und es sollte dieses nie anders als bey einem wirklichen Feldzug geschehen.

Was die zur Errichtung der Barraken, in Rücksicht der gesunden Lage dienlichen Plätze anbelanget, so habe ich oben, da wo ich von den Ursachen der häufigen Krankheiten in Jamaika u. s. w. redete, derjenigen Orte Erwähnung zu thun, die eine vorzüglich gesunde Lage haben. In Jamaika sind diese Stellen und Orte von zweyerley Art und wahrscheinlicher Weise sind sie es auch auf allen übrigen westindischen Inseln; nämlich erstlich trockne sandigte Halbinseln und Inseln an den Ufern, und zweytens erhabne, und hoch gelegene Gegenden in den Bergen; als Beyspiele der ersten Art kann ich Port-Royal und Fort Augusta anführen. Man hat den ersten Ort allemal für gesünder als Spanish-Town und Kingston angesehen, und es pflegen sich daher aus den beyden letztgenannten Städten schwächliche und kränkliche Personen, die einer bessern Luft genießen wollen, nach Port-Royal zu begeben. Was das Fort Augusta anbetrift, so sahe man von der Gesundheit des dasigen Aufenthalts im Jahr 1781 und 1782. einen deutlichen Beweis. Es lag nämlich in diesen beyden Jahren ein Corps von solchen Amerikanern, die zu der königlichen Parthey gehörten, unter dem Befehl des Lords Carl Montagu, auf

dreyviertel Jahr daselbst im Quartier. Binnen dieser Zeit starben von allen diesen Leuten nur zwey Mann, und ihre Kranken beliefen sich selten bis auf zwanzig Mann. (Man sehe das zweyte Hauptstück.)

In Ansehung der hochgelegenen Oerter kann man bemerken, daß solche im Ganzen immer weit gesunder, als trockne und sandige an der See gelegene Plätze zu seyn pflegen, weil die letztern oft durch die Nachbarschaft morastiger Gegenden und stehender Wässer ungesund gemacht werden. Ein Umstand von dieser Art verursachte, daß bey den zu Fort Augusta befindlichen Truppen im Jahr 1783. Fieber zu herrschen anfiengen. Es stieg nämlich die See höher als es sonst gewöhnlich ist, und überschwemmte das ganze Stück Land, auf welchem das besagte Fort steht, so daß an einigen Orten das Wasser über einen Fuß hoch stand. Da sodann die See wieder zurücke wich, so ließ sie viel Schleim und Schlamm zurück. Einige Tage nachher wurden viele von den Soldaten mit Fiebern befallen. (Man sehe das zweyte Hauptstück). Die Heilsamkeit und gesunde Beschaffenheit der Luft, nimmt schon bey einer nicht eben allzugroßen Höhe in den Bergen beträchtlich zu; eine Sache die man nicht blos der daselbst statt findenden Verminderung der Hitze zuschreiben kann, obgleich dieselbige allerdings viel darzu beyträgt das Klima angenehmer zu machen. Die Quartiere, worinnen die englischen Truppen dieses am meisten erfahren haben, sind die zu Stoney-Hill. Im Jahr 1782 und 1783. genossen das daselbst einquartierte neunzehnte und dreyßigste Regiment einer Gesundheit, die wenig von derjenigen verschieden war, die an irgend einem Orte von England statt gefunden haben würde. (Man sehe das zweyte Hauptstück). Es waren von diesen beyden Regimentern selten mehr als zwanzig Mann im Hospital,

tal, und das Verhältniß der Todten zu der Anzahl der Mannschaft war ganz unbeträchtlich.

Da nun gewisse Stellen und Oerter auf unsern westindischen Inseln so sehr gesund sind, so muß man sich in der That wundern, daß die Sterblichkeit doch unter den englis. Truppen noch immer so groß gewesen ist. Allein man muß bedenken, daß man in dem wirklichen Dienst viele von den zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen Vorsichtsregeln, gar nicht beobachten kann. Hierher gehört eine gehörige Auswahl des Bodens auf dem die Truppen kampiren, und die Vermeidung eines feuchten und nassen Erdreichs; ob man gleich nach meiner Meynung in diesem Stücke oft etwas mehr thun könnte, wenn man es nur versuchen wollte. In allen Fällen, wo es dem Dienst und der eigentlichen Absicht, zu der man Truppen nach Westindien sendet, nicht ganz zuwider ist, würde man dadurch, daß man die Soldaten nicht an das Land setzte, sondern auf den Transportschiffen bleiben ließe, das Leben von Tausenden erhalten. Einige Regimenter, die im letzten Kriege auf der Flotte dienten, litten wenig von Krankheiten, da hingegen andere, die am Ufer waren, durch die am Lande gewöhnlicher Weise herrschenden Krankheiten, fast gänzlich vernichtet wurden. So groß ist der Unterschied zwischen der Seeluft und der Landluft. Man hat in Friedenszeiten auf die Gesundheit der Soldaten, die man zu Unterstützung der bürgerlichen Regierung und als eine Besatzung zur Vertheidigung auf unsern westindischen Inseln unterhält, zuverläßig nicht soviel Aufmerksamkeit gewendet, als es diese Sache in Rücksicht auf zwey Gesichtspunkte verdient. Denn erstlich würde man, wenn man dieses gehörig thäte, der Nation eine große Summe Geldes ersparen, die jährlich auf das Recrutiren, Discipliniren und Hinschaffen der Soldaten nach Westindien, zur Ersetzung der daselbst Verstorbenen,

verwendet wird. Zweytens aber ist alles was man zur Erhaltung des Lebens der Soldaten thun kann, auch das beste Mittel in diesem Theil der Welt jederzeit eine Anzahl Truppen zu haben, die an das dasige Klima gewöhnt sind, und daher auch, wenn man sich ihrer bedienen muß, einen weit größern Nutzen schaffen, als dieses durch eine doppelte Anzahl frisch aus Europa dahin gesendeter Soldaten je geschehen könnte.

Es wird oft zu Kriegszeiten der Fall eintreten, daß mehrere Truppen nach einer Insel gesendet werden müssen, als für solche Barraken darauf vorhanden sind, oder sie sonst gut untergebracht werden können. Es würde in diesem Falle rathsam seyn, aus Europa das Zimmerwerk, zu hölzernen Hütten und Barraken mitzuschicken, deren man sich nur auf eine Zeitlang bedienen und solche an einer gesunden Stelle geschwind aufschlagen könnte. Sie würden, wenn man sie aus Europa mitschickte, nicht den dritten Theil von demjenigen kosten, was sie, wenn man in den Inseln selbst sie erst zimmern ließe, kosten würden, da es in denselben oft an Zimmerholz und Baumaterialien sowohl, als an den darzu nöthigen Arbeitern fehlt.

5) Sobald man die Truppen auf die gehörige Weise in die Barraken einquartiert hat, so muß einem jedem Regiment eine Anzahl von Negern zugetheilt werden, oder man muß, welches noch besser seyn würde, zu jedem Regimente noch eine Compagnie von Negern und Mulatten errichten. Diese müssen alle die Kriegsdienste und schwere Arbeit thun, die in der Tageshitze geschehen muß; weil diese Leute von derselben nicht leiden, ob sie gleich für die Europäer höchst schädlich seyn würde. Man hat diese Einrichtung zum Theil während des letzten Kriegs in Jamaika befolgt, und einen sehr großen Nutzen davon verspürt.

6) Die

6) Die Regierung sollte die Soldaten mit Nahrungsmitteln versehen, denn wofern dieses nicht geschieht, so wird ihr Unterhalt in diesen Gegenden immer sehr ungewiß seyn; es sind aber wenige Dinge der Gesundheit schädlicher, als eine zu sparsame und unregelmäßige Kost. Man muß die Soldaten, so wie es auf den Schiffen mit den Bootsleuten geschieht, in Tischgesellschaften eintheilen, über deren jede ein Officier täglich die Aufsicht haben muß. Auch darf man den Soldaten nicht verstatten, unter irgend einem Vorwand, die ihnen zugetheilten Provisionen zu verkaufen, oder umzutauschen, weil sie dieses darzu bringt, daß sie solche für Rum vertauschen, der den Soldaten unter allen das schädlichste ist.

7) Man muß die Soldaten oft im freyen Felde exerciren, und wenn dieses des Morgens geschieht und man es nicht zu lange fortsetzet, so wird es zu ihrer Gesundheit dienen. Es sind zwar auch die Abende auf den westindischen Inseln kühle, allein es giebt einen Umstand der das Exerciren um diese Zeit verbietet, und den ich von einem Officier, der viel Erfahrung in diesen Gegenden hatte, erst gelernt habe. Es ist nämlich in diesen Ländern auch die allermäßigste Bewegung schon mit einer starken Ausdünstung verknüpft, und wenn die Soldaten mit nassen Hemden auf dem Körper sich der kühlen Abendluft aussetzen, so bekommen sie leicht Catarrhe, rhevmatische Beschwerden und andre Zufälle. Allein nach dem Exerciren des Morgens folget die Hitze des Tages, die alle üble Folgen von dieser Art verhindert. Es ist wahr, daß dergleichen verhütet werden könnte, wenn man die Soldaten nach dem Abendexerciren gleich trockne Wäsche anziehen ließe, allein es sind dieses die gemeinen Soldaten selten zu thun im Stande, und es würde doch auch, gesetzt

daß

daß sie solches thun könnten, doch ziemlich schwer fallen, ihnen soviel Sorgfalt für sich selbst beyzubringen.

Von dem was die Besorgung der Hospitäler, die Nahrung der Kranken und ihre medicinische Behandlung anbelangt, werde ich in der Folge zu handeln Gelegenheit haben.

Zweytes Hauptstück.

Von der Anzahl der Todten, welche die in Jamaika befindlichen Regimenter jährlich hatten, und von dem verschiedenem Grad der Gesundheit der verschiedenen Quartiere.

Eine kurze Uebersicht des Verlustes, den die in dem letzten amerikanischen Kriege auf der Insel Jamaika befindlichen englischen Regimenter, durch die jährlich Verstorbenen erlitten, und des verschiedenen Grades von Gesundheit, den sie nach Unterschied ihrer Quartiere auf besagter Insel genossen, wird uns eine Anzahl von Thatsachen verschaffen, aus denen wir viel nützliche Schlußfolgen ziehen können. Wir werden daraus die vornehmsten Ursachen der Sterblichkeit und die welche solche noch vermehren, kennen lernen, und es wird, welches noch weit wichtiger ist, dieses uns zeigen, wie und auf welche Weise diese Ursachen in einem großen Grad vermieden werden können. Außerdem aber werden die befehlshabenden Officier noch daraus zu bestimmen lernen, was für eine Anzahl von Soldaten zur Verrichtung des Dienstes in den gesundesten und ungesundesten Jahreszeiten tüchtig seyn werden, und was für eine Verminderung ihrer Anzahl nach einer gewissen Zeit erwartet werden kann.

Die größte Anzahl von den Truppen, die auf der Insel Jamaika sich während des letzten Krieges befanden, waren in den drey Städten Kingston, Spanish-Town und Port-Royal, in den kleinen Festungen, Fort-Augusta, Rock-Fort und Castile-Fort, und in den Barraken einquartiert, die bey der Batterie, die den Namen der zwölf Apostel führet, befindlich waren. Außerdem waren auch noch Barraken zu Up-Park

und Stoney-Hill. Alle diese Quartiere waren, die Stadt Spanish-Town und die Barraken zu Stoney-Hill ausgenommen, entweder am Rande des Ufers der großen Bay, die den Hafen von Kingston ausmachet, und die mit einen Eingang, der wenig mehr als eine englische Meile beträgt, ohngefähr zehn englische Meilen lang, und an einigen Stellen vier bis fünf englische Meilen breit ist, oder doch in einer geringen Entfernung davon gelegen. Die Stadt Spanish-Town aber, liegt sechs oder sieben Meilen weiter im Lande. Sie ist zwar auf dem platten und niedrig gelegenen Theil der Insel befindlich, allein es finden sich doch in ihrer Nachbarschaft keine Moräste. Stoney-Hill hingegen liegt in den Gebirgen, ohngefähr zehn englische Meilen von Kingston, wovon die letzten dreye immer der Weg sehr steil aufsteigt, ob ihn gleich Wagen befahren können. Außer diesen giebt es auch noch in den verschiedenen Kirchspielen Barraken; ich habe aber nicht hinreichende Nachrichten von den verschiedenen Graden der Gesundheit derselben, obgleich die Erfahrung überhaupt gezeigt hat, daß von einem Regiment, das man in kleine Haufen in die verschiedenen, in den Kirchspielen befindlichen Barraken vertheilte, allemal viel Leute starben.

Die folgenden Beobachtungen schränken sich auf die fünf Jahr von 1779 bis 1783. ein, in welchem letztern Jahre die Regimenter wieder auf den Fuß gesetzt wurden, den sie in Friedenszeiten zu haben pflegen. Ich besitze nicht hinlängliche Thatsachen genug, um diese Untersuchung früher als mit dem Jahr 1779. anzufangen, welches anderthalb Jahr vor meiner Ankunft auf der Insel Jamaika war.

Das

Das erste Batallion des sechzigsten Regiments.

Ich werde von den verschiedenen Regimentern in der Ordnung reden, in welcher sie aus England auf der Insel Jamaika ankamen, und daher den Anfang mit dem ersten Batallion des sechzigsten Regiments machen. Es war solches den ersten Februar 1780. 387 Mann stark und bekam während dieses Jahres 243 Recruten. Von dieser gesammten Anzahl starben in diesem Jahre so viel, daß das Verhältniß der Todten zu dieser Anzahl drey Eilftheil des Ganzen, und die Anzahl derjenigen, die wegen ihrer Unfähigkeit zum fernern Dienst den Abschied erhielten, noch mehr als ein Neuntheil des Ganzen betrug. Ueberhaupt verlor dieses Batallion binnen einem Jahr fast zwey Fünftheil von der gesammten Anzahl der Soldaten. Dieses Batallion hatte sein Quartier zu Spanish-Town, war bereits einige Zeit auf der Insel gewesen, und man konnte es als schon an das dasige Klima gewöhnt, ansehen. Der große Verlust, den dieses Batallion erlitte, rührte davon her, daß man zweyhundert Mann davon mit zu der Unternehmung gegen das spanische Fort St. Juan auf dem festen Lande in Amerika nahm *), von welcher Unternehmung wenig oder vielmehr gar keine Leute wieder kamen.

Im zweyten Jahr belief sich die Anzahl der Toden auf mehr denn ein Sechstheil, die von den Verabschiedeten aber, stieg nicht ganz so hoch, und der gesammte Verlust betrug ohngefähr den dritten Theil von der ganzen Anzahl, und es war die Größe desselben noch zum Theil den auf die obgedachte Unternehmung geschickten Soldaten zu zu schreiben. Während des Jahres selbst,

*) Man sehe hiervon Moseleys Abh. von den Krankh. zwischen den Wendezirkeln. S. 88. A. d. Ueb.

selbst, betrug die Anzahl der Kranken zu den Gesunden, zwischen einem Sechstheil und einem Dreyzehntheil des Ganzen. Nie stieg solches Verhältniß über die erste, und nie verminderte es sich unter die letzte Anzahl. Ich begreife aber unter der Benennung von Kranken nicht nur die wirklich in dem Hospital vorhandenen Kranken, sondern selbst diejenigen, die noch in ihrer Wiederherstellung befindlich waren, wie auch alle solche die wegen kleiner Uebel nicht ihren Dienst verrichten konnten.

Im dritten Jahr betrug die Anzahl der Todten ein Achttheil, der Verabschiedeten fast ein Viertheil und der Verlust durch beydes fast drey Achttheil des Ganzen. Von dem Beschluß des dritten Jahres bis zu der Zeit wo das Regiment auf den Friedensfuß herabgesetzt wurde, verflossen sechs Monate, und wenn man das Verhältniß des Abgangs in diesen letzten sechs Monaten und den vorhergehenden sechs Monaten gegen einander nimmt, welche mit den eben gedachten das letzte Jahr ausmachen, so ist solches fast gleich. Es beträgt nämlich die Anzahl der Verstorbenen ein Achttheil bis ein Neuntheil, die der Verabschiedeten aber über ein Viertheil des Ganzen. Die große Anzahl der als Invaliden nach Hause geschickten rührt davon her, daß die Recruten, die man aus England nach Jamaika für dieses Batallion sandte, schlechte Leute waren, wie solches gegen das Ende eines Krieges unvermeidlich der Fall ist; auch war es eine Art von Vorbereitung zur Verminderung des Regiments auf den Friedensfuß. Die Anzahl der Kranken machte zwischen einem Fünftheil bis einem Achtzehntheil des Ganzen im dritten Jahr, und in dem letzten zwischen einem Fünftheil bis Vierundzwanzigtheil des Ganzen aus.

Man wird aus den letzten Angaben von der Anzahl der Kranken sehen, daß Spanish-Town kein ungesunder

sundes Quartier ist. Die Anzahl der Todten beläuft sich auf ein Achttheil des Ganzen, und man rechnet überhaupt, daß von den Einwohnern dieses Ortes jährlich einer von zehnen stirbt. Der Unterschied der sich zwischen der Anzahl der Todten des Regiments in den ersten und den letzten Jahren findet, rührt zum Theil davon her, daß in den letztern die Kranken in den Hospitälern eine bessere Nahrung bekamen, und ordentlicher und häufiger von den Aerzten besucht wurden.

Der Verlust, den ein Regiment in dem ersten Jahre, da es auf der Insel ist, erleidet, rührt gänzlich von den Verstorbenen her. Im zweyten Jahre des Aufenthalts eines Regiments auf den westindischen Inseln, nimmt die Anzahl der Todten beträchtlich ab, hingegen aber vermehrt sich die Zahl derjenigen, die durch Krankheit geschwächt und zum fernern Dienst untüchtig gemacht worden sind, und es machen daher die Verabschiedeten einen großen Theil von der Anzahl dererjenigen Soldaten aus, die für den Dienst verloren gehen.

Die Monate, in denen die Truppen die meisten Kranken haben, hängen jederzeit von dem Regen ab, und es ist daher die Anzahl der Patienten, während der Regenzeit am größten. Unterdessen pflegen doch zu derjenigen Zeit des Jahres, wo die meisten Kranken sind, keinesweges die meisten Todesfälle zu geschehen. Es ereignen sich dieselbigen vielmehr ein oder zwey Monate nach dieser Zeit, wenn die Patienten durch wiederholte Anfälle der Fieber ganz entkräftet worden sind, und der Krankheit nicht mehr widerstehen können. Daher sterben die meisten Leute in den Monaten October und November, obgleich die Anzahl der Patienten im August und September am größten zu seyn pflegt.

Neun und siebenzigstes Regiment.

Es kam dieses Regiment in Jamaika im Monat Julius 1779. an, und war damals 1008 Mann stark. Es bekam seine Quartiere zu Kingston. Im ersten Jahre starben davon fast zwey Siebentheile. Im zweyten Jahre verlor dieses Regiment fast vier Siebentheile, allein es waren darunter dreyhundert Soldaten, die mit zu der Unternehmung gegen das Fort Juan genommen wurden. Wenn man aber diese Anzahl abrechnet und sodann das Verhältniß der Todten zu den übrigen berechnet, so starben von achtzehn fast fünfe, welche Anzahl nicht viel geringer, als die von denen im vorigen Jahr Verstorbenen ist. Die Soldaten, die in diesem Jahr ihren Abschied erhielten, machten fast ein Sechstheil der ganzen Anzahl aus, und es giengen überhaupt für den Dienst fast vier Neuntheile verloren. Diese große Anzahl der Todten, war unter andern Ursachen, auch der Ungesundheit der Quartiere zu zu schreiben. Das Verhältniß der Kranken zu den Gesunden, wechselte von einer Hälfte bis zu einem Fünftheile des Ganzen ab.

Im dritten Jahre war dieses Regiment sehr schwach. Es starb einer von eilfen, und einer von achten erhielt den Abschied, so daß überhaupt durch die Todten und Verabschiedeten, fast drey Vierzehntheile der ganzen Mannschaft verloren giengen. Die Anzahl der Kranken wechselte zwischen zwey Siebentheilen und einem Sechstheil ab.

Im vierten Jahr wurde dieses Regiment durch Soldaten verstärkt, die man aus denenjenigen Regimentern ausgehoben hatte, die man nach England zurückschickte. Es starb in diesem Jahr ein Viertheil und ein Sechstheil wurde, als zum fernern Dienst untüchtig, verabschiedet, so daß im Ganzen fünf Zwölftheile verloren

giengen.

giengen. Die Anzahl der Kranken wechselte von der Hälfte bis zu einem Fünftheil der ganzen Menge ab. Ein so großer Unterschied zwischen dem Verhältniß der Todten zu den Lebenden, in diesem und dem vorigen Jahre, da man in den Umständen, in denen sich das Regiment in diesen beyden Jahren befand, blos den Unterschied bemerken kann, daß in dem ersten Jahr das Regiment sehr schwach, in dem zweyten aber stark war, muß uns auf die Vermuthung bringen, daß die Quartiere, die Anzahl der Officiere und übrigen Umstände, zur Versorgung von dreyhundert und funfzig Menschen, nicht aber für siebenhundert hinreichend waren.

Es starben von diesem Regiment binnen vier Jahren neunhundert und zehn Leute, diejenigen dreyhundert mit eingeschlossen, die bey der Unternehmung gegen das Fort St. Juan verloren giengen, und binnen dieser Zeit wurden noch über zweyhundert verabschiedet, so daß die Anzahl derjenigen, die von diesem Regimente überhaupt abgiengen, auf hundert die erste Stärke des Regiments oder seinen completen Zustand übertrift.

Acht und achtzigstes Regiment.

Es kam dieses Regiment im März 1780. in einem ganz vollständigen Zustand aus England an. Im ersten Jahr starb ohngefähr ein Drittheil. Im folgenden Jahre belief sich die Anzahl der Todten fast auf ein Fünftheil und der Verabschiedeten auf ein Siebentheil, und es gieng also von der ganzen Anzahl fast ein Drittheil verloren. Die Anzahl der Patienten änderte sich im ersten Jahre von einem Drittheil bis zu einem Siebentheil, und in dem zweyten von drey Siebentheilen bis zu einem Sechstheil ab. Das Regiment blieb vier Monate nach dem Beschlusse des nächsten Jahres noch auf der Insel, bis endlich dasselbige heimge-

heimgeschift, vorher aber Leute aus demselben zur Ergänzung der andern Regimenter ausgehoben wurden. Binnen dieser Zeit starb der eilfte Theil, und der zwölfte davon wurde verabschiedet.

Während dieser zwey Jahre und vier Monate starben ohngefähr sieben aus sechzehen, und der Abgang betrug im Ganzen 550 Mann, von 791, welche letztere Zahl die ursprüngliche Stärke des Regiments und auch die Recruten in sich begreift.

Die große Anzahl der Todten, welche das Regiment in dem ersten Jahre hatte, rührt davon her, daß solches zu Rock-Fort und Castile-Fort lag, welches die zwey ungesundesten Garnisonen auf Jamaika sind. Nachdem das Regiment einige Zeit da gelegen hatte, wurde es nach Fort-Augusta verlegt, es blieb aber ein Detaschement davon in dem alten Quartiere zurück, durch welches die Anzahl der Kranken und Todten noch immer sehr vermehrt wurde. Man muß auch bemerken, daß dieses ein neu errichtetes Regiment war, dergleichen allemal mehr als alte Regimenter leiden. Im ersten Jahr bestand der Verlust fast ganz aus Gestorbenen; im zweyten Jahre aber, war die Hälfte des Abgangs an verabschiedeten Soldaten.

Wenn man die Verhältnisse in den letzten zwölf Monaten nimmt, während welchen der vornehmste Theil dieses Regiments zu Kingston, und einen Theil dieser Zeit eine Parthie davon noch zu Port-Royal befindlich war, so starb von fünf Mann einer, von sieben mußte einer verabschiedet werden, und der Abgang, den das Regiment erlitte, betrug überhaupt ein Drittheil des Ganzen. Man sieht, wenn man die Listen des Abgangs des sechzigsten Regiments mit den ähnlichen Listen von den beyden letzten Regimentern vergleichet, daß Kingston eine weit ungesundere Garnison als Spanish-Town ist.

Das

Das fünf und achtzigste, ingleichen das zwey, drey und vier und neunzigste Regiment, wurden alle zu Plymouth fast um die nämliche Zeit eingeschiffet, und sie langten sämmtlich zu Jamaika um das Ende des Julius oder zu Anfang des Augusts 1780. an. Es waren alles neu errichtete Regimenter, und es waren von der Zeit ihrer Einschiffung bis zu ihrer Landung in Jamaika, ohngefähr sechs Monate verflossen. Sie kamen auf dieser Insel zu der aller ungesundesten Zeit des Jahres an, und es fanden sich auf derselben keine Quartiere für die Gesunden, noch schickliche Hospitäler für die Kranken. Es war daher auch die Anzahl der Todten, die diese Regimenter hatten, indem sich die hier gedachten Ursachen mit der ungesunden Beschaffenheit des Klima verbanden, außerordentlich stark.

Fünf und achtzigstes Regiment.

Es stand dasselbe eine kurze Zeit nach seiner Ankunft im Lager, zum Theil aber wurde es zu Rock-Fort einquartiert. Nachher wurde es in Barraken verlegt, die man zu Up-Park errichtet hatte. Dieses Regiment verlor, so lange es am Bord der Transportschiffe befindlich war, sehr wenig Leute, dieses rührte von der Aufmerksamkeit her, die man darauf verwendete die Leute reinlich zu erhalten. Unterdessen waren doch die Soldaten bey ihrer Ankunft kränklich, und viele waren mit dem Scorbut befallen, weil sie so lange Zeit auf der See zugebracht hatten. Es starben in dem ersten Jahre fünf Zwölftheile von der gesammten Anzahl der Soldaten und der Abgang, den dieses Regiment binnen Jahresfrist mit Einschluß der verabschiedeten Soldaten erlitte, betrug fast die Hälfte der ganzen Mannschaft. Die Anzahl der Patienten betrug zwischen zwey Neuntheil und der Hälfte der gesammten Mannschaft.

 Im

Im folgenden Jahr oder vielmehr in den nächst folgenden eilf Monaten, denn es wurde, ehe das ganze Jahr verflossen war, das Regiment größtentheils untergesteckt, belief sich die Anzahl der Todten zu der Anzahl der Mannschaft wie 1 zu 8, und der Verabschiedeten, wie 1 zu 14. Der Abgang betrug zusammen durch beydes fast ein Fünftheil. Die Kranken machten von einem Viertheil bis zu einem Achttheil des Ganzen aus.

Man muß die Ursache des Unterschieds der sich zwischen dem Abgang des ersten und zweyten Jahres findet, darinnen suchen, daß sich die Leute nun an das hiesige Klima gewöhnet hatten, daß sie anjetzt in guten Barraken lagen, und daß man die gehörigen Einrichtungen zur Besorgung der Kranken getroffen hatte.

Es kann als eine ausgemachte Sache angenommen werden, daß man keine Truppen, wenn es auch nur wenig Wochen dauert, in den niedrigen und flachen Gegenden der westindischen Inseln unter Gezelten ohne größten Nachtheil stehen lassen kann.

Die Quartiere zu Up-Park sind, wie die hier erzählten Thatsachen beweisen, kaum in etwas gesunder als die zu Kingston.

Es verdient eine Ursache der großen Anzahl von Kranken, die dieses Regiment hatte, noch erwähnt zu werden, weil auch die übrigen Regimenter derselben nach der Reihe ausgesetzt waren, und dieses ist zwar die Wache, die die Soldaten bey den Kriegsgefangenen thun mußten. Es wurden zu verschiedenen Zeiten durch die englischen Kriegsschiffe eine große Anzahl von Kriegsgefangenen nach Jamaika eingebracht, und es wurde zu ihrer Bewachung nothwendig eine Anzahl von Soldaten erfordert. Der Ort, wo diese Kriegsgefangenen aufbewahrt wurden, war zwey englische Meilen von dem Quartiere des fünf und achtzigsten

Regiments entlegen, und es hatte solcher eine sehr niedrige Lage, indem er nicht weit vom Ufer befindlich war. Man fand, daß von den Soldaten, die die Wache bey den Kriegsgefangenen thaten, eine große Anzahl mit Fiebern befallen wurde.

Zwey und neunzigstes Regiment.

Dieses Regiment hatte seine Quartiere zu Spanish-Town. Die Soldaten lagen in ihren Quartieren sehr enge, und es mangelte den Kranken in dem Hospital an allen ihnen nöthigen Dingen. Im ersten Jahr starben von zwölf Mann fast fünfe; die Zahl der Verabschiedeten belief sich zu der Anzahl der gesammten Mannschaft wie 1 zu 25, und der Abgang durch beydes betrug zusammen ohngefähr eilf Fünf- und zwanzigtheile. Die Anzahl der Kranken war sehr verschieden, indem dieselbe bald die Hälfte der gesammten Mannschaft, zuweilen aber auch nur den acht und zwanzigsten Theil ausmachte.

Im zweyten Jahre oder vielmehr in dem nächst folgenden Monate, ehe das Regiment zum Theil untergesteckt wurde, war die Zahl der Verstorbenen zur ganzen Mannschaft nicht ganz wie 1 zu 12, die der Verabschiedeten aber wie 1 zu 14. Der ganze Abgang belief sich auf ein Sechstheil bis Siebentheil des Ganzen. Die Anzahl der Kranken stand zwischen einem Zwölftheile bis einem Acht- und Dreyßigtheile der gesammten Mannschaft. Man sieht hieraus, daß dieses Regiment einer bessern Gesundheit als das fünf und achtzigste Regiment genoß, welches zu Up-Park befindlich war. Es können allerdings auch andre Umstände hierzu beygetragen haben, allein es hängt doch wohl dieses vorzüglich davon ab, daß die Quartiere zu Spanish-Town gesunder als die zu Up-Park sind.

 Man

Man sahe dieses auch daraus, daß, während daß das Regiment zu Up Park lag, die Anzahl der Patienten die in das Hospital kam, weit größer als während seines Aufenthalts zu Spanish-Town war.

Zu der Zeit, da das drey und achtzigste und zwey und neunzigste Regiment untergesteckt wurden, waren von dem ersten 219 und von dem letzten 277 Mann noch zum Dienste tüchtig. Das fünf und achtzigste Regiment hatte 148 und das zwey und neunzigste 41 Recruten hier in Jamaika erhalten, und beyde Regimenter waren, da sie auf der Insel zuerst anlangten, jedes fast 600 Mann stark. Von dem fünf und achtzigsten Regiment blieben von den Leuten, die zuerst auf die Insel mit angelangt waren, blos 71 übrig, nachdem ein Jahr und eilf Monate nach der Ankunft des Regiments auf Jamaika verflossen waren, von dem zwey und neunzigsten aber 236. Man muß bemerken, daß das letztgedachte Regiment bey seiner Ankunft in Jamaika, viel Kranke hatte. Es rührte dieses davon her, daß es so lange am Bord der Transportschiffe gewesen war. Unterdessen waren doch von diesem Regimente auf der Herreise von England nur sehr wenig Leute gestorben. Dieses war eine Folge der großen Sorgfalt, mit der man die Soldaten und Schiffe reinlich zu erhalten gesucht hatte.

Drey und neunzigstes Regiment.

Es hatte dasselbe sein Quartier zu Kingston. Auf der Reise von England nach Jamaika, hatte es viel Kranke und verlor auch viel Leute. Selbst bey der Landung hatten sie viel Kranke, und die Anzahl der ganzen Mannschaft belief sich auf 404. Es starb binnen einem halben Jahr über die Hälfte, und es waren zum Dienst nach dieser Zeit nur noch 71 dienlich, die

in

in ein andres Regiment untergesteckt wurden. Im Ganzen belief sich nach Verlauf eines halben Jahres, der ganze Abgang durch Todte und solche die zum Dienst untüchtig waren, auf neun Eilftheil von der gesammten Mannschaft.

Die Ursache einer so großen Sterblichkeit bey diesem Regiment, ist darinne zu suchen, daß dasselbe neu errichtet war, und aus lauter undisciplinirten Leuten bestand. Sie waren am Bord der Transportschiffe kränklich und mit dem Scorbut behaftet; kamen auf der Insel zu der ungesundesten Zeit des Jahres an, hatten schlechte Quartiere, und eine für die große Anzahl von Kranken nicht zureichende Verpflegung.

Vier und neunzigstes Regiment.

Auch dieses Regiment hatte am Bord der Transportschiffe viel Kranke, und es starben sogar einige Leute unterwegens. Bey der Landung betrug die Anzahl der gesammten Mannschaft 531, und sie wurde sogleich in kleinen Haufen in verschiedene Quartiere auf dem Lande vertheilet. Zu Ende des ersten Jahres war bereits die Hälfte davon todt, und im folgenden Jahre starben von dem Ueberrest wieder zwey Siebentheile. Nach zwey Jahren und vier Monaten war von der gesammten Anzahl, nur noch der siebende Theil zum Dienste tüchtig, der unter ein anderes Regiment gesteckt wurde. Es giengen also für den Dienst binnen zwey Jahren und vier Monaten, sechs Siebentheil von der ganzen Mannschaft ab.

Von den vier letzt gedachten Regimentern starben binnen den ersten sechs Monaten nach ihrer Landung, mehr als zwey Fünftheil.

Man kann nicht anders als mit Schrecken sehen, wie unsre Mitmenschen so zu Tausenden den Abwechse-

lungen und Veränderungen des Klima, die noch mit andern Ursachen der Sterblichkeit verbunden sind, aufgeopfert werden. Wenn aber dieses auf unsern eigenen westindischen Inseln geschieht, wo dieselben mit keinem Feinde zu kämpfen haben, und wo die übeln Folgen des Klima, nicht durch die Ermüdung und schwere Arbeit vermehret werden, die bey dem wirklichen Dienst im Felde gegen die Feinde unvermeidlich sind, so kann man sich einige Vorstellung von der schrecklichen Verwüstung machen, die unter europäischen Truppen in diesem Klima alsdenn entstehen müssen, wenn alle diese Ursachen mit einander verbunden sind.

Die erste Unternehmung von einiger Wichtigkeit, die man von England aus gegen die Spanier und Franzosen in Westindien machte, war die, welche unter Cromwels Regierung gegen Hispaniola geschah. Die dahin abgesendeten Truppen waren, wie bekannt, in ihrer Unternehmung gegen diese Insel unglücklich, allein sie überfielen nachher Jamaika, wo sie sehr wenig Widerstand fanden. Man brauchte zu dieser Unternehmung ohngefähr zehntausend Mann Landtruppen. Man findet aber doch in den Papieren, die im Archiv noch aufbehalten werden (Letters in the public offices), daß die Anführer fast gleich nachdem sie von der Insel Besitz genommen hatten, um Verstärkung ansuchten, und in kurzer Zeit darauf der Regierung den Schaden vorstellten, der daraus entstand, daß man ihnen nur neu angeworbene Leute schickte.

Bey der unglücklichen Unternehmung gegen Carthagena (1742) betrug der Verlust, den die an das Land gesetzten Truppen erlitten, die nur zehn Tage am Lande blieben, einen Viertheil von der gesammten Anzahl, von welchen der größte Theil ein Opfer des dasigen ungesunden Klima wurde. Da sie wieder eingeschifft

wurden,

wurden, verhielten sich die Kranken zu der Anzahl der Gesunden, wie zweye zu fünfe.

Es giebt noch viel Personen, bey denen die große Anzahl von Gestorbenen, die die englischen Truppen bey den glücklichen Unternehmungen gegen Martinique, Guadaloupe und der Havanah, in dem vorletzten französischen Kriege hatten, im frischen Angedenken ist. Es ist schon hinreichend, wenn ich sage, daß nur ein sehr kleiner Theil von den siegreichen Truppen, drey Monat nach diesen Eroberungen noch am Leben war.

In dem letzten amerikanischen Kriege nahmen fünftausend Mann der tapfersten Truppen in der Welt, die Insel St. Lucia ein. Der Verlust den dieselben in den verschiedenen, der Anzahl der Streitenden nach sehr ungleichen und äußerst heftigen Anfällen, die von dem Feind auf sie geschahen, erlitten, war nicht wichtig. Allein es war nach dem Verlauf eines Jahres von der ursprünglichen Anzahl, kaum noch ein Mann mehr übrig. Diese große Sterblichkeit dauerte, unter den auf dieser Insel befindlichen englischen Truppen, auch in den folgenden Jahren in einem eben so hohen Grade fort. Vom ersten May 1780. bis zu dem ersten May 1781. belief sich die Anzahl der Verstorbenen eben so hoch, als ohngefähr die Stärke der ganzen Garnison in diesem Jahr betrug. Von denen zu der Unternehmung auf das spanische Fort St. Juan, von Jamaika aus geschickten Soldaten, kam fast kein Mann wieder zurück.

Man bebt mit Schrecken zurück, wenn man solche Auftritte der Vernichtung des menschlichen Geschlechts betrachtet. Ich kehre daher auch sogleich zu meinen Betrachtungen über den Gesundheitszustand der englischen Truppen auf der Insel Jamaika zurück, wobey sich der tröstliche Umstand findet, daß hier kein Beyspiel von einer so außerordentlich starken Sterblichkeit

vorkömmt, als es die oben angeführten waren. Ueberdieses geben uns auch die bey dieser Uebersicht vorkommenden Thatsachen die Mittel an die Hand, durch welche ein so großes Unglück in Zukunft verhindert werden kann.

Das Regiment des Herzogs von Cumberland.

Es war dieses ein Provinzialregiment, das aus eingebornen Amerikanern, in den südlichen Provinzen von Nordamerika errichtet worden war. Seine Ankunft auf der Insel Jamaika erfolgte im Jahre 1781. Dieses Regiment wurde in das Fort-Augusta einquartiert und blieb ganzer Dreyvierteljahr allda, binnen welcher Zeit sich die Anzahl der Todten zu den Lebenden, blos wie 1 zu 52 verhielt. Von dem ganzen Regiment wurde auch nur ein einziger Mann, als zum fernern Dienst untüchtig, erlassen, und die Anzahl der Kranken zu den Gesunden, stand zwischen 1 zu 12 und 1 zu 30. Man kann nicht erwarten, daß irgend in einem Lande Soldaten einer bessern Gesundheit genießen sollten, als es von diesen Truppen in Jamaika geschah. Man glaubte, daß dieses davon herrührte, weil die Leute, aus denen es bestand, schon in ihren Geburtsörtern an eine Hitze gewohnt wären, die von der, die zwischen den Wendezirkeln herrscht, nicht sehr verschieden ist, und daß daher dieselben auch den Krankheiten, welche die Folgen des Klima in Westindien sind, nicht so sehr unterworfen seyn müßten. Allein es war dieses falsch, wie man aus dem sahe, was alsdenn erfolgte, da dieses Regiment zu Ende des Monats April seine Quartiere veränderte. Es wurde nach Stoney-Hill verlegt, wo es vier Monate blieb, und binnen dieser Zeit sechs Mann an Todten und viere

an

an wegen Krankheit Verabschiedeten verlor. Das Verhältniß der Todten zu den Lebenden war im Ganzen binnen dreyzehn Monaten, wie 2 zu 67, der Verabschiedeten zu der gesammten Mannschaft, wie 1 zu 108, und der gesammte Verlust betrug durch beydes ein Sechsundzwanzigtheil, welches auf ein volles Jahr gerechnet, nicht mehr als den acht und zwanzigsten Theil der ganzen Mannschaft ausmachet.

Im folgenden Jahr stand dieses Regiment zu Kingston. Es starben über zwey Dreyzehntheile, der sechzigste Theil wurde verabschiedet, und der Verlust durch beydes, war im Verhältniß gegen die Stärke des Regiments, wie 4 zu 23, das ist, über ein Sechstheil des Ganzen. Die Anzahl der Kranken änderte von einem Siebentheil bis zu der Hälfte der Mannschaft ab.

So groß auch die Sterblichkeit bey diesem Regimente war, so war sie doch geringer, als diejenige, die andre Regimenter in dem nämlichen Quartiere erlitten. Dieses rührte vorzüglich von zwey Ursachen her. Es waren nämlich erstlich die Leute, aus denen das Regiment bestand, an das warme Klima gewöhnet; zweytens aber, waren die Amerikaner von einer weit ordentlichern Lebensart und schweiften in starken Getränken nicht so aus, als es von denen aus England herüber gekommenen Soldaten geschah. Die meisten Todesfälle erfolgten bey diesem Regimente in den beyden letzten Monaten des Jahres, obgleich die Anzahl der Kranken in einem von den letztgedachten vorhergehenden Monaten am stärksten zu seyn pflegte.

Vierzehntes Regiment.

Es kam solches in Jamaika im April 1782. an. Es wurden fünf Compagnien davon nach Spanish-

Town

Town und fünfe nach Fort-Augusta einquartiert. Allein nach einem Vierteljahr wurden diese leztern auch nach Spanish-Town verlegt, wo sodann das ganze Regiment beysammen blieb. In dem ersten Jahr starb davon fast der sechste Theil, der zehnte Theil aber wurde verabschiedet, und der durch beydes verursachte Abgang betrug fast vier Funfzehntheile oder mehr als ein Viertheil von der ganzen Mannschaft. Die Ursache, warum die Anzahl der bereits in dem ersten Jahr zum Dienst untüchtig gewordenen und deswegen verabschiedeten Soldaten größer war, als sie es sonst in dem ersten Jahr gewöhnlicher Weise zu seyn pfleget, liegt darinnen, daß das Regiment von seiner Einschiffung in den Barraken zu häufig gelegen hatte, da denn vieler Soldaten Gesundheit sehr durch Fieber litte, die durch die ungesunde Beschaffenheit der Quartiere daselbst verursachet wurden.

Dieses Regiment hatte gewiß die meisten Vortheile, die ein Regiment das man aus England nach Jamaika schickt, nur haben kann. Es war solches ein altes und gut disciplinirtes Regiment, und kam zu einer gesunden Jahreszeit in Jamaika an. Seine Quartiere zu Spanish-Town hielten das Mittel zwischen sehr gesunden und sehr ungesunden. Die Kranken waren mit Hospitälern, Provision und gehöriger Wartung und Pflege sehr gut versehen. Ihre Zahl war zwischen ein und zwischen zwey Siebentheile der gesammten Mannschaft. Aller dieser Vortheile ohnerachtet, war doch die Sterblichkeit groß; sie ist aber doch ganz unbeträchtlich, wenn man sie mit derjenigen Anzahl von Todten vergleicht, die das zwey und neunzigste Regiment (s. oben S. 39.) in dem ersten Jahr nach seiner Ankunft in den nämlichen Quartieren hatte. Von diesem lezten starben auf fünf Zwölftheile, da das erstere blos den sechsten Theil seiner Leute verlor. Es ist ein

Umstand

Umstand noch hier zu erwähnen, weil solcher den Grad der Gesundheit der Quartiere zu Spanis-Town erläutert. Es rührte nämlich eine große Anzahl von den Todten und Kranken, die das vierzehnte Regiment und das erste Batallion des sechzigsten Regiments in dem letzten Jahre hatten, von einem Posten her, der acht oder neun englische Meilen von Spanish-Town entlegen war, und wohin diese beyden Regimenter kleine Haufen abschickten. Es bestand solcher allemal aus wenig Leuten, demohngeachtet aber war der Aufenthalt an dem gedachten Orte so ungesund, daß fast alle Soldaten, die darzu bestimmt waren, in das Hospital und viele darunter mit Fiebern von der allerschlimmsten Art gebracht wurden.

In diesem nämlichen Quartier büßte das vierzehnte Regiment durch die Verstorbenen den sechsten, und das sechzigste Regiment den achten Theil von seinen Leuten ein. Dieser Unterschied rührt davon her, daß das letztere Regiment schon an das Klima gewöhnt war. Man muß aber doch noch bey dieser Vergleichung darauf mit Rücksicht nehmen, daß das sechzigste Regiment eine große Anzahl von Recruten aus England erhielt, wodurch die Sterblichkeit sehr vermehrt wurde. Das zwey und neunzigste Regiment büßte in dem nämlichen Quartier in dem Jahr den eilften Theil von seinen Leuten ein, und man kann daraus mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Schluß machen, daß unter ähnlichen Umständen die Sterblichkeit in dem ersten Jahr zweymal so groß als in dem zweyten seyn würde.

Neunzehntes und dreyßigstes Regiment.

Es kamen sieben Compagnien von dem neunzehnten und dreyßigsten Regiment im Julius 1782. zu Jamaika an, und wurden auf Stoney-Hill einquartiert.

tiert. Sie verloren in den sechs folgenden Monaten, welche diejenige Jahreszeit in sich begreifen, worinnen die meisten Krankheiten in diesen Gegenden herrschen, von sechs und zwanzigen nur einen Mann.

Der Rest des neunzehnten Regiments kam im Januar 1783. auf der Insel an, und wurde in die nämlichen Quartiere gelegt, wo sie acht Monate länger und zwar so lange blieben, bis das Regiment auf dem Friedensfuß gesetzet wurde. Binnen dieser Zeit starb von sieben und zwanzig Mann nur einer.

Die zurückgebliebenen Compagnien des dreyßigsten Regiments, kamen mit dem Rest des neunzehnten Regiments zu gleicher Zeit an, wurden in die nämlichen Quartiere gelegt und blieben auch acht Monate länger, als die zuerst angekommenen Compagnien zu Stoney-Hill, binnen welcher Zeit von vier und dreyßig Mann nur einer starb. Das Verhältniß der Todten zu der gesammten Mannschaft belief sich binnen einem Jahre fast auf 1 zu 17.

Binnen den ersten sechs Monaten war die Anzahl der Leute, die von den sieben ersten Compagnien des neunzehnten Regiments verabschiedet wurden, zu der Anzahl der gesammten Mannschaft, wie 1 zu 94.

Während den folgenden acht Monaten aber, wurde der Neunzehnte von dem neunzehnten, und der zwey und Dreyßigste von dem dreyßigsten Regimente verabschiedet, so daß im Ganzen gerechnet, fast der ein und zwanzigste Mann binnen Jahresfrist verabschiedet wurde. Es steigt daher, wenn man den Abgang durch Todte und durch die zum Dienst durch Krankheit untüchtig gewordene zusammenrechnet, der Verlust den diese Regimenter erlitten, auf etwas mehr als den zehnten Theil. So klein als dieser Verlust uns auch scheinen muß, wenn man ihn mit der Sterblichkeit vergleichet, die andre Regimenter erlitten, und wovon ich oben

Beyspiele angeführet habe, so sind doch noch überdieses verschiedene andre Umstände zu bemerken, die die Gesundheit der Quartiere auf Stoney-Hill noch stärker zu beweisen, dienen. Es starben nicht alle die Leute, die in den Todtenlisten, aus denen ich hier die Auszüge angeführet habe, befindlich sind, wirklich zu Stoney-Hill. Verschiedene davon starben vorher, ehe der Hauptstamm der beyden Regimenter zu den sieben Compagnien stieße, die zuerst angelanget waren. Die Anzahl der Todten in den Listen, die die bey den Truppen befindlichen Wundärzte, eingereichet haben, beträgt nicht viel über die Hälfte von der Anzahl der Todten, die in den Hauptlisten eingezeichnet sind, in welchen Listen alle diejenigen Verstorbenen zusammen befindlich sind, die das Regiment sowohl zu Jamaika, als an andern Orten verloren hat. Von denjenigen Leuten die zu Stoney-Hill starben, wurden einige entweder zu Kingston, wo sie auf Urlaub waren, oder unter Weges bey ihrer Rückkehr nach den Barraken zu Stoney-Hill, krank.

Das neunzehnte und dreyßigste Regiment, waren nicht an das hiesige Klima gewöhnt, und kamen auch gerade zu und kurz vor der Zeit an, wo die häufigsten Krankheiten auf der Insel zu herrschen pflegen. Unterdessen war aber doch ihr Verlust um ein Beträchtliches geringer, als derjenige, den die Regimenter erlitten, die zu Spanish-Town einquartiert waren, obgleich diese letztern Regimenter schon an das hiesige Klima gewöhnt waren, und alle mögliche Sorgfalt daselbst, sowohl für die Gesunden als Kranken getragen wurde. So groß ist der Vorzug den der Aufenthalt auf Stoney-Hill vor dem zu Spanish-Town u. s. w. hat. Die Anzahl der Patienten betrug zwischen dem sechsten und zehnten Theil der gesammten Mannschaft, allein die meisten darunter hatten leichte Geschwüre, und wurden gar nicht in das Hospital aufgenommen. Die

Anzahl der in dem Hospital befindlichen Kranken, betrug zwischen dem zwey und zwanzigsten bis sechs und dreyßigsten Theil der gesammten Mannschaft.

Das neun und neunzigste Regiment.

Es hatte dieses Regiment das Unglück, daß es bey seiner Reise von England nach Jamaika unterweges fast ganz vom Feinde aufgefangen wurde. Es kamen blos drey Compagnien davon im Jahr 1781. an, die man auf das Land in die Quartiere schickte, und das Regiment wurde nicht eher, als bis im Julius 1782. recht formirt, da es ganz nach Fort Augusta einrückte. Es blieb daselbst verschiedene Monate lang stehen, und schickte Detaschements nach Port-Royal und nach den sogenannten zwölf Aposteln (s. oben); auch wurde eine beträchtliche Anzahl davon auf den Kriegsschiffen eingeschiffet, um als Seesoldaten zu dienen. Nachher wurden sie auf den sogenannten Pallisaden einquartiert, wo man für sie Barraken, nur auf einige Zeit errichtet hatte. Man belegt mit dem Namen der Pallisaden, eine lange Sandbank, die den Hafen von Kingston von der See absondert. Die Lage kömmt mit der vom Fort Augusta überein. Binnen Jahresfrist verlor dieses Regiment ein Eilftheil seiner Leute durch den Tod, und zwey Eilftheile durch die Verabschiedeten, und also durch beydes im Ganzen drey Eilftheile. Man kann dieses für einen großen Verlust ansehen, weil die Leute gesunde Quartiere hatten; allein es waren die Soldaten, die aus den verschiedenen, in den Kirchspielen vertheilten Barraken kamen, kränklich und von Strapazen sehr mitgenommen, daher denn durch sie die Anzahl der Todten und Verabschiedeten, vorzüglich aber der letztern, sehr vermehrt wurde. Hierzu kam, daß die Recruten, aus

denen

denen zum Theil das Regiment bestand, keine guten Leute waren, wie dieses allemal gegen das Ende eines Krieges der Fall seyn muß.

Drittes, drey und sechzigstes, vier und sechzigstes und ein und siebenzigstes Regiment.

Diese Regimenter, oder vielmehr die Ueberbleibsel davon, kamen im Januar 1783. von Charlestown in Südcarolina auf Jamaika an, und betrugen zusammen in allen nur ohngefähr achthundert Mann.

Man quartierte das dritte und drey und sechzigste Regiment zu Fort Augusta ein. Von dem dritten starb binnen acht Monaten, der drey und zwanzigste Mann. Die Leute waren bey ihrer Ankunft sehr kränklich, und viele Soldaten waren durch die Fieber, die sie in Südcarolina ausgestanden hatten, sehr geschwächet. Das Verhältniß der Kranken zu den Gesunden, änderte sich zwischen 1 zu 5, und 1 zu 29 ab. Da das Regiment ankam, so betrug die Anzahl der Kranken den fünften Theil, und fast eben so stark war die Anzahl der Patienten, da das Regiment das Fort verließ, weil die See zu einer ungewöhnlichen Höhe gestiegen war, und das Fort überschwemmt hatte. Es blieb daher, da die See wieder fiel, viel stehendes Wasser zurück, wodurch sowohl bey diesem, als bey dem drey und sechzigsten Regiment, sehr viel Fieber entstanden.

Das drey und sechzigste Regiment hatte auch bey seiner Ankunft viel Kranke, und es betrug die Anzahl derselben zwey Siebentheile der gesammten Mannschaft. Die Todten machten in den acht ersten Monaten fast den zehnten Theil der ganzen Mannschaft aus. Kurze Zeit darauf verminderte sich die Anzahl der Patienten so, daß solche nur den dreyzehnten Theil aus-

 machten

machten und sie blieben auch in diesem Verhältniß so lange, bis die oben gemeldeten Ueberschwemmungen sie wieder vermehrten.

Das vier und sechzigste Regiment wurde zu Port-Royal einquartiert, und verlor in acht Monaten an Todten, den drey und zwanzigsten Mann *). Die Krankenanzahl wechselte zwischen den achten und sechzehnten Theil der gesammten Mannschaft ab. Port-Royal liegt auf einer Sandbank, so wie Fort Augusta, und ist ein gesundes Quartier. Es würde es aber noch mehr seyn, wenn die Stadt reinlicher gehalten würde, und es weniger Häuser daselbst gäbe, worinnen man spirituöse Getränke verkauft.

Das ein und siebenzigste Regiment war in den Barraken, bey den sogenannten zwölf Aposteln, einquartiert. Dieser Ort liegt auf einen Felsen und ist auch ein gesundes Quartier. In acht Monaten starb daselbst von fünf und sechzig Soldaten nur einer. Die Kranken aber machten zwischen zwey Neuntheil und einem Siebentheil der gesammten Mannschaft aus.

Wenn man die Anzahl der Kranken, die diese Regimenter in viertehalb Jahren hatten, zusammen rechnet, und auch die, die in der Wiedergenesung begriffen, darzu zählet, so sieht man, daß zu der Zeit, wo die meisten Kranken waren, ein Drittheil, und zu der, wo die wenigsten waren, ein Achttheil von der gesammten Truppenmenge zum Dienst untüchtig war. Die Summe der Verstorbenen beläuft sich im Ganzen jähr-

*) Im Original steht der hundert und drey und zwanzigste. Vermuthlich aber ist solches, wenn man die Anzahl der Kranken überlegt, ein Druckfehler. A. d. Ueb.

jährlich fast auf das Viertel, und die von den Verabschiedeten auf das achte Theil der gesammten Mannschaft, so daß zusammen der Abgang drey Achttheil ausmachet.

Es starben binnen noch nicht ganz vier Jahren auf der Insel Jamaika dreytausend fünfhundert Soldaten, und es wurden Krankheits- und Schwächlichkeits wegen, ohngefähr noch halb soviel verabschiedet; so daß in dieser kurzen Zeit von den daselbst befindlichen Truppen fünftausend zweyhundert und funfzig Mann, durch die Wirkung des Klima und anderer Ursachen der Sterblichkeit, verloren giengen, ohne daß ein einziger Mann darunter von der Hand der Feinde getödtet worden wäre.

Alles dasjenige, was ich aus den Todtenlisten der neu errichteten Regimenter angeführet habe, zeigt sehr deutlich wieviel Schaden es bringt, wenn neu angeworbene Leute aus England nach Westindien geschickt werden. Oefters ist auch die Anzahl der Todesfälle noch sehr dadurch vermehret worden, daß die Truppen England in einer unschicklichen Jahreszeit verließen, und nach Westindien gerade in denenjenigen Monaten kamen, wo daselbst die meisten Krankheiten herrschen. Vor allen Dingen aber die auf die Gesundheit der Soldaten in diesen Klima wirken können, zeigt keins eine stärkere Wirkung als die Beschaffenheit ihrer Quartiere. Kingston und Up-Park sind beydes in Rücksicht ihrer ungesunden Beschaffenheit sehr schlechte Quartiere. Rock-Fort aber ist, wegen der morastigen Gegenden, die in seiner Nachbarschaft liegen, und auf welchen es steht, noch ein weit ungesunder Aufenthalt. Spanish-Town ist besser als Kingston, obgleich es bey weiten noch Fort Augusta oder Stoney-Hill nachstehet. Diese beyden letzten Quartiere würde man in keinem Theile der Welt für ungesund halten.

Man findet unterdessen ähnlich gelegene Plätze noch in allen Theilen von Jamaika, und wie ich nicht zweifle, auch in den meisten, wo nicht in allen übrigen westindischen Inseln. Diejenigen Stellen, die als ein gesunder Aufenthalt angesehen werden können, sind von zweyerley Art, nämlich trockne Sandbänke, die ganz oder zum Theil von der See umgeben sind, wohin aber doch keine schädlichen Winde kommen, die die Ausdünstungen von feuchten und morastigen Gegenden dahin bringen, und zweytens Oerter die hoch in Bergen gelegen sind. In solchen Gegenden und an solchen Orten, werden die Wirkungen der nachlassenden Fieber kaum verspüret.

Wenn wir annehmen, daß man an solche Oerter die neu angelangten Truppen einquartiert hätte, so würden von den 5250 Mann, die für den Dienst, wie ich eben gesagt habe, binnen vierthalb Jahren verloren giengen, nach Verlauf von dieser Zeit noch 3500 zum Dienst übrig gewesen seyn. Ich setze hierbey voraus, daß die Truppen zu Stoney-Hill einquartiert gewesen wären, und den Verlust erlitten hätten, den sie hier an diesem Orte je erlitten haben.

Es kann keine medicinische Besorgung, noch andre Sorgfalt und Wartung der Patienten, die übeln Wirkungen verhindern, die von der ungesunden Beschaffenheit derjenigen Quartiere entstehen, in welche man bis jetzt die Truppen auf Jamaika zu legen gewohnt gewesen ist. Zwar kann durch die Sorgfalt des Arztes und seinen Fleiß, das Leben eines Patienten oft noch erhalten werden; allein es ist solcher doch als Soldat für das Vaterland dahin, und die zum Besten des Vaterlandes abzweckende Absicht, um derentwillen dieselben aus England nach diesen entfernten Gegenden gebracht worden sind, gehen durch den Verlust seiner Gesundheit eben so gut verloren, als es selbst durch seinen

Tod

Tod geschehen seyn würde. Es nimmt in dem gegenwärtigen Fall, an den so häufigen Todesfällen unsrer nach Westindien geschickten Soldaten, nicht blos unsre Menschenliebe Antheil, ohnerachtet die Sache allerdings von einer so großen Wichtigkeit ist, daß dieses durchaus geschehen sollte; sondern es kömmt auch hierbey noch auf die Sicherheit unsrer Westindischen Besitzungen und darauf an, daß, wenn man diese große Sterblichkeit verhüten könnte, dadurch der Regierung und Nation erstaunlich starke Summen erspart werden würden. Sterben die zu der Vertheidigung unsrer Inseln aus England abgeschickten Truppen so weg, als es in den von mir eben angeführten Fällen geschahe, so kann das Mutterland nicht lange einen so unaufhörlichen Abgang, während eines Krieges ersetzen. Ueberdieses erfolgen zuweilen bey den Soldaten auf den Inseln die Todesfälle so geschwinde und so zahlreich, daß es an hinlänglicher Zeit mangelt, diesen großen Abgang nach England zu melden und zur gehörigen Zeit wieder die nöthige Verstärkung von daher zu erhalten. Im April 1782. waren zu einer Zeit, wo man einen feindlichen Angriff auf Jamaika befürchtete, von ohngefähr siebentausend aus England, binnen den drey vorhergehenden Jahren, nach dieser Insel abgeschickten Soldaten, nicht über zweytausend Mann wirklich zum Dienste tüchtig.

Man erlaube mir noch einen andern und zwar nicht unbeträchtlichen Vortheil anzuführen, der daraus entstehen würde, wenn man auf der Insel Jamaika, die Truppen in die oben gemeldeten gesunden Quartiere verlegte. Es würde die Nation dadurch zu allen Zeiten eine gute Anzahl an das dasige Klima gewöhnte Truppen, in Westindien haben, dergleichen bey kriegerischen Unternehmungen, sie möchten nun zum Angriffe oder zur Vertheidigung abzwecken, in diesem Theil der Welt, von einem größern Werth als eine doppelt so

starke Anzahl von Truppen seyn würde, die man aus England dahin senden könnte. Dieses ist allerdings als eine sehr wichtige Sache anzusehen, da die westindischen Inseln in den beyden letzten Kriegen, ein sehr vorzüglicher Kriegsschauplatz gewesen sind, und es wahrscheinlicher Weise auch in künftigen Kriegen wieder werden können.

Mit einem Worte, es stimmen der Vortheil der Regierung, die Sicherheit unserer westindischen Besitzungen und endlich die Stimme der Menschenliebe alle darinnen überein, daß es so nöthig als nützlich ist, die Truppen auf den Inseln in solche Quartiere zu vertheilen, die eine gesunde Lage haben. Daß es in Jamaika solche Stellen wirklich giebt, dieses ist durch hinreichende und öftere Erfahrungen bestärkt worden. Die Auswahl dieser Quartiere wird durch den Umstand noch mehr empfohlen, daß solche gemeiniglich eine sehr gute Lage zur Vertheidigung der Insel gegen feindliche Angriffe haben. Stoney-Hill, ein Ort dessen ich so oft Erwähnung gethan habe, wurde durch die Generale Dalling und Campbell, die beyde sehr einsichtsvolle und erfahrne Officier sind, für einen sehr vortheilhaften Posten zur Vertheidigung von Jamaika gehalten.

Drittes Hauptstück.

Von Fiebern.

Die auf der Insel Jamaika herrschenden Fieber, gehören entweder zu dem Wechsel- oder zu den nachlassenden Fiebern. Von den Wechselfiebern kommen, dreytägige, viertägige und alltägige Fieber, und dieses in alle den verschiedenen Gestalten vor, welche die Wechselfieber anzunehmen pflegen. Allein es sind doch die nachlassenden Fieber diejenigen, die sich am häufigsten zeigen und auch die größte Verwüstung anrichten. Unterdessen scheint aber doch zwischen den Wechsel- und den nachlassenden Fiebern eine genaue Verbindung statt zu finden, indem sich die Wechselfieber oft in nachlassende und diese letztern zuweilen dagegen wieder in Wechselfieber verwandeln. Dieser Umstand macht es glaublich, daß beyde Arten von Fiebern im Grunde von der nämlichen Ursache entstehen, die aber zu verschiedenen Zeiten mit einer größern oder geringern Heftigkeit wirket. Denn es pflegen in Jamaika in den gesunden Zeiten des Jahres, die Fieber vorzüglich zu der Gattung der Wechselfieber, in den ungesundesten Monaten aber, zu der der nachlassenden Fieber zu gehören.

Erster Abschnitt.

Von den Zufällen der nachlassenden Fieber.

Es sind Personen von einem jeden Alter, von Kindern bis Greisen, den nachlassenden Fiebern unterworfen. Unterdessen werden doch davon im Ganzen die Mannspersonen öfterer als die Frauenzimmer befallen. Auch sind Kinder vor dem dritten und vierten Jahr, diesen Fiebern weit weniger, als in einem größern Al-

ter unterworfen, und alte Leute leiden davon seltener, als Personen von einem mittlern Alter. Es rührt dieses nicht sowohl davon her, daß in dem Alter der Kinder und Greise, oder in dem Geschlecht der Frauenzimmer etwas liegen sollte, welches dem Fieber widersteht, sondern es ist vielmehr eine Folge davon, daß Kinder, Alte und Frauenspersonen den Ursachen dieser nachlassenden Fieber weniger ausgesetzt sind. Am heftigsten und gefährlichsten sind diese Fieber bey denen Europäern, die erst kürzlich auf dieser Insel angelangt sind, und es pflegen dieselben bey ihrer ersten Ankunft solchen mehr, als nachmals ausgesetzt zu seyn.

Die gewöhnlichste Art, auf welcher sich diese Fieber zu zeigen pflegen, ist folgende. Die Person klagt über eine unangenehme Empfindung und Mattigkeit, worauf die Empfindung von einem Frösteln oder ein Schaudern folget. Bald hernach entstehet eine große Hitze, sonderlich in der Fläche der Hände und Stirne; Kopfschmerzen; ein großer Verlust der Kräfte; Uebelkeiten im Magen und zuweilen heftiges Erbrechen. Hierbey geht zuerst bloßer Schleim, oder das was der Patiente bey der letzten Mahlzeit genossen hat und zwar unverändert weg, nachher aber eine gelbe oder grünlichte Galle. Der Puls ist geschwind und zuerst klein, er wird aber bald voll, ist aber selten hart. Die Kranken verspüren sehr oft einen starken Schmerz im Kreuze, oder eine unangenehme Empfindung und stumpfen Schmerz in einem Gliede, der sich zuweilen über den ganzen Körper verbreitet, gleich als ob man geschlagen oder gestoßen worden wäre. Eine heftige Unruhe und Schlaflosigkeit, große Angst, Beklemmung auf der Brust und ein öfteres Seufzen, sind alles gewöhnliche Zufälle, die zuweilen zu einer solchen Höhe steigen, daß die Patienten blos mit vieler Mühe

Athem

Athem zu holen scheinen. Man kann unterdessen diese Zufälle sehr leicht von einem solchen beschwerlichen Athemholen unterscheiden, das von einer lokalen Krankheit der Lungen herrührt. Im letztern Falle ist die Schwierigkeit bey dem Athemholen gleichförmig und es dauert solche in einem fort, da hingegen in dem ersten Falle, das Einathmen sowohl als das Ausathmen, zwey- oder dreymal hinter einander ganz natürlich und leicht zu geschehen pflegt, unmittelbar darauf aber beschwerlich und ungleich wird. Dieses dauert so abwechselnd fort. Das Erbrechen ist zuweilen anhaltend und heftig, besonders in den schlimmsten Arten dieser Fieber, und da das Blut auch öfters bey diesen Fiebern sich in einem aufgelösten Zustand befindet, so wird solches in dem Magen mit Gewalt getrieben, und sodann wieder weggebrochen, wodurch denn dasjenige hervorgebracht wird, was die Spanier das schwarze Erbrechen (vomito prieto) zu nennen pflegen. Man behauptet, daß bey diesen Krankheiten das Blut zuweilen den Urin und Speichel färbe, ja aus den Schweißlöchern der Haut herausdränge. Ich habe unterdessen nie eine von diesen Erscheinungen gesehen, ohneracht man versichert, daß solche Zufälle sich in den aller ungesundesten Gegenden von denjenigen Ländern, die zwischen den Wendezirkeln gelegen sind, alsdenn besonders und dieses gar nicht selten zu ereignen pflegt, wenn die Krankheiten noch durch die Ermüdungen und Beschwerlichkeiten verstärket werden, denen die im Felde und wirklichen Dienst befindlichen Truppen ausgesetzt zu seyn pflegen. — So wie die Hitze zunimmt, wird das Gesicht auch roth, die Sinne und ihre Werkzeuge leiden noch mehr, und der Patiente fängt entweder an heftig zu phantasiren und zu rasen, oder es wird derselbige ganz betäubt und schlafsüchtig. Auf alle diese Zufälle folgt, nachdem dieselbigen eine Zeitlang gedauert haben, ein Schweiß, der oft

oft heftig ist und nach und nach eine Verminderung des Fiebers herbeybringt.

Die Zeit des Anfalls ist von einer verschiedenen Länge. Zuweilen endigt sich derselbige schon nach sechs oder sieben Stunden, ohnerachtet derselbe in den meisten Fällen von funfzehn bis zu vier und zwanzig Stunden zu dauern pflegt. Ja es erstreckt sich derselbige sogar zuweilen auf sechs und dreyßig bis acht und vierzig Stunden, und ich sahe wirklich einmal einen Patienten, bey welchen ein solcher Anfall ganzer drey Tage, ohne das geringste Merkmahl einer Remission anhielt. Auch die verschiedenen Perioden des Anfalls, welche man gemeiniglich mit dem Namen der kalten Periode oder des Fieberfrostes, der Zeit der Fieberhitze und der Zeit des Schweißes zu unterscheiden pfleget, sind von einer sehr verschiedenen Dauer. Die Kälte oder der Frost ist meistentheils sehr schwach, und oft wird gar nichts dergleichen bemerket, welches aber, wie ich glaube, blos zum Theil von der Wärme des Klima herrührt; denn ich habe beobachtet, daß das Schaudern und der Frost in den kältern Monaten stärker, als in den heißen waren. Unterdessen habe ich doch bey einigen Patienten den Frost über eine halbe Stunde mit einem heftigen Schaudern über den ganzen Körper dauern sehen. Die Periode der Hitze macht bey weitem den längsten Theil des ganzen Anfalls aus, und endigt sich gemeiniglich durch einen Schweiß. Es ist unterdessen dieses nicht immer der Fall, denn das Fieber läßt zuweilen allmählich nach, ohne daß die Ausdünstung sich dabey auf eine merkliche Weise vermehret. Unterdessen ist doch nicht jeder Schweiß, der während der Fieberhitze ausbricht, wenn er gleich stark ist, in Rücksicht auf eine Remission kritisch, oder bewirkt dergleichen. Denn es wird zuweilen eine starke Ausdünstung eine oder mehrere Stunden anhalten und doch hernach

verschwin-

verschwinden, ohne daß die Zufälle dadurch nur im Geringsten erleichtert werden.

Die Zunge ist im Anfange weiß, und wenn das Fieber heftig ist und aus zwey oder drey Anfällen besteht, so wird die Zunge braun und trocken, ja sogar voller Spalten und Risse. Der Durst ist gemeiniglich groß, ob es gleich auch Patienten giebt, bey welchen derselbige sich gar nicht vermehret. Der Urin wird durch das Fieber sehr wenig verändert, weil derselbe in den warmen Himmelsgegenden allemal sehr dunkel gefärbt zu seyn pflegt. Zu der Zeit wenn das Gesichte roth wird, werden auch oft die Augen trübe, ja sogar roth, als wenn sie entzündet wären und diese Röthe steht mit dem Fortgange des Fiebers in einem solchen Verhältniß, daß dieselbe, wenn das Fieber am stärksten ist, auch am stärksten zu seyn pflegt, und wiederum, so wie die Remission sich einstellt, nach und nach abnimmt.

Man wird aus dieser Erzählung des Verlaufs der nachlassenden Fieber auf dieser Insel sehen, daß solche bis auf diesen Zeitpunkt von den nachlassenden Fiebern in andern Ländern nicht sehr verschieden sind. Allein die Heftigkeit der nachfolgenden Zufälle, als nämlich ein plötzlicher und fast gänzlicher Verlust der Kräfte, ein großer Grad von Betäubung und sogar eine gänzliche Beraubung des Gefühls, auf welches ein Hüpfen und Zucken der Flechsen, ja selbst der Todt erfolget, alles dieses giebt einen außerordentlichen Grad der Heftigkeit der Krankheit zu erkennen, und wird in den Fiebern andrer Gegenden in einem so frühen Zeitpunkt selten beobachtet. Denn es pflegt sich alles dieses zuweilen bey dem ersten Anfall des Fiebers, ja sogar, schon binnen zwölf Stunden zu ereignen. Einer der heftigsten Zufälle, der öfters bey den nachlassenden Fiebern auf dieser Insel beobachtet wird, ist ein unaufhörliches

liches Würgen und Erbrechen, das mit einem heftigen Schmerz in der Herzgrube oder Gegend des Magens verknüpft zu seyn pflegt. Hierdurch wird der Patiente nicht nur sehr gequält und geschwächt, sondern es ist auch dieser Zufall mit einer sehr großen Gefahr verknüpft, weil er den Gebrauch aller Arzneymittel verhindert, durch die man das Fieber unmittelbar erleichtern, oder die Wiederkehr desselben verhindern kann.

Die Remissionen sind in Ansehung ihrer Dauer sehr verschieden; zuweilen währen die Remissionen nicht länger als ein oder zwey Stunden, ob sie gleich weit öfterer zehn oder funfzehn, ja in einigen Fällen dreyßig oder gar sechs und dreyßig Stunden anhalten. Bey einigen Patienten nimmt das Fieber die Gestalt eines alltägigen an, und es bekömmt der Kranke alle Tage und dieses fast um die nämliche Stunde eine Exacerbation; gemeiniglich aber beobachtet doch das Fieber, in Ansehung der Zeit des Anfalls oder der Remission keine Regelmäßigkeit. Die Nachlassungen sind mehr oder weniger vollkommen. Zuweilen läßt das Fieber so nach, daß fast eine völlige Intermission oder gänzliche Abwesenheit des Fiebers vorhanden ist, obgleich in den meisten Fällen blos eine Nachlassung der Zufälle statt findet. Der Puls wird langsamer, die Haut kühler und der Kopfschmerz, die Unruhe und Schlaflosigkeit und Uebelkeiten vermindern sich, oder verschwinden gänzlich. Unterdessen giebt es doch auch wieder Fälle, wo die Remission sich nicht so stark auszeichnet, sondern wo solche blos aus einer Verminderung des Kopfschmerzes und der Unruhe, und einer Verminderung der Geschwindigkeit des Pulses, und der Wärme der Haut erkannt werden kann. Wenn man von der Hitze der Haut urtheilen will, so kann man sich nicht blos auf das Anfühlen der Hand des Patientens verlassen. Denn da die Ausdünstung in Menge aus einem jeden

Schweißloch der Haut in Gestalt eines Dampfes aufsteigt, so erhält die Hand hierdurch eine gewisse Kühle, die zu einem Irrthum Gelegenheit geben kann. Weit besser kann man den Grad der Wärme beurtheilen, wenn man die Backen und vornehmlich die Stirne anfühlet.

Während der Remission ist der Schlaf sehr unruhig und verschaffet den Kranken nur wenig Erquickung.

Der zweyte Anfall ist bey diesen Fiebern allemal viel heftiger als der erste, wofern man nichts, um den Fortgang des Fiebers zu verhindern, gethan hat. Gemeiniglich ist bey demselben keine Kälte, ja nicht einmal ein gelindes Frösteln vorhanden. Hingegen werden alle Zufälle bey diesem Anfall stärker als sie es bey dem ersten waren; die Haut ist wärmer, der Puls geschwinder, der Kopfschmerz stärker, die Sinne sind in einer stärkern Verwirrung, der Durst ist oft äußerst stark, und es erfolgt ein Phantasiren oder ein schlafsüchtiger Zustand in einer größern Geschwindigkeit oder mit einer größern Heftigkeit, die sich zuweilen mit Zuckungen oder gar dem Tode des Patientens endiget.

Wenn sich das Phantasiren nähert, so sehen die Augen des Patienten wild, die Stimme desselben wird geschwinder und verändert sich von ihrem natürlichen Ton zu einem schärfern. Der Kranke verrichtet dabey eine jede Bewegung mit einer gewissen Hastigkeit, und wirft sich im Bette beständig herum und verändert seine Lage. Es folgt darauf bald bey dem Kranken eine heftige Einbildung von einer ihm drohenden Gefahr, oder von einem wichtigen Geschäfte, das den Augenblick ausgerichtet werden muß, und zu Folge derselben macht der Kranke Bewegungen, die oft sehr heftig sind, und strengt sich an, diese Gefahr, die er sich vorstellt, abzuwehren, oder das Geschäft, welches er ausführen

führen zu müssen sich einbildet, zu verrichten. Indem die Patienten dieses zu thun unternehmen, werden sie dabey gewaltthätig und beleidigen die Umstehenden, und werden durch öftere Zuckungen erschüttert. Nach und nach aber sinken sie aus diesem Zustand einer übermäßigen Reizung, in welcher sie sich die Personen und Dinge die um sie sind, nur in einer sehr großen Verwirrung bewußt und erinnerlich sind, in eine Art von Betäubung. Das Sprechen wird ihnen schwer, die Stimme wird stammelnd, und sie murmeln statt zu reden nur etwas vor sich hin. Man kann sie nicht so ermuntern, daß sie eine gehörige Antwort gäben, und das Zittern und Zucken der Flechsen, dauert immer fort. Trotz aller dieser Zufälle aber, und ohnerachtet der Puls bis auf hundert und zwanzig Schläge in einer Minute steiget, läßt doch zuweilen das Fieber nach, der Patiente kömmt wieder zu sich, und wenn der Arzt diese Remission recht benutzet, so kann das Leben des Patientens doch oft noch gerettet werden.

Zuweilen sinken die Patienten aber auch in einen gänzlichen schlafsüchtigen Zustand, ohne daß bey ihnen ein Phantasiren vorhergeht. Man kann sie daraus nur mit vieler Schwierigkeit ermuntern, und blos darzu bringen, daß sie die einfachsten Fragen beantworten, worauf sie denn sogleich in einen Zustand von Gefühllosigkeit wieder zurückfallen. Sie können weder das, was sie während des Anfalls empfunden haben, noch die Art und Weise wie sie die Krankheit befallen hat, beschreiben, und sie haben überhaupt nicht die geringste Erinnerung, auch selbst nicht wie im Traum, von irgend einer Person oder Sache, die, so lange sie sich in diesem Zustande befanden, bey ihnen gegenwärtig gewesen ist.

Es ist unterdessen doch zu bemerken, daß obgleich das Phantasiren und der schlafsüchtige Zustand beyde bey denen mit diesen nachlassenden Fiebern behafteten

Patien-

Patienten vorkommen, doch solche nicht zu diesem Fieber wesentlich nothwendig sind, da solches oft in aller seiner Heftigkeit vorhanden ist, und sogar in kurzer Zeit den Tod verursachet, ohne daß der Verstand und die Sinne des Patientens dabey wesentlich leiden. Es giebt in der That eine gewisse Art, auf welche sich dieses Fieber mit dem Todte endiget, die aber oft sich, ohne daß man solches im Geringsten vermuthet, zu ereignen pfleget. Es fängt nämlich die Heftigkeit des Fiebers an, sich nach und nach zu vermindern, die Haut wird kühler, der Puls langsamer, und wenn der Patiente vorher nicht bey seinem völligen Verstande war, so kömmt er nunmehr wieder zu sich und hat deutlichere und bestimmtere Vorstellungen. Alles dieses sind Erscheinungen die den Umstehenden die größte Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang machen, und man befürchtet in diesem Zustand fast kaum irgend eine Gefahr. Hat unterdessen der Patiente seine Kräfte verloren, sind seine Gesichtszüge matt und gesunken, und ist er gegen alle Speise und Nahrung, wenn er sie auch gleich nicht verwirft, doch völlig gleichgültig: hat er eine Abneigung, gegen alle auch sogar die kleinste Ausübung seiner körperlichen oder geistigen Kräfte, und ist der Puls indem solcher langsamer wird, auch zu gleicher Zeit schwächer; so nähert sich der Kranke, wenn er sich auch im übrigen nicht über das Geringste beklagt, doch seinem Ende ziemlich geschwinde, und es stirbt derselbe binnen wenig Stunden. Unterdessen giebt doch die Beschaffenheit des Pulses nicht die geringste Gefahr so lange zu erkennen, bis derselbe durch den eintretenden Todeskampf gereizt wird. Ist der Patiente so ziemlich bey sich, welches bey diesen Umständen oft zu geschehen pflegt, so ist derselbe oft der erste, der die Umstehenden von der Annäherung der Gefahr, aus gewissen Gefühlen einer innerlichen Schwäche benachrich-

nachrichtiget, die er empfindet. Wenn das Fieber einen solchen Ausgang nimmt, so ereignet sich dieses gemeiniglich nach dem zweyten oder dritten Anfall. Es geschieht solches vornehmlich wenn das Fieber sehr heftig ist und solches Personen befällt, die erst vor Kurzem auf dieser Insel angelangt sind.

Ist das Fieber von einer solchen Heftigkeit, so bemerket man oft dabey einen gewissen Zufall, davon man der Krankheit einen eigenen Namen gegeben hat, als ob sie eine ganz besondere Krankheit wäre. Es ist dieses eine gewisse gelbe Farbe der Augen und der Haut, daher man diese Krankheit mit dem Namen des gelben Fiebers (Yellow-fever), beleget hat. Dieser Zufall wird vorzüglich bey erst kürzlich angekommenen Europäern bemerkt, weil bey diesen die nachlasseuden Fieber am schlimmsten sind. Unterdessen schränket er sich doch nicht blos auf solche ein, weil er sich auch zuweilen bey den Eingebornen von Jamaika, oder auch bey solchen Personen zeiget, die sich bereits verschiedene Jahre auf dieser Insel aufgehalten haben. Diese gelbe Farbe der Augen und Haut rührt davon her, daß eine Gelbsucht zu den andern Zufällen des nachlassenden Fiebers noch hinzu kömmt. Ich nenne es deswegen eine Gelbsucht, weil die gelbe Farbe der Augen und Haut bey diesem Fieber, nie in keinem Stücke von derjenigen verschieden zu seyn scheint, welche gewöhnlicher Weise die Gelbsucht begleitet. Man bemerkt sie zuerst in den Augen, nachmals werden der Hals und die Schultern gelb gefärbt, und endlich geschieht dieses mit dem ganzen Körper. Der Urin ist auch, bey dem so genannten gelben Fieber, von einer sehr dunkeln Farbe, und wenn man in denselben einen leinewandnen Lappen hängt, so wird solcher auf eben die Weise gelb gefärbt, als dieses in der Gelbsucht geschieht. Ich finde keine Ursache anzunehmen, daß die

gelbe Farbe der Augen und Haut bey diesen Fiebern, von einer Auflösung des Blutes herrühre; denn es wurde dieser Zufall oft bey solchen Patienten bemerkt, wo keine Kennzeichen einer solchen Auflösung vorhanden sind, und in Fällen wo dergleichen wirklich zugegen waren, waren sie doch nicht nothwendig mit einer gelben Farbe der Haut verbunden. Beydes kam mir niemals bey dem nämlichen Patienten vor. Ich will aber nicht hieraus behaupten, daß sie niemals mit einander zugleich vorhanden gewesen sind, sondern ich mache nur daraus den Schluß, daß sie nicht mit einander als Ursache und Wirkung verbunden sind. Das Fieber war allezeit sehr heftig, und gemeiniglich mit einem Schmerz in der Gegend der Herzgrube und heftigen Würgen und Erbrechen verbunden. Es wurde die Natur dieses Fiebers, und daß solches zu den remittirenden gehörte, durch die gewöhnliche Exacerbation und Remission bezeichnet, und es war bey demselben kein besonderer Zufall, die gelbe Farbe der Augen und Haut ausgenommen, vorhanden, der uns berechtigen konnte, die Krankheit als eine eigene Krankheitsgattung anzusehen.

Diese Veränderung der Farbe der Haut, ist, ob sie gleich bey den in Westindien herrschenden Fiebern sehr gemein ist, doch nicht auf dieselben eingeschränket, indem man sie auch oft bey den Fiebern in andern warmen Gegenden bemerkt. Man hat Beyspiele, daß in England mit den Anfällen der Wechselfieber dieselbe verknüpft ist, und ich habe zweye mit dem Hospital- oder Gefängnißfieber behaftete Patienten gesehen, die zu gleicher Zeit eine Gelbsucht hatten. Auch Haller (Oper. min. Vol. III. p. 374.) beschreibt ein epidemisches Fieber bey welchem der Körper der Patienten gelb wurde. Es zeigt sich bey dem so genannten gelben Fieber die gelbe Farbe der Augen zuweilen gegen das Ende

 des

des ersten Anfalls, doch gemeiniglich nach dem zweyten oder dritten; und jener unerwartete und tödtliche Ausgang des Fiebers, dessen ich oben (S. 65.) erwähnt habe, ereignet sich sowohl wenn dieser Zufall zugegen ist, als wenn derselbige mangelt.

Ich will unterdessen doch die Entstehung und Natur dieses Zufalls nicht zu erklären wagen, da ich die Absicht habe, mich hier auf eine bloße Erzählung der Thatsachen einzuschränken, hingegen aber alles das, was bloße Meynungen und Hypothesen anbetrifft, auf eine andre Gelegenheit versparen will.

Sollte der Kranke auch noch den dritten oder vierten Anfall überleben, so ist derselbe doch seiner Kräfte gänzlich beraubt, und es erwarten ihn sodann andre Uebel, als z. B. ein Anfall der Ruhr, die oft solchen Patienten tödtlich ist, die vorher durch das Fieber sehr geschwächt worden sind. Ich muß bemerken, daß es nichts ungewöhnliches ist, daß bey diesen Fiebern die Kranken ein Schneiden in den Gedärmen und Purgiren bekommen, womit oft blutige Ausleerungen verknüpft sind. Es scheint als ob diese Verbindung der Ruhr mit dem nachlassenden Fieber, von einer besondern Beschaffenheit der Jahreszeit abhängt, da dieselbe in einem Jahr sehr gewöhnlich ist, im andern aber das Gegentheil davon geschieht. Unterdessen pflegen doch zu allen Zeiten die nachlassenden Fieber, wenn solche vernachläßiget oder übel behandelt werden, sich, und dieses zwar vorzüglich bey Soldaten, in eine Ruhr zu endigen.

Diejenigen die in der Genesung von diesem Fieber befindlich sind, sind den Rückfällen sehr unterworfen, die sich überhaupt nach diesem Fieber öfters ereignen, und nicht weniger gefährlich als die ersten Anfälle selbst sind. Diese Rückfälle sind in denenjenigen Monaten des Jahres, wo die Krankheiten

heiten am meisten herrschen, auch am häufigsten, und werden leicht durch eine starke Ermüdung, wenn man sich der Hitze der Sonne aussetzet oder sonst eine Ausschweifung machet, hervorgebracht. Zuweilen kommen sie nach verschiedenen Zwischenräumen, als nach sechs oder sieben, funfzehen oder sechzehen, oder fünf und zwanzig und dreyßig Tagen zurück; und dieses zwar eine lange Zeit hinter einander, doch allemal ohne eine große Genauigkeit in ihren Perioden. Jeder Rückfall aber besteht gemeiniglich aus einen, zwey oder mehrern Fieberanfällen. Bey diesen Umständen verwandelt sich die Krankheit oft in eine Wassersucht mit einer Geschwulst der Leber oder Milz, die sich sehr oft mit dem Tod des Patienten endigen.

Diese so heftigen Zufälle und große Gefahr, deren ich hier erwähnt habe, ereignen sich vorzüglich bey denenjenigen Europäern, die nur vor Kurzem in den zwischen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden angelangt sind, und zu der Jahreszeit, wo gemeiniglich die meisten Krankheiten zu herrschen pflegen. Bey den zu Jamaika selbst Gebornen, und auch bey denenjenigen Europäern, die bereits einige Zeit auf dieser Insel zugebracht haben, ist dieses Fieber gar nicht so schreckhaft, indem es weder bey seinem ersten Anfang so heftig ist, noch einen so geschwinden Fortgang hat. Es fängt sich die Krankheit bey dergleichen Personen mit leichten fieberhaften Anfällen an, von denen einer oder zwey vorübergehen, ohne daß der Patient sehr darauf Acht hat. Bey dem dritten oder vierten aber, sind die Zufälle fast eben so heftig, als ich es oben beschrieben habe. Das Fieber fängt sich zuweilen als ein regelmäßiges Wechselfieber an, welches sich in ein nachlassendes Fieber verwandelt, indem die Anfälle

nach und nach immer heftiger werden, und allmählich in einander laufen.

Ob nun gleich diese Fieber sich bey den Einwohnern und denen die schon lange Zeit in Jamaika sich aufgehalten haben, weit mehr nur nach und nach nähern, so währet es doch, wenn bey dergleichen Person das Fieber einmal zu einem gewissen Grade gestiegen ist, weit länger bis sich solche erholen und die andern übeln Folgen der Krankheit überstehen, als dieses selbst bey denenjenigen der Fall ist, die erst vor Kurzem nach Jamaika gekommen sind. Die Eingebornen und solche Europäer, die sich bereits eine lange Zeit in Jamaika aufgehalten haben, sind auch mehr Rückfällen nach verschiedenen Zeiten, als z. B. nach zwey oder drey Wochen oder eben soviel Monaten unterworfen. Unterdessen sind doch diese Rückfälle bey ihnen nicht so heftig, als sie es bey denen erst kürzlich auf der Insel angelangten, zu seyn pflegen. Gemeiniglich bestehen diese Rückfälle aus einem oder zwey Fieberanfällen, die mit Uebelkeiten, Würgen und oft einer häufigen Ausleerung von Galle verknüpft sind. Man pflegt daher gemeiniglich von solchen Patienten zu sagen: daß sie Gallenfieber hätten, weil man annimmt, daß die (zu häufig vorhandene oder scharf gewordene) Galle, bey ihnen die Ursache der Krankheit sey. Vor diesen Anfällen gehen gemeiniglich ein Verlust des Appetits, schlechte Verdauung und Blähungen in dem Magen und Gedärmen vorher. In den Zwischenzeiten zwischen diesen Anfällen, genießen solche Personen jedoch gemeiniglich eine mäßig gute Gesundheit, und dieses zuweilen Jahre nach einander. Unterdessen ereignet es sich doch weit öfterer, daß durch wiederholte Fieberanfälle die Verdauungskraft des Magens geschwächet, und eine beträchtliche Abnahme des Fleisches und der Kräfte hervorgebracht wird. Die Gesichtsfarbe wird blaß, fahl und sogar

ganz

ganz hellgelb, das Weiße in Augen aber sieht heller aus, als gewöhnlich. Bey diesen Umständen pflegt zuweilen ein Anfall, der aber heftiger als die vorhergehenden ist, die Krankheit und das Leben des Patientens zu gleicher Zeit zu endigen. Dieses ist die gewöhnlichste Art, auf welcher die auf der Insel Gebornen, und diejenigen Bewohner derselben, die sich schon geraume Zeit darauf aufgehalten, an dieser Krankheit zu sterben pflegen. Unterdessen wird aber doch solche auch oft, sowohl bey den Eingebornen und ältern Einwohnern der Insel, als auch bey den neuern Ankömmlingen in kurzer Zeit nach zwey oder drey Anfällen gehoben, da denn der Patiente auch bald seine gewöhnliche Gesundheit vollkommen wieder erhält.

Es verdienet bemerkt zu werden, daß dieses Fieber auch oft sich nur auf eine sehr leichte Art mit Mattigkeit, Verlust des Appetits, etwas Kopfschmerz, unruhigem Schlaf und einer weißen Zunge zu zeigen pflegt, wobey denn der Patiente die ganze Zeit ausgehen und seine gewöhnlichen Geschäfte verrichten kann. Man erkennet bey so gemäßigten Zufällen fast kaum die Gegenwart eines Fiebers, obgleich die Geschwindigkeit, mit welcher sich diese Zufälle zu einer schweren Krankheit, bey dem geringsten Diätfehler oder irgend einem Kummer und Unruhe des Gemüths zu verwandeln pflegen, die wahre Natur dieser Fieber außer allen Zweifel setzet.

Bey leichten fieberhaften Zufällen entstehen noch zuweilen kleine schmerzhafte Geschwülste in der Haut, die man auf der Insel Katzenschwäre (Cat-boils) zu nennen pflegt. Es scheinen solche wirklich kleine Carbunkeln zu seyn. Der Patiente empfindet zuerst einen Schmerz in der Haut, vornämlich wenn solche an dem Ort, wo der Carbunkel entstehen will, berühret wird, worauf bald eine kleine Geschwulst zu ent-

stehen pflegt, die einem gewöhnlichen Blüthchen (Pimple) ähnlich ist. Zuweilen sind solche so groß als eine Wälschenuß und sind außerordentlich schmerzhaft, sonderlich wenn sie gedrückt werden oder nahe an einem Gelenke liegen, das häufig bewegt wird. Sie gehen nicht in eine rechte Vereiterung über, sondern bilden eine Art von zäher Materie, die aus der kleinen Geschwulst durch ein oder mehrere Löcher ausgeleeret wird. Eine jede Gewalt die dieser Geschwulst angethan wird, als z. B. wenn man die Materie aus ihnen, wie aus einem gewöhnlichen kleinen Geschwüre ausdrücken will, giebt zu der Entstehung einer großen Geschwulst und eines heftigen Schmerzes in den diese Carbunkeln umgebenden Theilen Gelegenheit. Man pflegt die Entstehung dieser Geschwulst als einen sehr günstigen Zufall anzusehen, weil man gemeiniglich in der Meynung steht, daß dieselben die Entstehung des Fiebers verhindern. Allein es beweisen meine Erfahrungen das Gegentheil. Denn ich habe viel Personen gesehen, die eine Zeitlang mit dergleichen Geschwülsten beschweret waren, und doch hernach, noch ehe sie von ihnen völlig befreyet waren, wirklich von einem Fieber befallen wurden. Das Fieber war in solchen Fällen nicht von der allerheftigsten Art, ob es gleich nicht völlig gewiß war, daß dasselbe von den kleinen Schwären herrührte. Mit mehrerer Gewißheit konnte man aus dem Daseyn dieser Geschwüre schließen, daß in der Leibesbeschaffenheit der Person die solche bekam, eine Neigung zum Fieber zu derselben Zeit vorhanden war. In Ansehung dieser Schwären fand die nämliche Beobachtung statt, die ich oben in Rücksicht der Ruhr und anderer Krankheiten der Gedärme gemacht habe: daß nämlich dieselbigen zu gewissen Jahreszeiten häufiger als zu andern herrschten.

Nachdem ich auf diese Weise von den mehr gewöhnlichen Erscheinungen und Zufällen bey diesen nachlassenden Fiebern geredet habe, so wird es nicht unschicklich seyn, auch von denenjenigen Zufällen eine Nachricht zu geben, die seltner bey denselben vorzukommen pflegten.

Zuweilen fängt sich dieses nachlassende Fieber mit Zuckungen an, die denenjenigen ähnlich sind, die sich bey Kindern bey dem Ausbruch der Blattern zu ereignen pflegen. Ich sahe diesen Zufall blos bey Kindern, ob ich gleich glaube, daß derselbe auch bey erwachsenen Personen sich zu ereignen pflegt. Bey einem Officier fieng sich bey der Unternehmung auf das feste Land im spanischen Amerika, diese Krankheit mit einer Ohnmacht an. Man hat an dem so genannten Gefängnißfieber (Jail-fever) gleichfalls die Bemerkung gemachet, daß dasselbe bey Kindern mit Zuckungen seinen Anfang zu nehmen pflegt. Dieser Zufall ist, wenn er sich bey Kinder ereignete, oft die Ursache gewesen, daß man bey solchen auf die Gegenwart von Würmern geschlossen, und die Krankheit dieser Meynung zu Folge mit nicht geringer Gefahr der Patienten behandelt hat. Denn diejenigen Mittel die die Würmer auszutreiben pflegen, werden bey dem nachlassenden Fieber nicht nur keinen Nutzen schaffen, sondern vielmehr Schaden anrichten.

Zuweilen empfindet der Patiente während der Periode der Hitze, und indem der ganze übrige Körper von derselben gleichsam ausgedörret ist, in einem gewissen Theile, als z. B. in den Schenkeln eine große Kälte, die mit einer Art von schmerzhaftem Gefühl verknüpfet ist. Eine solche unangenehme Empfindung vermehrt die Fieberangst und Unruhe des Kranken um ein Beträchtliches.

 Andere

Andere Kranke empfinden einen außerordentlich heftigen Schmerz, der sich an einer Stelle des Körpers festsetzet, und so wie das Fieber sich vermehrt oder abnimmt, auch immer mit solchem stärker oder schwächer wird. Wenn dieser Schmerz einige Zeit angehalten hat, so pflegt an der schmerzhaften Stelle der kalte Brand zu entstehen. Ich habe dieses an dem Hodensack, wo, wie ich glaube, dieser Zufall immer tödtlich ist, und auch an dem Fuß gesehen.

In diesem Falle, war der Brand mit einer unangenehmen Empfindung von Kälte in der kranken Stelle verbunden, und es wurde dadurch der Verlust einer Zehe verursachet.

In zwey oder drey andern Fällen klagte der Kranke über die Empfindung einer Betäubung, die zuweilen von dem Kopfe, zuweilen aber von dem Magen kam, sich über den ganzen Körper verbreitete, und so lange sie anhielt, eine außerordentliche Unruhe verursachte.

Man kann unter die Zufälle, die bey dieser Krankheit selten vorkommen, noch den Tetanus und die Ergießung und Anhäufung von Wasser in den Gehirnhölen rechnen. Der Tetanus ist von zweyerley Art. Bey der einen ist er eine ursprüngliche Krankheit, bey der andern aber blos ein Zufall des Fiebers. Ich werde hier nur von der letztern Art reden. Ich habe nur bey wenig Patienten dergleichen gesehen. Bey dem einen entstand der Tetanus erst nachdem das Fieber schon völlig ausgebildet war, bey einem andern aber gleich bey dem ersten Anfall. Es war bey diesem Kranken eine krampfhafte Verschließung der Kinnlade vorhanden, und alle Gelenke waren steif, so daß der Patiente, wenn man ihn auf die Füße stellte, eben so ohne alle Bewegung als eine Bildsäule war. Die Zusammenziehungen der Muskeln sind nicht zu allen Zeiten gleich und einförmig,

denn

denn ob sie gleich nie gänzlich erschlaffet sind, so ist doch die Zusammenziehung von Zeit zu Zeit und Anfallsweise bald stärker bald schwächer. Wenn die Zusammenziehung verstärkt ist, so leiden die Patienten viel Schmerzen. Die Haut ist heiß, der Puls geschwind, und die Zunge, wenn der Mund soweit geöffnet zu werden vermag, daß man solche sehen kann, weiß. Darneben empfindet der Patiente viel Schmerzen in der Herzgrube oder Gegend des Magens, er ist einigermaßen betäubt, und hat starke Schweiße, die sonderlich im Gesichte ausbrechen.

In einem Fall, wo ein solches Fieber sich auf die gewöhnliche Art anfieng, (ausgenommen, daß der Kopfschmerz dabey stärker war, als er es sonst gemeiniglich zu seyn pflegt, und welcher Kopfschmerz davon herzurühren schien, daß der Patiente sich mit unbedecktem Haupt dem Sonnenschein ausgesetzet hatte,) wurde der Kranke nachdem zwey oder drey Exacrebationen schon vorbey waren mit einer Betäubung befallen. Die Pupille wurde erweitert und war gegen den Eindruck des Lichts fast ganz unempfindlich. Der Kranke drehete den Kopf immer sehr herum, und griff oft mit der Hand darnach, seufzte auch dabey öfters. Der Puls that ohngefähr neunzig Schläge in der Minute, und war dabey schwach. Der Kranke brachte verschiedene Tage in diesem Zustande zu, ehe er starb. Man öffnete den Kopf und fand ohngefähr sechs Unzen von einem hellen Wasser in der Hirnhöle *). Die Eingeweide der Brusthöle und des Unterleibes aber, waren in einem natürlichen Zustande.

Außer

*) Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser auch gesagt hätte, wie die Hirnhäute beschaffen waren, die oft bey solchen Zufällen entzündet sind. A. d. Ueb.

Außer den hier erzählten Zufällen, die sich bey diesem Fieber etwas seltener als andere zu ereignen pflegen, giebt es noch einige die auf dieses Fieber folgen, und die doch, ob sie gleich nicht oft vorkommen, hier angeführt zu werden verdienen. Zuweilen entstehen nach diesem Fieber Geschwülste und Vereiterungen der am Ohr liegenden Speicheldrüsen, ingleichen Eitersammlungen am Hintern oder an andern Theilen des Körpers. Die Patienten empfinden manchmal eine Art von Betäubung im Arme, die eine oder zwey Wochen nach dem Fieber anhält; auch verspüren sie zuweilen durch den ganzen Körper herumziehende Schmerzen, die den rhevmatischen ähnlich sind. Es mangelt endlich nicht an Beyspielen, daß bey den Patienten der Geschmack und Geruch sehr geschwächet werden, und in diesem Zustande verschiedene Monate verbleiben.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch viele andere weit mehr sonderbare und ungewöhnliche Zufälle bey diesem Fieber, außer denen von mir hier angegebenen, vorkommen, als ich bey meinen Patienten gesehen und hier angeführet habe. Allein man wird es mir doch zugestehen müssen, daß die Quellen aus denen ich meine Erfahrungen schöpfete, in den zwey Jahren und vier Monaten, die ich mit den englischen Truppen zu Jamaika zubrachte, und die dasigen Soldaten-Hospitäler besorgte, in der That sehr zahlreich und ausgebreitet waren.

Es ist in der Geschichte einer so gefährlichen und traurigen Krankheit ein doch noch tröstlicher Umstand, daß man mit Gewißheit behaupten kann, wie dieselbe gar nicht ansteckend sey. Die mit Fiebern behafteten Patienten, die in den Militärspitälern aufgenommen wurden, machten über Dreyviertel von der gesammten Anzahl der Kranken aus, und es lagen die Patienten oft sehr enge und Haufenweis beysammen. Demohnerachtet

erachtet aber hatte man nicht die geringste Ursache zu glauben, daß ein mit einer andern Krankheit befallener Patiente, jemals mit einem Fieber in dem Hospital angesteckt worden wäre. Auch hatte man kein Beyspiel, daß das sogenannte gelbe Fieber ansteckender, als das in seiner gewöhnlichern Gestalt sich zeigende nachlassende Fieber, das mit keiner Veränderung der Farbe der Haut verknüpft war, gewesen wäre.

Ich glaube es wird nicht unschicklich seyn, wenn ich hier die Bemerkung mache, daß ich die ganze Zeit über, da ich mich in Jamaika aufgehalten habe, keinen einzigen mit dem gewöhnlichen Hospital- oder Gefängnißfieber behafteten Patienten gesehen habe, obgleich viele von den Soldatenkrankenhäusern sehr enge waren, und einige derselben, die unter die besten gehörten, blos zwey Böden hatten, auf denen die Patienten so nahe an einander lagen, als sie es nur konnten. Man kann das remittirende Fieber, von dem ich hier eigentlich rede, von dem ansteckenden Hospitalfieber leicht unterscheiden. Die Neigung zur Remission, die in dem zu Jamaika herrschenden Fiebern, es mag nun bey denenselben die Haut gelb seyn oder nicht, vorhanden ist, und welche sich mit nur sehr wenig Ausnahmen binnen sechs und dreyßig oder acht und vierzig Stunden zeiget, ist allein schon hinlänglich, dasselbige von dem Gefängniß- oder Hospitalfieber zu unterscheiden. Dieses letztere Fieber hingegen geht, wenn es einmal ausgebildet ist, seinen ganzen Umlauf mit einer großen Einförmigkeit durch, und es zeigt sich bey solchem viele Tage hintereinander, nicht das Geringste was einer Verdoppelung oder Nachlassung ähnlich wäre. Die Ursache, warum das so genannte Hospitalfieber, oder ansteckende Faulfieber in den Hospitälern zu Jamaika niemals entstand, fiel sehr deutlich in die Augen. Es sind nämlich alle Häuser in dieser Insel so gebauet, daß

soviel

soviel Luft als möglich in solche eindringen kann; eine Bauart welche die große Hitze des dasigen Klima nöthig machet. Dieser Umstand verursachet, daß die Luft beständig durch die Häuser streicht; es wird also auch die Luft welche die Kranken einathmen, alle Augenblicke verändert, und es erlanget dieselbige niemals dadurch, daß sie stocket und an einem Orte eingeschlossen ist, diejenigen schädlichen Eigenschaften welche die Ursache des Hospitalsiebers werden.

Ich zweifle nicht, daß man bey fernerer Untersuchung dieser Materie finden wird: daß, so wie ein warmes Klima, indem es die Veränderung und das Durchstreichen der Luft angenehm und erquickend machet, hierdurch die Entstehung der ansteckenden Faul- oder sogenannten Hospitalfieber verhindert: auch auf der andern Seite ein kaltes Klima, dadurch, daß es uns nothwendig macht, die Luft künstlich zu erwärmen, wobey dieselbige bis zu einen gewissen Grad allemal eingeschlossen seyn muß, solches zu der Entstehung der ansteckenden Faulfieber, die wir mit dem Namen der Hospital- oder Gefängnißfieber belegen, die Ursache wird. Die Erfahrung zeigt, daß diese Fieber nie von einer andern Ursache, als davon, wenn Menschen die nämliche und eingeschlossene Luft eine Zeitlang einathmen müssen, (man sehe die Medical Transact. Vol. III. p. 345.) oder auch durch solche Kleidungsstücke hervorgebracht werde, welche das auf die erstere Art erzeugte ansteckende Gift einige Zeit bey sich behalten. Man hat keine Ursache zu glauben, daß die Erzeugung dieses Giftes, durch die Hitze oder Kälte des verschiedenen Klima, irgend weiter als blos nur in so fern befördert oder verhindert wird, als diese Wärme oder Kälte, eine Ursache der Verhütung des Eindringens der äußerlichen Luft oder der Erneuung der Luft und Durchlüftung in

den Zimmern der Patienten oder anderer in einem Zimmer eingeschlossenen Personen ist.

Zweyter Abschnitt.

Von der Behandlung der nachlassenden Fieber.

Ich werde, indem ich von der Behandlung und Heilung der nachlassenden Fieber rede, hierbey der Mittel, deren ich mich dagegen bediente, in derjenigen Ordnung erwähnen, in welcher dieselben alsdenn gebraucht wurden, wenn sich dieses Fieber in seiner gewöhnlichsten Gestalt zeiget. Hierauf will ich diejenigen Mittel erzählen, die zu Hebung oder Milderung gewisser besondern bey diesen Fiebern vorkommenden Zufälle dienlich befunden wurden, und endlich werde ich noch einige Bemerkungen über verschiedene Mittel hinzufügen, die entweder von andern Aerzten sehr gegen diese Uebel empfohlen worden sind, oder deren man sich fast durchgängig zu bedienen pflegt.

Es ist bey keiner Krankheit die Hülfe des Arztes so geschwind als bey diesen Fiebern nöthig, weil die Wirksamkeit der angewendeten Mittel größtentheils davon abhängt, daß dieselbigen frühzeitig genug gegeben werden. Die Krankheit wird durch die Wiederholung der Anfälle immer stärker, und wenn man dieselbige sich selbst überläßt, so verursachet sie oft den Tod des Kranken. Sie schwächt allemal die Kräfte des Patientens in einem sehr hohen Grade und oft zerrüttet sie die ganze Leibesbeschaffenheit desselben auf eine sehr beträchtliche Weise. Man bemerkt bey diesem Fieber keinen regelmäßigen Fortgang und es würde die Zeit unwiederbringlich verloren gehen, wenn man eine Art von Crisis, bey dieser Krankheit erwarten wollte.

Wenn

Wenn ich einen Patienten, der dieses Fieber bekömmt gleich bey dem ersten Anfall sehe, so lasse ich eine Unze Glauberisches Salz (Natum vitriolatum Pharm. Lond. 1788.) oder die nämlichen Menge von Bittersalz (Magnesia vitriolata) dieses nämlichen Apotheckerbuchs in einem halben Nösel Wasser auflösen. — Hierzu werden zwey Tropfen Pfeffermünzenöl hinzugesetzt. Von dieser Auflösung lasse ich alle halbe Stunden, so lange bis es wirket, oder die ganze Portion verbrauchet ist, vier Eßlöffel voll nehmen. Ich gebe von diesem Mittel deswegen nur immer eine kleine Dosis auf einmal, weil ich befürchte daß es sonst, da immer bey dergleichen Patienten viel Uebelkeiten und Neigung zum Erbrechen vorhanden ist, Erbrechen erregen könnte. Das zu der Auflösung gesetzte wesentliche Oel verbirgt zum Theil den Geschmack des Salzes, und macht daß solches dem Magen weniger zuwider ist.

Es scheint wahrscheinlicher Weise wenig darauf anzukommen, was für eine Gattung von Purgiermitteln dem Patienten gegeben wird, wofern dasselbige nur wirksam und stark genug wirket. Man kann auflöslichen oder tartarisirten Weinstein (Kali tartarisatum Ph. Lond. ed. 1788.) Seignettesalz (Sal rupellense oder das Natron tartarisatum Ph. Lond.) Sennesblätter, vitriolisirten Weinstein (Kali vitriolatum Ph. Lond.) und Rhabarber oder auch Weinsteinsäure und Rhabarber zusammen geben, wenn man aus der Erfahrung weis, daß dieses oder jenes davon dem gegenwärtigen Patienten sonst gut zu bekommen pfleget. Ich habe den oben erwähnten zwey Purgiersalzen, dem Glauberschen und Bittersalz, deswegen gemeiniglich den Vorzug gegeben, weil sie gewiß, geschwind und ohne Beschwerde des Patientens wirken. Das Glaubersche Salz hält sich in einem so warmen und feuchten Klima als

das

das von Jamaika ist, am besten. Das Bittersalz zieht die Feuchtigkeit an sich und zerfließt. Es läßt sich daher nicht gut aufbehalten und man kann auch die Dosis davon nicht recht bestimmen.

Der Kranke findet sich gemeiniglich, wenn man durch dieses Purgiermittel ihm einige Stuhlgänge verschaffet hat, dadurch sehr erleichtert und es erfolgt oft eine Remission. Man muß auf solche genau Acht geben und dieselbe ja nicht ungenützt vorbey streichen lassen, sondern dem Kranken sogleich die Fieberrinde geben. Die gewöhnliche Dosis dieses Mittels ist ein Quentchen, und es kann dieselbe alle zwey Stunden wiederholt werden. Dieses ist, wenn man es als eine allgemeine Regel zu dem Gebrauch der Chinarinde beachtet, vielleicht die beste. Allein man muß doch oft die Dosis sowohl, als die Zeiten des Gebrauchs und wie oft solche gegeben werden muß, nach Beschaffenheit der Umstände abändern. Zuweilen wird der Magen weder eine so große Dosis von der Fieberrinde, als die hier angegebene ist, noch eine so öftere Wiederholung derselben vertragen; man muß daher um die Entstehung von Uebelkeiten und Erbrechen zu vermeiden, die Dosis bis auf zwey Scrupel oder gar ein halbes Quentchen vermindern, und man kann diese so verminderte Dosis vielleicht auch nicht öfter als alle drey Stunden geben. Auf der andern Seite aber, kann man auch in sehr dringenden Fällen, wenn der vorhergegangene Anfall sehr heftig gewesen ist, und man Ursache zu fürchten hat, daß der nächst folgende Anfall noch stärker seyn wird, und wenn man zu gleicher Zeit sich nicht mit Gewißheit darauf verlassen kann, daß die jetzige Nachlassung des Fiebers sehr lange dauern wird, die Dosis der Fieberrinde von einem halben Quentchen bis auf zweye vermehren, und diese alle Stunden geben. Unterdessen wird es doch nur wenig Patienten

 geben,

geben, deren Magen eine so starke Dosis von dieser Rinde verträgt, ja es giebt sogar Fälle, wo man die Fieberrinde gar nicht in Substanz geben kann. Man muß sodann seine Zuflucht zu der Abkochung der Fieberrinde nehmen, oder den Aufguß gebrauchen. Ich ziehe den letztern der erstern vor; da aber die Abkochung zu ihrer Bereitung weniger Zeit erfordert, so pflege ich mich solcher so lange zu bedienen, bis der Aufguß verfertiget ist. Ich lasse denselbigen mit zwey Unzen von der besten Fieberrinde zubereiten, die man pülvert und vier und zwanzig Unzen kaltes Wasser darauf gießt. Man muß die Flasche von Zeit zu Zeit umschütteln, und das Wasser zehn bis zwölf Stunden darüber stehen lassen, wenn der Aufguß die gehörige Stärke erhalten soll. Man läßt den Patienten von diesem Aufguß alle zwey Stunden, oder so oft als es sein Magen vertragen kann, zwey bis drey Unzen nehmen. In einigen Fällen hat sich dieser Aufguß, wenn er in Menge genommen wurde, mir wirksamer als das Pulver der Fieberrinde selbst gezeigt; er verhinderte nämlich einen Rückfall des Fiebers, da im Gegentheil die in Pulver gegebene Fieberrinde, selbst bey der nämlichen Person, nachmals keinesweges so gute Dienste leistete. Ich muß gestehen, daß ich diesen Umstand nicht leicht erklären kann. Unterdessen vermuthe ich doch, daß nach einem oder zwey heftigen Anfällen des Fiebers, der Magen zuweilen so geschwächet ist, daß derselbige auf die Fieberrinde, wenn solche in Substanz genommen wird, gar nicht, oder doch wenigstens nicht mit einer hinlänglichen Kraft zu wirken vermag, da hingegen der Aufguß der Fieberrinde leichter in die Masse der sich durch die Gefäße bewegenden Säfte kommen kann. Der Aufguß der Fieberrinde ist dem Magen weniger zuwider, als die Abkochung derselben, und meistens auch, wenn man nach dem Ge-

schmack urtheilen kann, stärker. Es werden auch bey dem kalten Aufguß der Fieberrinde die Bestandtheile derselben nicht zersetzt, welches hingegen bey der Abkochung gar nicht vermieden werden kann. Eine solche Zersetzung der Bestandtheile, schwächet, wie es aus den von Pringle angestellten Versuchen erhellet, die Kräfte dieses Arzneymittels gar sehr; denn dieser fand daß das Extract der Fieberrinde nicht so stark als das Pulver derselben war, wenn beyde dem Patienten in der nämlichen Menge gegeben wurden.

Bey sehr heftigen Anfällen der nachlassenden Fieber, bey denen es durchaus nothwendig ist, genau auf die Zeit der Remission Acht zu geben und solche ja soviel als möglich zu nutzen, kann man gleich, sobald als der Puls nur ein wenig langsamer wird und die Hitze anfängt sich zu vermindern, ein- oder zweymal eine Dosis von dem Aufguß der Fieberrinde geben, und das Pulver hernachmals sobald hinzusetzen, als es nur der Magen vertragen will. Ich habe durch die Erfahrung gefunden, daß dieses die sicherste Art ist, auf welche der zukünftige Anfall gemäßiget oder gar verhindert werden kann.

In vielen Fällen muß man die Gattung der Flüßigkeit, in welcher man die Fieberrinde nehmen läßt, nach der Beschaffenheit des Magens und darnach einrichten, wie der Kranke solche am besten bey sich behält. Zuweilen kann solche der Magen gut vertragen, wenn man sie in Kaffee nehmen läßt; zu andrer Zeit geschieht dieses am besten, wenn man sie in einer Mischung von Wein und Wasser, oder auch, wenn die Nachlassung des Fiebers beträchtlich ist, in bloßem Wein darreicht. Andern Patienten bekömmt sie am besten, wenn man sie ihnen in Milch, oder auch in einem schwachen Aufguß von Camillenblumen giebt. Wenn man sich dieses Verfahrens bedient, so machet

man daß der Magen sich an die Fieberrinde gewöhnen lernt, und man machet ihn geschickt eine größere Menge davon zu nehmen, und solche besser bey sich zu behalten. Wenn man nicht aus vorhergehenden Erfahrungen schon weis, in welcher Flüßigkeit der Patiente die Fieberrinde am besten nehmen kann, so lasse ich gemeiniglich ihn den Anfang mit dem Aufguß der Fieberrinde machen, weil dieser die kräftigste und wirksamste Bereitung ist. Ist aber solcher dem Magen des Patientens zuwider, so versuche ich nachher andere Flüßigkeiten und dieses so lange, bis mir die Erfahrung zeiget, welche darunter die beste ist.

Es ereignet sich zuweilen daß die Fieberrinde die Patienten stark purgiret, und durch den Canal der ersten Wege fast unverändert durch und aus dem Körper abgehet. Unterdessen ist doch dieses eben kein schlimmer Zufall, dem man auch leicht abhelfen kann. Man braucht nur zu jeder Dosis der Fieberrinde drey oder vier Tropfen von der sogenannten thebaischen Tinktur (Tinctura thebaica oder Tinctura opii Pharmac. Lond. Edit. 1788.) zu setzen, so wird der Durchfall bald gehemmet werden.

Wenn man die hier beschriebene Heilmethode gleich vom Anfang der Krankheit an, sorgfältig in Ausübung bringt, so wird man hierdurch in vielen Fällen die Wiederkunft des Fiebers verhüten. Man kann unterdessen gemeiniglich doch nicht während der ersten Remission, eine hinreichende Menge von der Fieberrinde geben, und es ist auch nicht Zeit genug, daß solche ihre Wirkungen auf eine solche Art auf den Körper thun kann, daß dadurch ein zweyter Anfall verhindert wird.

Die Hitze, Unruhe, Aengstlichkeit, und überhaupt alle die Zufälle, die gewöhnlicher Weise bey dem zweyten Anfall vorhanden zu seyn pflegen, sind weit heftiger als bey dem ersten Anfall, wofern man in der Remission

mission nichts gethan hat, den Fortgang des Fiebers aufzuhalten. Hat aber die Länge der Remission und der Zustand des Magens, einen starken und hinlänglichen Gebrauch der Fieberrinde verstattet, so bringt dieses eine beträchtliche Wirkung auf den nachfolgenden Anfall hervor. Es steigen zwar sodann die Zufälle auch zu einen beträchtlichen Grad, allein es scheinen doch die Kräfte der Natur zu einem gehörigen Widerstand mehr geschickt zu seyn. Der Anfall ist heftig aber von einer kurzen Dauer, und die darauf folgende Remission von der vollkommensten Art.

Unter allen von mir versuchten Arzneymitteln erleichtert, wie meine Erfahrungen mir zeigten, keines die Zufälle während des Anfalls mehr, als das sogenannte Jamespulver *). Man giebt es in kleinerer Dosis, selten über fünf Gran auf einmal, und es wird dasselbige aller drey bis vier Stunden wiederholt. Ist der Magen in einem reizbaren Zustand, so darf man oft nicht mehr, als nur die Hälfte von der oben angezeigten Dosis geben. Denn es verursacht, wie ich bereits bemerket habe, bey diesem Fieber kein Zufall mehr Beschwerde oder ist gefährlicher, als das unaufhörliche Erbrechen. Man muß daher bey der Behandlung dieser Krankheit alle Sorgfalt anwenden, alles zu vermeiden, was uns irgend eine Neigung zum Erbrechen hervorbringen, oder solche vermehren kann. Das Uebel, welches das Würgen und Erbrechen hervorbringt, schränket sich nicht blos auf das Leiden und die Beschwerden ein, die dem Patienten dadurch verursachet werden, sondern es schadet dasselbe vorzüglich

 dadurch

*) Siehe die Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch prakt. Aerzte, 5 B. S. 202. und das allgemeine Dispensator. 3 B. S. 315. Es kömmt mit dem Pulvis antimonialis der neuern Englischen Apothekerbücher überein. A. d. Ueb.

dadurch, daß es den Gebrauch derjenigen Mittel, durch welche der Fortgang der Krankheit gehemmet werden kann, und vorzüglich der Fieberrinde verhütet. Am besten wirket das Jamespulver alsdenn, wenn es einen Schweiß hervorbringt, oder den Leib gelinde öffnet. Man hat selten Gelegenheit das Jamespulver gleich bey dem ersten Paroxismus zu geben, weil hier das Purgiermittel gebraucht werden muß. Wofern aber der Anfall länger, als zum Beyspiel acht und vierzig Stunden lang dauert, und wofern das Purgiermittel gegeben worden ist, auch solches seine völlige Wirkung hervorgebracht hat, und doch sich noch keine Remission zeigen will, so kann man das Jamespulver auf die oben angezeigte Weise geben. Es pfleget solches sodann, indem es entweder einen Schweiß erreget, oder noch mehr gelinde Oefnung machet, die Remission des Fiebers zu befördern.

Man muß von der zweyten Remission eben so wie von der ersten, den Gebrauch machen, daß man in solcher die Fieberrinde in beträchtlicher Menge giebt. Beobachtet man das, was ich oben von der Art ihres Gebrauchs gesagt habe, so kann man gemeiniglich dem Patienten zwey Unzen der Fieberrinde vor der Rückkunft des Fiebers beybringen. Diese Menge wird in den meisten Fällen hinreichend seyn, den Anfall entweder gänzlich zu verhindern, oder doch die Gewalt desselben so zu schwächen, daß derselbe mit keiner Gefahr mehr verknüpft ist. Dieses nämliche Verfahren muß man auch in den nächstfolgenden Fieberanfällen beobachten; man muß nämlich kleine Dosis des Jamespulver während des Anfalls, und die Fieberrinde während der Remission geben.

Hält das Jamespulver den Leib nicht gehörig offen, welches es aber doch gemeiniglich zu thun pflegt, so muß man sich laxirender Clystiere bedienen; denn es

ist

ist überhaupt zu bemerken, daß es bey dieser Krankheit dem Patienten viel Erleichterung schaffet und die guten Wirkungen der Fieberrinde befördert, wenn der Kranke binnen vier und zwanzig Stunden ein- oder zweymal offenen Leib hat. Dieses ist besonders bey denenjenigen Fiebern der Fall, welche auf die Regenzeit im September und October folgen, und gemeiniglich von der schlimmsten Art zu seyn pflegen. Es leistet bey denselben oft gute Dienste, wenn man zu jeder Dosis der Fieberrinde noch vier oder fünf Gran Rhabarber setzet, damit der Kranke dadurch zwey- oder dreymal des Tages hinlängliche Oeffnung bekömmt.

Ich habe in dem Vorhergehenden bereits einigemal die Bemerkung gemacht, daß bey diesen Fiebern kein Zufall gefährlicher ist, als das unaufhörliche Würgen und Erbrechen; ich muß aber hier noch hinzusetzen, daß nichts mehr Schaden anrichten kann, als wenn man bey solchen Umständen sich der Brechmittel bedienet. Hat der Patiente gleich bey dem ersten Anfang der Krankheit Uebelkeiten und Erbrechen, so ist es zur Reinigung des Magens schon hinreichend, wenn man nur dem Kranken Camillenthee oder warmes Wasser trinken läßt. Wenn aber das Erbrechen oder Würgen auch nach dem Gebrauch dieser Mittel noch immer anhält, welches oft zu geschehen pflegt, und solche den Patienten auch sogar in der Zeit beschweren, wo die andern Zufälle nachlassen, so werden Salztränkchen, d. i. eine Vermischung eines vegetabilischen Alkali mit Citronensaft, die man während des Aufbrausens nehmen läßt, und solche alle Stunden oder auch noch öfter wiederholt, in sehr vielen Fällen diesen so beschwerlichen Zufall heben. Es wird auch der Magen sehr erleichtert, wenn man dem Patienten Oeffnung verschaffet, welches ebenfalls zur Hemmung des Erbrechens sehr viel beyträgt; da aber der Patiente die ihm

gegebenen Purgiermittel sogleich wieder wegbrechen würde, so kann man sich um solchem den Leib zu öffnen, blos purgierender Clystiere bedienen, und es ist zuweilen nöthig dieselben verschiedenemal zu wiederholen. Auf diese Art wird oft das Erbrechen gestillt, und der Patiente in den Stand gesetzt, die Fieberrinde bey sich zu behalten.

Es trägt sich jedoch zuweilen bey den schlimmsten Fiebern dieser Art zu, daß das Würgen nicht durch die während des Aufbrausens genommene Salztränkchen gestillt wird, sondern daß selbst solche wieder weggebrochen werde. Ich habe in solchen Fällen gemeiniglich meine Zuflucht zu dem Gebrauch der Opiate, und dieses meistentheils mit einem glücklichen Erfolg, genommen. Man kann von funfzehn bis zwanzig Tropfen von der thebaischen Tinctur (Tinctura opii Ph. Lond.) zu einem im Aufbrausen zu nehmenden Salztränkchen setzen, oder solche Tinktur in ein wenig Bristolerwasser (das auch viel fixe Luft enthält) geben, und dieses Mittel, nach Beschaffenheit und Heftigkeit der Zufälle, aller zwey oder drey Stunden wiederholen. Es pflegt bey einer solchen großen Reizbarkeit des Magens, das allein genommene oder mit Rheinwein oder einem leichten französischen Wein vermischte Bristolerwasser, oft alsdenn von dem Patienten bey sich behalten und nicht weggebrochen zu werden, wenn dieses mit dem ordentlichen Wasser nicht geschehen würde. Einige ertheilen auch den Rath, daß man, wenn die hier angegebenen Mittel fehlschlagen, ein Blasenpflaster auf die Gegend des Magens legen soll. Allein ich habe niemals darzu meine Zuflucht genommen, weil in meinen Erfahrungen jederzeit das Erbrechen durch die im Aufbrausen genommene Salztränkchen oder die Opiate gestillt wurde. Man wird leicht einsehen, daß dieser gefährliche Zufall, durch alle diejenigen Heilarten die-

ser

ser Fieber, bey denen man von den Brechmitteln mit Gebrauch zu machen pflegt, oft hervorgebracht, oder doch wenigstens jederzeit sehr verstärkt werden muß. Sobald man das Erbrechen gestillet hat, muß man gleich mit gehörigem Fleiß die Fieberrinde geben. Man muß jedoch dabey mit Behutsamkeit verfahren, und den Anfang blos mit dem Aufguß oder der Abkochung derselben machen, hernachmals aber, so wie der Magen selbige verträgt, auch das Pulver derselben noch hinzusetzen.

Es ist während des Anfalls oder der Verdoppelung des Fiebers, allezeit mehr oder weniger von Kopfschmerzen vorhanden, die zuweilen sehr heftig werden, und dem Patienten viel Beschwerde erregen. Ein zwischen den Schultern gelegtes Blasenpflaster, pflegt fast immer oder eigentlich allezeit, diesen Kopfschmerz entweder zu erleichtern oder gänzlich zu heben.

In der großen Schwäche, die wie ich bereits oben gesagt habe, zuweilen nach heftigen Anfällen, sonderlich bey denenjenigen Fiebern, die mit einer gelben Farbe der Haut verknüpft sind, zu folgen pfleget, leistete mir nichts so gute Dienste, als herzstärkende Mittel. Denn ob ich gleich alsdenn den Gebrauch der Fieberrinde nicht gänzlich aussetzte, so war doch die Dosis derselben, die bey diesen Umständen der Magen unter irgend einer Gestalt bey sich behielt, so klein, daß man sich von derselbigen wenig Nutzen versprechen konnte. Hierbey zeigten sich der Wein und gute Nahrungsmittel als die besten herzstärkenden Mittel, und sie übertrafen in ihren Kräften alle diejenigen weit, die uns die Apotheken darbieten konnten. Unter den Weinen war ein leichter rother französischer Wein und der Rheinwein den Patienten am angenehmsten, und wurde von solchen gemeiniglich andern Arten vorgezogen. Unterdessen gab man den Kranken, wenn sie es verlangten,

 auch

auch Maderawein, und es war dieses die einzige Sorte, die man den gemeinen Soldaten in diesem Klima verschaffen konnte. Es wurde derselbe von der Art, wie man ihn behandelte, nicht sauer, da solche doch so beschaffen war, daß ein jeder anderer Wein es dadurch gewiß geworden wäre.

Es wird bey dieser Gelegenheit nicht unschicklich seyn, noch einiges von der Nahrung zu erinnern, die man den Patienten während der ganzen Krankheit geben muß. Die Kranken pflegen gemeiniglich gleich bey dem ersten Anfall einen großen Eckel und Abscheu gegen die Speisen und den Wein zu bekommen. Unterdessen fällt dieses doch während der Remission weg, und es werden sowohl die Speisen als der Wein zur Unterstützung der Kräfte des Patienten nothwendig. Hünerbrühe, Panade, Sago, Salab, dünner Haber- und Gerstenschleim und Thee in welchen man weiß Brod eingeweichet hat, sind diejenigen Arten von Nahrungsmitteln, die sich für die Beschaffenheit des Magens der Patienten und der Krankheit selbst am besten schicken. Man kann zu allen diesen Dingen, nur den Thee ausgenommen, noch Wein mit Zucker und etwas Muskatennuß oder mit irgend einem andern Gewürz setzen, daß dem Patienten noch angenehmer ist. Den Wein kann man nur selten vor sich allein geben, sondern man muß denselben mit Wasser vermischen. Es ist solcher fast in allen Fällen, vornehmlich aber wenn die Krankheit heftig und der Patiente durch solche schon sehr mitgenommen worden ist, den Kranken sehr angenehm und zeigt sehr große stärkende Kräfte. Jedoch ist es bey dem Gebrauch der Nahrungsmittel sowohl, als des Weins, äußerst wichtig, daß solche oft wiederholt werden, und daß man davon auf einmal blos ein wenig nehmen läßt; denn es würde, wenn der Patiente irgend zuviel davon genießt, der Magen leicht überladen

laden und zum Erbrechen gereizet werden. Die Erfahrung hat gezeiget, daß es, wenn das Fieber anfängt nachzulassen, nützlich sey, die Fieberrinde nicht eher zu geben, als bis der Patiente schon etwas Nahrung zu sich genommen hat, und man thut am besten, wenn man es dem Patienten überläßt von den Dingen, die ich eben hier angeführt habe, oder andern ihnen ähnlichen, diejenigen zu wählen, die ihm die angenehmsten sind. Wenn man dieses beobachtet, so verträgt der Magen die Fieberrinde leichter, und die Patienten können besser mit dem Gebrauch derselben fortfahren. Man erreicht die nämliche Absicht, wenn man etwas Speise oder ein wenig Wein und Wasser zwischen jeder Dosis der Fieberrinde giebt, und es werden auch hierdurch die Kräfte des Patientens unterstützet.

Sind die Kranken, nachdem sie zwey oder drey Anfälle des Fiebers ausgestanden haben, dadurch sehr geschwächt, so sind ihnen sodann der Wein und Nahrungsmittel nöthiger, als alle Arzneyen; denn es schaft in solchen Fällen selbst die Fieberrinde so lange wenig oder gar keinen Nutzen, bis die Lebenskräfte auf eine gewisse Art wieder ersetzt sind. Wofern man auch den Gebrauch der Fieberrinde nicht gänzlich aussetzt, so muß man solche doch nur in dem kalten wässerichten Aufguß und dieses zwar zu drey oder vier Eßlöffeln auch nur aller zwey oder drey Stunden geben. Das Pulver der Fieberrinde muß man nachmals, und so wie es die Kranken vertragen lernen, und auf eine solche Weise geben, daß man den Magen nicht damit beschweret oder ihn überfüllt, welches den Gebrauch des Weins und der Nahrungsmittel verhindern würde. Es ist eine Sache von der größten Wichtigkeit, daß man den Kranken auf diese Art von Zeit zu Zeit eine schickliche Nahrung reichet; denn wenn sie auch gleich selbst kein großes Verlangen darnach empfinden, so

werden

werden sie doch, wofern man nur eine kurze Zeit ihnen nichts dergleichen reichet, nach und nach immer schwächer und schwächer, obgleich der Puls keine Wiederkunft des Fiebers zeiget, und sie sterben endlich, gleich als wenn die ganze Lebenskraft durch den vorhergehenden Anfall bey ihnen erschöpft worden wäre.

Man könnte die Frage aufwerfen: in welcher Menge denn der Wein zu geben sey? Es ist schwer dieses bestimmt zu beantworten; soviel aber ist gewiß, daß die Menge desselben mit seinen Wirkungen in einem Verhältniß stehen muß, und ich habe mich dabey gemeiniglich nach folgenden Umständen gerichtet. Ist der Wein dem Patienten nicht angenehm, sondern im Gegentheil zuwider, so wird er ihm selten Nutzen schaffen. Es wird derselbige auch keine bessern Dienste leisten, wofern er die Hitze, die Unruhe und das Phantasiren bey den Kranken vermehret. Bekam er hingegen dem Patienten wohl und konnte derselbe ihn gut vertragen, so fand ich gemeiniglich, daß diejenige Menge desselben, die die besten Dienste leistete, weit geringer war, als sie oft empfohlen wird. Ich habe selten über ein Nösel davon (nämlich vom Maderawein) binnen vier und zwanzig Stunden gegeben, und es haben mir, da ich die Wirkungen des Weins immer sorgfältig beobachtete, meine Erfahrungen gezeigt, daß wenn ich diese Menge überstiegen hätte, dieses keinen Nutzen, sondern vielmehr Schaden gethan haben würde. Ich rede hier nicht von dem faulichten ansteckenden oder sogenannten Gefängnißfieber, bey welchem man Wein empfohlen und auch in einer sehr großen Menge gegeben hat; ob ich gleich gestehen muß, daß mir in meiner Praxis keine solchen Fälle von diesen Fiebern vorgekommen sind, wo ich ohne Schaden des Patientens, die oben bey dem nachlassenden Fieber angezeigte Menge weit übersteigen konnte. Es ereignet sich unglücklicher Weise,

bey der Ausübung der Arzneykunst nur zu oft, daß man schwerlich einen Fehler verbessert, ohne nicht in einen entgegengesetzten zu verfallen. So begnügen wir uns zum Beyspiel nicht damit, daß wir statt der ausleerenden Mittel uns des Weins und der herzstärkenden Arzneyen bedienen, sondern wir steigen gleich mit dem Gebrauch des Weins, so hoch, daß die Patienten davon berauscht werden, ohne daß wir dabey überlegen, daß in allen denjenigen Fällen, wo der menschliche Körper sehr geschwächt oder erschöpft ist, auch selbst die Stärke und Menge der Herzstärkungen in einem gehörigen Verhältniß mit denen noch bey den Kranken übrig gebliebenen Kräften stehen müsse.

Ist der Durst des Patienten groß, und wird derselbige nicht durch die oben angeführten dünnen Feuchtigkeiten hinlänglich gelöschet, so kann man dem Kranken bloßes Wasser oder Wasser mit geröstetem Brode trinken lassen. Ist der Magen außerordentlich reizbar und zum Erbrechen geneigt, so ist dem Patienten nicht selten das Bristolerwasser angenehmer, als irgend eine andere Feuchtigkeit, und es behält der Kranke dasselbe oft alsdenn bey sich, wenn der Magen alles andre Getränke wieder wegbricht. Man hat den sauren oder säuerlichen Feuchtigkeiten, die aus den Früchten die in dem Klima von Jamaika wachsen, bereitet werden, ausschweifende Lobsprüche beygelegt, und sie als den Kranken sehr angenehm und bey diesen Fiebern höchst heilsam empfohlen, allein es scheinen diese Lobsprüche mehr die Folgen einer auf Theorie sich gründenden Hypothese, als der Erfahrung selbst zu seyn. Es haben die Patienten selten ein starkes Verlangen nach dergleichen Getränke, und es bringen solche, wenn man sie giebt, oft unangenehme Empfindungen in dem Magen hervor. Es ist sogar oft bey diesen Fiebern bey denen Kranken im Magen eine Neigung zur Säure verhanden,

welches

welches der saure Geruch und die grüne Farbe der weggebrochenen Materie zeiget. Dieser Zufall aber wird natürlicher Weise durch den Gebrauch säuerlicher Feuchtigkeiten noch vermehret werden.

Es ist zuweilen bey dem Anfall des Fiebers ein beträchtlicher Grad von Betäubung oder Schlafsucht bey dem Patienten vorhanden, der in einigen Fällen fast bis zu einer gänzlichen Gefühllosigkeit steigt. Da dieses aber ein Zufall des Fiebers ist, so trägt auch alles dasjenige was zur Hervorbringung einer Remission nützet, zu der Hebung desselben mit bey. Ich kenne jedoch nichts, das zu der Erlangung dieses Endzwecks wirksamer wäre, als das Jamespulver, welches man bey dergleichen Umständen in einer stärkern Dosis als sonst geben kann, weil hier der Magen gemeiniglich in keinem sehr reizbaren Zustand sich befindet. Man kann es zu fünf Granen geben und es aller zwey oder drey Stunden, und dieses zwar so lange wiederholen, bis das Fieber nachläßt, oder die Arzney eine merkliche und in die Sinne fallende Wirkung hat. Eine solche Betäubung oder Schlafsucht, zeiget allemal, wenn sie bey einem nachlassenden Fieber vorhanden ist, daß die Krankheit sehr gefährlich sey, und giebt sehr dringend die Nothwendigkeit zu erkennen, den best möglichsten Gebrauch von der nachfolgenden Remission zu machen. Man muß nämlich sodann die Fieberrinde auf diejenige Art geben, auf welche sie am wirksamsten ist, und dadurch den nächst folgenden Anfall zu verhindern oder doch wenigstens zu mäßigen suchen, weil solcher sonst leicht dem Patienten tödtlich werden kann.

Ich habe bey Erzählung der besten gegen diese Fieber dienlichen Heilart vorausgesetzt, daß der Arzt gleich vom Anfang der Krankheit zugegen gewesen sey, und dem Patienten die dienlichsten Mittel habe verordnen können; allein es kann dieses nicht allemal statt finden, weil

weil aus mannichfaltigen und leicht in die Augen fallenden Ursachen, bereits ein erster oder sogar ein zweyter Anfall vorbey hat gehen können, ehe etwas zur Heilung des Kranken gethan worden ist. Bey solchen Umständen ist es, wenn eine Remission anitzt wirklich vorhanden, und der vorhergehende Anfall heftig gewesen ist, und man Ursache zu vermuthen hat, daß es der nächst folgende Anfall noch mehr seyn wird, bey solchen Umständen, sage ich, ist es sodann nicht rathsam drey oder vier Stunden mit dem Gebrauch eines abführenden Mittels zu verlieren. Man muß vielmehr dasselbe anitzt weglassen, und die Fieberrinde sogleich geben. Um jedoch eine jede Empfindung von Völle und Spannung in dem Magen oder Gedärmen zu verhüten, die von dem Gebrauch der Fieberrinde hervorgebracht werden kann, und auch die Wirkungen dieses Mittels auf den Körper noch zu unterstützen, pflegt man in solchen Fällen ein abführendes Mittel mit der Fieberrinde und zwar in einer solchen Dosis zu verbinden, daß dadurch binnen vier und zwanzig Stunden drey bis vier Stuhlgänge hervorgebracht werden. Man kann daher vier oder fünf Gran Rhabarber noch zu jeder Dosis der Fieberrinde setzen.

Ist nach den gewöhnlichen Ausleerungen ein Phantasiren mit einer beträchtlichen Wildheit und Unruhe vorhanden, das zuweilen während des ganzen Anfalls fortdauert, so wird in manchen Fällen ein Opiat, das in einer mäßigen Dosis gegeben und nach zwey oder drey Stunden wiederholt wird, diese Zufälle beruhigen und hierdurch eine Nachlassung des Fiebers befördern.

Zuweilen werden bey diesem Fieber viel Blähungen in den Gedärmen erzeuget, und dadurch eine beträchtliche Ausdehnung und Schmerz hervorgebracht. Hierbey schaffen Clystiere und gelinde Laxiermittel, indem

dem sie diese Blähungen abtreiben, Hülfe. Ein Tropfen Pfeffermüßenöl, den man auf einem Stücke Zucker giebt oder zwey oder drey Löffel von dem Campherjulep, (Julepum e Camphora oder Mistura camphorata des Londonschen Dispensatoriums der Ausgabe von 1788.) bewirken auch auf einige Zeit Erleichterung. Ohnerachtet nun aber die Hebung dieser Blähungsbeschwerden allerdings eine wünschenswerthe Sache ist, so ist dieser Zufall doch nicht von der Wichtigkeit, daß er den Gebrauch der Fieberrinde unterbrechen darf. Es wird auch gemeiniglich schon hinreichend seyn, wenn man nur soviel Rhabarber zu diesem Arzneymittel setzet, daß dadurch der Leib offen erhalten wird.

Ich habe bereits oben bey der Erzählung der bey diesen Fiebern vorhandenen Zufälle mit angemerket, daß zuweilen die Patienten in den fleischichten Theilen einen gewissen Schmerz empfinden, gleich als ob solche geschlagen oder gequetscht worden wären. Bey einem Patienten wurde dieser Schmerz vornehmlich in den Schenkeln empfunden, die noch darzu und dieses sogar in der größten Stärke des Fiebers kalt waren, obgleich die Beine und Füße warm waren. Der Schmerz und die unangenehme Empfindung waren beträchtlich, und verursachten dem Kranken eine große Unruhe und Angst. Man setzte den Patienten in ein warmes Halbbad, allein es verstatteten die Kräfte desselben nicht, sich desselbigen so lange zu bedienen, daß dadurch ihm Erleichterung hätte verschaffet werden können. Man tauchte Flanell in kochendes Wasser und schlug solchen, nachdem man ihn ausgerungen hatte, so warm rund um die Schenkel herum, daß kein anderer Theil des Körpers diesen Grad der Wärme hätte vertragen können, und doch war es dem Patienten angenehm und schafte ihm große Erleichterung. Man setzte die Bä-

hungen

Bähungen dieser Art eine beträchtliche Zeit und so lange fort, bis das Fieber zu remittiren anfieng: eine Sache die diese Bähungen sehr dadurch zu befördern schienen, daß sie dem Patienten Erleichterung seiner Schmerzen verschaffeten.

Es trägt sich bey dergleichen Patienten zuweilen zu, daß nur in einem einzigen Flecke ein Schmerz empfunden wird und darauf sich einschränkt, womit die Empfindung einer Kälte in diesem leidenden Theil verknüpft zu seyn pflegt. Nach einem oder mehrern Fieberanfällen geht dieser Theil in den kalten Brand über, wird blau und stirbt ab. Ich habe, wie ich bereits oben erwähnet, Beyspiele davon an dem Hodensack und Fuß gesehen. Es ist mir kein einziger Patiente bekannt, der, wenn der kalte Brand den Hodensack befiel, noch gerettet worden wäre. Bey einem Kranken aber, wo am Fuß ein solcher Schmerz und Kälte entstand, schafften warme Bähungen und Flaschen, die mit warmen Wasser angefüllet waren und auf den leidenden Theil geleget wurden, demselbigen große Erleichterung. Opiate hingegen leisteten keinen Nutzen. Da der Theil endlich blau und unempfindlich wurde, so scarificirte man ihn, um der in ihm stockenden dünnen Jauche einen Ausgang zu verschaffen, wodurch denn auch der Kranke einige Erleichterung erhielt. Das Fieber wurde durch den Gebrauch der Fieberrinde gehemmt, und der Patiente kam mit dem Verlust von einer Zehe davon; er war aber noch lange Zeit darnach öfteren Rückfällen unterworfen, und es dauerte einige Monate ehe derselbe seine verlornen Kräfte wieder erhielt. Es pflegen, wenn die Jahreszeit kränklich ist, vornehmlich aber zu den ungesundesten Zeiten des Jahres, die Rückfälle sehr häufig zu seyn. Diese sind zuweilen leicht, zuweilen aber auch heftig, allein niemals ohne Gefahr, indem wiederholte Anfälle des

Fiebers die Gesundheit untergraben, und sich in die Wassersucht oder Verstopfungen der Leber und Milz endigen. Zuweilen pflegt aber auch ein einziger Anfall, der heftiger als gewöhnlich ist, dem Leben des Patienten auf einmal ein Ende zu machen. Bey solchen Rückfällen nun ist die Behandlung in Ansehung des Fiebers, die nämliche mit der, die ich bereits oben beschrieben habe. Man muß nämlich im Anfange ein abführendes Mittel geben, sodann durch das Jamespulver nach Beschaffenheit der Umstände die Remission beschleunigen und nachmals die Fieberrinde gebrauchen. Denn es ist zu bemerken, daß diese Rückfälle aus zwey oder drey Fieberparoxysmen und darzwischen befindlichen Remissionen bestehen. Wenn die Leibesbeschaffenheit des Patientens zu Rückfällen geneigt wird, welche zuweilen mit einer gewissen Art von Regelmäßigkeit sich aller vierzehn Tage, oder drey und vier Wochen einzustellen pflegen, so schaffet man dem Patienten viel Nutzen, wenn man ihn die Luft verändern und sich an einen andern Ort begeben, oder welches noch besser ist, durch Reisen die Luft zu wiederholtenmalen verändern läßt. Kleine Reisen, die mit keiner großen Beschwerde verknüpft sind, in dem kühlen und gebirgigten Theilen der Insel, die eine Zeitlang fortgesetzet werden, sind sehr dienlich der Leibesbeschaffenheit wieder Stärke und Kraft zu verschaffen, und solche dadurch fähig zu machen, künftigen Rückfällen der Krankheit zu widerstehen.

Die Luft von Port Royal, welcher Ort auf einer Sandbank gelegen ist, die die See fast gänzlich umgiebt, ist rein und gesund, und es schafft der Aufenthalt in solcher oft schwächlichen und kränklichen Personen aus den benachbarten Städten Spanish-Town und Kingston sehr großen Nutzen, obgleich die Hitze in diesen drey genannten Orten fast gleich stark zu seyn

pflegt. Es würde dieser Ort auch noch gesünder seyn, wenn man nur gehörige Sorgfalt trüge den Koth und die Unreinigkeiten von den Straßen wegzuschaffen.

Unterdessen wurzeln doch diese Fieber zuweilen so tief ein, daß die Hülfe, die man dem Patienten durch eine solche Veränderung der Luft schaffet, nur von kurzer Dauer ist, und wiederholte Anfälle doch noch immer demselbigen tödtlich zu werden drohen. Bey diesen Umständen schaffet eine Seereise sehr großen Nutzen und es wird solche oft dasjenige völlig zu Stande bringen, was eine bloße Veränderung der Luft auf dem Lande nicht allein zu thun vermögend war; vornämlich aber wird dieses alsdenn geschehen, wenn man es so einrichten kann, daß der Patiente sich zehn oder zwölf Wochen auf der See aufhält. Man kam einmal auf die Gedanken, daß dieser Nutzen der Seeluft und Seereisen auch für die gemeinen Soldaten vortheilhaft seyn könnte, wenn man nämlich die von Fiebern vor kurzem Genesenen am Bord eines Kriegsschiffes schickte, das eben auf das Kreuzen auslaufen wollte. Man machte auch wirklich mit einigen Soldaten, die zu dem ersten Batallion des sechzigsten Regiments gehörten, diesen Versuch. Da aber diese Leute nicht im Stande waren, sich frische Nahrungsmittel mit auf das Schiff zu nehmen, und also die gewöhnliche Schiffskost von eingesalzenem Fleisch u. s. w. genießen mußten, auch überhaupt nicht verstanden, wie sie für ihre Gesundheit auf dem Schiff zu sorgen hätten, so kamen sie alle zwar vom Fieber frey wieder, sie waren aber dagegen mit dem Scorbut behaftet, und dieses machte, daß man ins Künftige den gedachten Plan ganz bey Seite legte.

Es ist die Seeluft in Westindien von alle den schädlichen Eigenschaften frey, die die Landluft in diesen Gegenden zu haben pflegt, und es ist kein Klima in der Welt, worinnen die Seeleute einer bessern Gesundheit

sundheit genießen, als dieses, wofern nur dieselben beständig am Bord ihrer Schiffe bleiben, und man Sorge trägt das Schiff rein zu halten, und man der Schiffsmannschaft von Zeit zu Zeit grüne Gewächse oder Früchte zur Verhütung des Scorbuts verschaffet. Die gute Witterung, welche gemeiniglich in diesen Gegenden herrschet, machet es selten nöthig die Lucken zu verschließen und es leiden daher die Matrosen nicht von unreiner und eingeschlossener Luft; fast alle westindische Inseln aber verschaffen uns Früchte, grüne Sachen und eßbare Wurzeln. Es befindet sich auf den Kriegsschiffen, die in den Gewässern von Jamaika kreuzen, die Mannschaft oft besser, als auf denen in dem englischen Canal. Man kann leicht auf die Gedanken kommen, die Frage aufzuwerfen, wie es denn kömmt daß wir, da die Seeluft in Westindien so gesund ist, doch daselbst so viel Matrosen einbüßen? Es rührt dieses aber, soviel ich in Ansehung der in und um Jamaika sich aufhaltenden Kriegsschiffe bemerken konnte, von folgenden Ursachen her, die aber, wie ich nicht zweifle, auch in Rücksicht auf die übrigen westindischen Inseln gelten werden.

Es sind die Matrosen, wenn sie entweder um Wasser für das Schiff zu holen, oder um anderer Geschäfte willen, die der Dienst erfordert, an das Ufer geschickt werden, denenjenigen Ursachen ausgesetzt, die die auf dem Lande herrschenden Fieber hervorbringen. Gemeiniglich aber vermehren sie dieselbigen Ursachen noch durch ihre eigene unordentliche Lebensart. Auch scheint es, daß sie, indem sie aus einer reinen Luft, in eine die schädlich ist, kommen, sich dadurch fast in der nämlichen Lage als neu angekommene Europäer in Westindien befinden, die wie ich bereits oben erwähnet habe, eher von diesem Fieber befallen werden und mehr von demselben erleiden, als die Eingebornen oder die-

jenigen,

jenigen, die sich schon einige Zeit in Westindien aufgehalten haben. Es hat sich oft zugetragen, daß wenn Schiffe ihr Wasser zu Jamaika an dem hierzu in dem Hafen von Kingston bestimmten Ort eingenommen haben, kein einziger von der darzu gebrauchten Mannschaft von einem Fieber frey geblieben ist, sondern alle binnen wenig Tagen damit befallen worden sind. Und obgleich dieses nicht jederzeit der Fall zu seyn pfleget, so ereignet es sich doch nur selten, daß der größte Theil dieser Mannschaft ohne Fieber bleibt. Eine andere Ursache von der größten Anzahl von Kranken auf den Kriegsschiffen, besteht darin, daß die Kriegsschiffe die ihnen fehlenden Matrosen durch solche ersetzen, die sie aus den Kauffarthenschiffen pressen. Um dieses nun zu vermeiden, pflegen viele Matrosen von den letztern Schiffen, sobald dieselben in Jamaika anlanden, ihre Schiffe zu verlassen und sich auf dem Lande oder in der Stadt so lange zu verstecken, bis sich ihnen die Gelegenheit darbietet am Bord eines Handelsschiffes zu kommen, oder sie einem Preßgang in die Hände fallen. Diese Matrosen aber sind sowohl, als diejenigen Leute von den Kriegsschiffen, die man um andre zu pressen an das Land schicket, alle den gewöhnlichen Ursachen der Krankheiten ausgesetzt, und es pflegen daher viele von ihnen, wenn sie auf die Kriegsschiffe kommen, in Kurzem mit Fiebern befallen zu werden. Man hat dieses sonderlich in Ansehung der Kriegsschiffe beobachtet, die gänzlich zu Jamaika bemannet worden sind. Es ereignete sich dieses besonders alsdenn, wenn Schiffe die man dem Feind abgenommen hatte, zum Dienst der Regierung gekauft wurden. In einigen Fällen dieser Art, war die Sterblichkeit unter den Officieren nicht geringer als unter den gemeinen Matrosen, welches wie es schien, davon herrührte, daß dieselbigen sich bey dem Pressen der Matrosen und der Bemannung des

Schiffes sehr angestrenget hatten. Ich weis wohl, daß manche behaupten, es habe die Unreinlichkeit der dem Feinde abgenommenen Schiffe, zur Entstehung von ansteckenden Fiebern Gelegenheit gegeben, denen man diese große Anzahl von Todten und Kranken zugeschrieben hat. Allein man muß bemerken, daß unter der Mannschaft von den feindlichen Schiffen zu der Zeit, da solche von unsern Schiffen genommen wurden, keine ansteckenden Fieber herrschten, und daß obgleich diese Schiffe voller Unreinigkeiten waren, doch sich keine eingeschlossene Luft auf ihnen befand, welche aber, wie aus der Erfahrung bekannt ist, blos allein die ansteckenden Fieber hervorbringt. Ein noch weit stärkerer Beweisgrund für meine Meynung, als alles hier gesagte ist der, daß viele von denen, die am Bord der Kriegsschiffe starben, das sogenannte gelbe Fieber hatten, welcher Zufall hinreichend beweißt, daß das Fieber zu den in Jamaika einheimischen Krankheiten gehörte, zumal da die gelbe Farbe der Augen und Haut nur selten bey dem ansteckenden Hospital- oder Gefängnißfieber vorzukommen pflegt.

Außerdem, daß zur Einnehmung des Wassers und um Matrosen zu pressen, Leute von den Schiffen an das Land gesendet werden, giebt es auch noch viele andre Dinge um derentwillen man Boote an das Land schicken muß; und wenn man keine außerordentliche Sorgfalt anwendet, so wird die Mannschaft auf dem Lande oder in den Städten herumlaufen, welches aber gemeiniglich, sonderlich in der ungesunden Jahreszeit schädliche Folgen nach sich zu ziehen pflegt. Es können auch Schiffe, wie ich bereits oben gesagt habe, ungesund werden und eine große Anzahl von Kranken bekommen, wenn sie nahe an morastigen Gegenden, oder doch so vor Anker liegen, daß der Wind von besagten Gegenden auf sie streichen kann.

Zu

Zu diesen Ursachen, welche auf der Flotte eine große Sterblichkeit hervorbringen, kann man noch eine andere Ursache rechnen, welche vorzüglich unter unsern Seeleuten in Westindien statt findet. Es ist solche die, daß die Schiffswundärzte mit demjenigen Arzneymittel, das zur Heilung der Fieber das aller nothwendigste ist, gar nicht oder doch wenigstens nicht in der gehörigen Menge versehen sind. Dieses Arzneymittel ist die Fieberrinde, und es ist solche hier in Westindien so theuer, daß sich solche diese Wundärzte nicht kaufen können, indem zuweilen ein Pfund für zwey Guineen verkauft wird.

Nachdem ich auf diese Weise die vornehmsten Ursachen der großen Anzahl von Todesfällen, die auf unsrer Flotte in Westindien statt zu finden pflegen, gezeigt habe, so glaube ich mich nicht zu weit von meiner Hauptabsicht zu entfernen, wenn ich hier die vornehmsten Mittel mit wenig Worten anführe, wodurch die Wirkung dieser Ursachen verhindert werden kann. Man muß nämlich:

1) Den Matrosen nicht erlauben an das Ufer zu gehen, wenn solches irgend nur vermieden werden kann.

2) Man muß sich der Negern bedienen, um die Schiffe mit Wasser zu versehen, und dieses keineswegs durch Matrosen verrichten lassen.

3) Es muß die Regierung die Schiffswundärzte, so lange als sich die Kriegsschiffe in Westindien befinden, mit Fieberrinde versehen, damit sie solche nicht aus ihren eigenen Mitteln einkaufen müssen.

Um aber die Matrosen desto besser darzu zu bewegen, daß sie, wenn die Schiffe im Hafen liegen, am Bord derselben bleiben, muß man nicht nur unter gehöriger Einrichtung es erlauben, sondern sogar auf alle Art befördern, daß vom Lande an die Schiffs-

boote kommen, und den Matrosen allerhand Lebensmittel und auch andre Dinge zuführen, die ihnen nicht schädlich sind, und die sie für ihr Geld, sonderlich wenn sie Beute gemacht haben, sich einkaufen können.

Es würde zwar der Regierung beträchtliche Kosten machen, wenn solche Negersklaven einkaufen müßte, um sich derselbigen zur Einschiffung des Wassers u. s. w. bedienen, allein es würden doch solche in keine Betrachtung kommen, wenn man sie mit dem Verlust vergleichet, den der Tod so vieler Seeleute verursachet: wofern man dabey auch nur blos auf das Geld Rücksicht nimmt, welche die Ersetzung derselben der Nation kostet, und alle die andern Betrachtungen übergeht, die uns die Menschenliebe darbietet. Der Werth des Lebens eines Matrosen in Westindien, kann für die Nation nicht geringer als auf funfzig Pfund Sterling angeschlagen werden, (über dreyhundert Thaler); und wenn man auch solchen nicht höher berechnet, welches doch viel zu niedrig ist, so übertrift doch der Verlust den die Nation durch den Tod derjenigen Matrosen leidet, die blos dadurch verloren gehen, wenn einige wenige Kriegsschiffe ihr Wasser einnehmen, die Unkosten die der Einkauf der Neger verursachen könnte, um ein beträchtliches. Man könnte unterdessen leicht eine hinreichende Anzahl von Negern auf den Schiffen haben, ohne daß die Regierung davon mehrere Unkosten hätte. Man dürfte nur zu der Bemannung eines jeden Schiffes eine verhältnißmäßige Anzahl von Negern, etwa einen auf zwanzig oder fünf und zwanzig nehmen. Man könnte solche ihren Herren abmiethen, oder wenn es freye Neger sind, sie anwerben, und wenn das Schiff Westindien verließe, sie sodann den neu ankommenden Schiffen überlassen. Ein ähnliches Verfahren, das man bey den Landtruppen in Westindien zu beobachten pflegt, ist durch die Erfahrung sehr

nützlich

nützlich befunden worden. Man könnte, wenn man den hier von mir gegebenen Rath befolgte, sodann, wenn es die Noth erfordert, alle auf einem Schiffe befindliche Negern, wenn solches im Hafen liegt, zum Einnehmen des Wassers brauchen. Es würden diese auch nicht so wie die Europäer von Fiebern leiden; denn ob sie gleich von denselben nicht gänzlich frey bleiben, so pflegen sie doch davon nur in einem leichten Grad befallen zu werden.

Die Unkosten, die es der Regierung machen würde, wenn solche die Schiffswundärzte mit einer gehörigen Menge von Fieberrinde versähe, sind zu unbeträchtlich als daß solche ein gerechter Einwurf gegen einen Plan seyn könnten, der auf eine so wichtige Absicht abzwecket, als es die Erhaltung des Lebens von unsern Seeleuten ist.

Um mich aber wieder zu dem zu wenden, was ich von der Behandlung der Kranken und Genesenden zu sagen habe, so stellt, wie ich bereits oben erwähnet, eine Seereise oft die Gesundheit der mit Fiebern befallenen Personen gänzlich wieder her, oder schaffet denenselben, doch fast immer oder gewiß jederzeit auf einige Zeit eine beträchtliche Besserung. Sollte unterdessen doch das Fieber nochmals und zwar in einem solchen Grade wiederkommen, daß man davon üble Folgen zu befürchten hat, so ist nur noch ein einziges Mittel anzuwenden übrig, und dieses besteht darin, daß der Patiente sich in ein kälteres Klima in Europa oder Nordamerika begiebt. Die Gesundheit bessert sich gemeiniglich während der Reise, und der Kranke wird oft in einem kältern und gesündern Klima binnen wenig Monaten vollkommen wieder hergestellt. Unterdessen ist doch dieses leider nicht allemal der Fall, weil die Leibesbeschaffenheit der Kranken, oft durch die Fieberanfälle so sehr gelitten hat, daß keine geschwinde Wiederherstellung statt finden kann. Es bleiben die Kranken den Rückfällen des Fiebers ausgesetzt, die verschiedene Zwi-

schenzeiten, sechs, zwölf, ja gar achtzehn Monate lang nach ihrer Ankunft nach Europa sie noch immer zu befallen pflegen. Zwar sind diese Anfälle weder so heftig, noch kommen sie so öfters wieder, als sie, wenn sich der Kranke noch in Westindien aufhielte, es gewesen seyn würden; allein sie sind doch immer beträchtlich genug, um zu verhindern, daß der Patiente seine Kräfte nicht wieder erlangt, sondern noch immer sehr matt und kraftlos bleibt. Während dieser Fieberanfälle, sind der Magen und die Gedärme oft in einer großen Unordnung, und wenn man Erbrechen erreget, so wird dadurch immer mehr oder weniger von Galle ausgeleeret, daher man denn dergleichen Personen gemeiniglich für gallicht zu erklären pflegt. Der heilsame Einfluß eines kalten Klima wird in den meisten Fällen die Gesundheit nach und nach wieder herstellen. Unterdessen werden doch die guten Wirkungen desselben, durch eine gelinde Leibesübung in freyer Luft bey guter Witterung, z. B. durch das Reiten sehr befördert. Ferner tragen auch hierzu noch gelind wirkende abführende Mittel bey, die man dem Patienten während dem Anfall vom Fieber nehmen läßt: ingleichen von Zeit zu Zeit gebrauchte bittere Mittel, die Fieberrinde und Arzneyen aus dem Eisen, welche alle den Magen und den ganzen Körper stärken, und endlich der Gebrauch des Badens in der See, in der warmen Jahreszeit.

Ich habe oben, da ich von der Behandlung der Fieber in Jamaika redete, erwähnet, daß bey diesem Fieber die Gedärme zuweilen durch Zufälle der Ruhr leiden. Waren dergleichen Zufälle leicht, so verloren sie sich zuweilen schon durch das im Anfang gegebene Purgiermittel. Erfolgte dieses aber nicht, so wurde von einem Arzneymittel, das abführende Kräfte hatte, etwas zu der Fieberrinde, als z. B. einige Gran Rhabarber gesetzet. Verlor sich die Krankheit der Gedärme

därme aber nicht darnach, sondern nahmen die dysenterischen Zufälle dergestalt zu, daß man die Ruhe als den vornehmsten Theil der ganzen Krankheit ansehen konnte, so befolgte man sodann die nämliche Heilmethode, die ich nachmals, wenn ich von dieser Krankheit handeln werde, beschreiben will.

Waren Blutschwäre (cat boils siehe oben) bey diesen Fiebern vorhanden, so erforderten zwar diese Geschwüre selbst keine besondere Behandlung; man mußte unterdessen aber doch Sorge tragen, daß dieselben nicht gedruckt u. s. w. wurden. Denn wenn man die in solchen befindliche Materie ausdrücken wollte, oder wenn dieselbigen an einem Gelenke lagen, das nothwendiger Weise viel beweget wurde, als z. B. an dem Ellbogengelenke, so wurden sie außerordentlich schmerzhaft, rund herum entzündet und es wurden dieselbigen zu einem wirklichen Carbunkel.

Was den Tetanus anbelangt, so habe ich in so fern solcher ein Zufall des Fiebers war, wenig davon zu sagen. Bis jetzt sind alle Heilarten, die man gegen eine jede Art dieser Krankheitsgattung empfohlen hat, wo nicht ganz unwirksam, doch immer noch ungewiß. Ich muß unterdessen doch bemerken, daß mir ein neu entdecktes Mittel in einem Falle dieser Krankeit sehr gute Dienste leistete; und ob man gleich aus einem einzigen Fall wenig schließen kann, so verdient es doch immer angeführt zu werden, weil es eine Krankheit betrifft, in Ansehung welcher unsre Kenntnisse so eingeschränkt sind. Es bestand aus einer Lattwerge die aus Senfmehl und gemeinem Syrup verfertigt ward. Ich wurde diesen Versuch mit dem Senf zu machen, durch ein Gespräch bewogen, das ich mit dem verstorbenen Dr. G. Saunders hatte, welcher mich versicherte, es sey ihm erzählet worden, daß derselbe innerlich gebrauchet, bey dem Tetanus sehr gute Dienste geleistet hätte. Ich ließ von dieser

Lattwer-

Lattwerge dem Patienten aller zwey Stunden, ja sogar so lange, als die Kehle und der Magen nicht zu sehr dadurch gereizt wurden, alle Stunden einen oder zwey Theelöffel voll geben. Nach zwey Tagen verlor sich der Tetanus, der in diesem Fall ein Zufall des nachlassenden Fiebers war. Der Patiente konnte nunmehr den Mund öffnen, und es verlor sich die Steifigkeit der Glieder und des Körpers, daher man denn mit dem Gebrauch der Lattwerge aufhörte. Allein in weniger als zwey Tagen kamen die Zufälle wieder. Man gab daher die Lattwerge von Senf auf die vorige Art, und es schien der Tetanus sich wieder durch den Gebrauch derselben zu verlieren. Zukünftige Versuche müssen bestimmen, ob diese zweymalige Besserung diesem Mittel zu zu schreiben ist oder ob sie blos zufällig war. Soviel ist gewiß, daß schon Hippocrates schwarze Nieswurz und Pfeffer, in dieser Krankheit verordnet hat. (de morbis Lib. III.)

Bey denen Kranken, wo ein innerlicher Wasserkopf oder Wassersucht der Gehirnhölen eine Folge des Fiebers war, wurden auf die Stirne, Schläfe und Rücken Blasenpflaster ohne Nutzen aufgelegt. Man beschloß daher Calomel in einer kleinen Dosis, als dasjenige Mittel noch zu geben, von dem man am wahrscheinlichsten die Einsaugung des Wassers erwarten konnte; allein es starb der Patiente noch eher, als man mit dem Quecksilber einen Versuch anstellen konnte.

Das nachlassende Fieber hat in Rücksicht auf seine Heftigkeit sehr verschiedene Grade, die zwischen jenen heftigen Anfällen, die das Leben des Patientens in einen oder zwey Tagen endigen, und einer so leichten Art desselben, das man die Gegenwart desselbigen schwerlich vermuthet, im Mittel stehen. In dem letzten Falle ist Müdigkeit, ein Mangel des gewöhnlichen Appetits und unruhiger Schlaf, vor allen aber eine

weiße

weiße Zunge vorhanden, welche das vorzüglichste Merkmal der Gegenwart des Fiebers ist. Es pflegen dergleichen Zufälle einen oder zwey Tage anzuhalten, ohne daß sie den Kranken oder seine Freunde nur im Geringsten beunruhigen; unterdessen aber schlagen doch dieselbigen, wenn irgend noch eine zufällige Ursache hinzukömmt, gar leicht zu einer heftigen Krankheit aus. Zuweilen werden sie durch ein abführendes Mittel gänzlich gehoben, und oft wird diese Wirkung auch durch ein gelindes Brechmittel hervorgebracht. Man pflegte aber gemeiniglich dem abführenden Mittel den Vorzug zu geben, weil dieses eben so wirksam war, und doch nicht mit einer solchen Heftigkeit als das Brechmittel wirkte. Auch das Jamespulver wird, wenn man es des Abends bey dem Schlafengehen zu acht oder zehn Gran nehmen läßt, und dieses zwey oder drey Abende hintereinander wiederholt, oft die Gesundheit wieder herstellen, ohne dabey eine in die Sinne fallende Wirkung hervor zu bringen. Ein besonderer Vortheil, der mit dem Gebrauch dieses Pulvers verknüpft zu seyn pflegt, ist der, daß solches die Hitze, Unruhe und Schlaflosigkeit wegschaffet, die dem Patienten des Nachts über so oft beschwerlich fallen. Auch schaffet es dergleichen Kranken, die das Fieber nur in einem so leichten Grade haben, oft sehr großen Nutzen, wenn solche kleine nicht beschwerliche Reisen, oder Spatziergänge in die umliegenden Gegenden unternehmen, und es wird dadurch nicht selten die Gesundheit völlig wieder hergestellt.

Man erlaube mir, ehe ich diese Abhandlung beschließe, noch die Bemerkung zu machen, daß bey der Behandlung dieser nachlassenden Fieber, der Arzt zwey Hauptabsichten zu befolgen hat. Diese sind, erstlich eine Remission des Fiebers hervor zu bringen,

und

und zweytens die Rückkunft des Fiebers zu verhüten. Die erste Absicht wird nach meinen Erfahrungen vorzüglich durch den Gebrauch abführender Mittel und des Jamespulvers, so wie die zweyte durch die in verschiedener Gestalt gegebene Fieberrinde erlangt. Die Vortheile die diese Heilart vor derjenigen hat, wo man mehr Zeit zu der so genannten Reinigung der ersten Wege aufwendet, und wo man die erste Remission gemeiniglich ganz damit hinbringt, bestehen darinnen, daß das Fieber eher gehemmet wird, daß die Gesundheit des Patientens im Ganzen weniger leidet, daß derselbige seine Kräfte geschwinder und in einen vollkommenen Grade wieder erlanget, und daß sich auch bey Befolgung dieser Methode weit seltener Rückfälle ereignen. Je länger dieses Fieber anhält, desto größer ist der Schaden, den dasselbige anrichtet. Es ist auch nicht der geringste Anschein vorhanden, daß dieses Fieber einen regelmäßigen Fortgang zu einer Crisis haben wird, und es wird, wenn man solche erwartet, dadurch eine unwiderbringliche Zeit verloren gehen. Die Mittel zur Heilung sind nicht stark an der Zahl und einfach. Die größte Schwierigkeit dabey besteht darin, daß man nur die rechte Zeit wahrnimmt dieselben zu brauchen und sie hernach mit Fleiß und Sorgfalt anwendet. Ich fand so selten mich in der Hoffnung, die ich auf die Wirkung dieser Mittel setzte, betrogen, daß ich außer ihnen zu sehr wenig andern aus der großen Anzahl von Mitteln, die man gewöhnlicher Weise gegen die Fieber empfiehlt, meine Zuflucht nahm. Da ich unterdessen nicht gleich auf einmal mich auf eine solche einfache Behandlungsart einschränkte, sondern zuerst Versuche mit verschiedenen von den andern gewöhnlichen Mitteln anstellte, so wird es nicht undienlich seyn, kürzlich den Erfolg derselben zu erwähnen.

Das

Das Aderlassen verdient darunter zuerst in Betrachtung gezogen zu werden. Auch selbst bey solchen Patienten, die das Aderlassen am meisten zu erfordern schienen, z. B. bey jungen, starken und vollblütigen Personen, die erst vor Kurzem aus Europa angelangt waren: bey denen der Puls geschwind und voll, das Gesicht sehr roth und erhitzt und Kopfschmerz vorhanden war, und wo noch darzu alle diese hier genannte Zufälle gleich bey dem ersten Anfang des Fiebers schon zugegen waren, schaffte dasselbige doch keinen Nutzen. Es verminderte weder voritzt die Zufälle, noch beschleunigte dasselbige die Remission. Ich kann unterdessen doch nicht behaupten, daß das Aderlassen bey meinen Patienten denjenigen Schaden angerichtet hat, welchem ihm einige Aerzte beylegen. Denn wenn nur der Aderlaß mäßig war, so konnte man schwerlich ihm irgend einige schlimme Folgen zuschreiben. War aber die Ausleerung vom Blute stark oder wurde dieselbige zum zweytenmale wiederholet, so war dieselbige allezeit schädlich, und es wurde dadurch die Wiederherstellung des Patientens viel langsamer gemacht, wofern es nicht noch andre weit schlimmere Folgen hatte. Es ereignete sich dieses zuweilen bey den Entzündungen der Lungen, bey denen man nothwendiger Weise viel Blut weglassen mußte. Man wird es eben als keine Empfehlung des Aderlassens ansehen, wenn ich sage, daß es einige Fälle gegeben habe, bey denen dasselbe, wenn es mit Mäßigkeit geschah, wenig oder gar keinen Schaden that; unterdessen ist doch dieses der Schluß, den ich aus allen den Beobachtungen machen muß, die ich darüber anzustellen Gelegenheit gehabt habe. Es scheint in der That der durchgängige Gebrauch häufiger Aderlässe bey solchen Fiebern, bey denen keine lokale Entzündung vorhanden

handen ist, in die Praxis blos aus Grundsätzen aufgenommen worden zu seyn, die sich lediglich auf Hypothesen gründen. Man glaubte, daß ein Fieber von einer Gährung in dem Blute und Säften entstünde, welche Gährung eine große Bewegung erregte, die derjenigen gleich wäre, die bey andern gährenden Feuchtigkeiten statt findet, und man behauptete, daß wenn man einen Theil des Blutes abzapfe, der übrig bleibende Theil der Blutmasse mehr Raum bekäme, seine Gährung und Absonderung der unnützen und schädlichen Theile zu vollenden. Sydenham (Febr. contin. an. 1661, 1662, 1663, 1664.) bestärkte diese übel gegründeten Meynung; sie wurde aber nachmals noch weiter ausgedehnt und durch das Genie von Boerhaaven (Aphorism. 615.) in ein System gebracht. Es war ein durchgehends angenommener Grundsatz der boerhaavischen Schule, von dem fast keine Ausnahme statt fand, daß man gleich bey dem Anfang der Fieber eine Ader öffnen müsse.

Man bedient sich anitzt in der Praxis der Brechmittel, sehr stark bey Fiebern. Ich kann aber doch nicht sagen, daß ich solche bey den nachlassenden Fiebern in Jamaika sehr nützlich befunden hätte. Im Gegentheile ist, wenn die Krankheit sehr heftig ist, der schlimmste Zufall, der sich bey den Kranken ereignet, ein heftiges Würgen und Erbrechen, welches durch den Gebrauch der Brechmittel, noch mehr vermehret wird. Bey solchen Umständen aber, ist der Gebrauch der Brechmittel schlechterdings zu verwerfen. Wofern aber auch der Magen in keinem so reizbaren Zustand sich befindet und wenig oder gar keine Neigung zum Erbrechen vorhanden ist, so wird solches doch leicht durch ein Brechmittel erreget und nur mit Schwierigkeit wieder gestillet. In allen mir vorgekommenen Fällen schwächte und beunruhigte ein Brechmittel den Patienten mehr, als

als ein Purgiermittel, ohne doch ihm dabey eine gleiche Erleichterung zu verschaffen; und wenn während eines Anfalls des Fiebers ein Brechmittel gegeben wurde, so hielt man es gemeiniglich für nöthig hinterdrein, ehe man noch die Fieberrinde verordnete, noch ein Purgiermittel zu brauchen. Hierdurch aber gieng oft die Zeit einer ganzen Remission verloren. Die Idee, die einige haben, daß die Galle die Ursache der Fieber sey, brachte solche auf den Gebrauch der Brechmittel, die zuweilen die schädlichsten Folgen hatte. Denn es wurde der Magen dadurch so reizbar gemacht, daß hernach die Patienten weder Wein noch Speisen, ja selbst nicht einmal ein Glas voll Wasser bey sich behalten konnten, sondern dieses alles, so wie sie es verschluckten, wieder wegbrachen. Die Brechmittel waren auch alsdenn, wenn sie in einer kleinen Dosis und in kurzen Zwischenzeiten, auf so eine Art gegeben wurden, daß sie eine Zeitlang einen Eckel oder Uebelkeit unterhielten, eben so schädlich, als wenn man sie in einer stärkern Dosis zu einem völligen Erbrechen gab, durch welches man die Galle auszuleeren suchte. In beyden Fällen wurde der Magen durch solche unfähig gemacht, die Fieberrinde aufzunehmen, welche doch das einzige und bis hieher bekannte Mittel ist, das die Kraft besitzt den Fortgang des Fiebers zu hemmen.

Ich konnte es auf keine Art und Weise dahin bringen, daß ich im Stande gewesen wäre, den Brechweinstein so zu geben, daß derselbige die nämlichen Wirkungen als das Jamespulver hervorgebracht hätte. Der besondere Nutzen dieses letztgedachten Mittels besteht darinnen, daß dasselbige den Magen nicht so leicht, als der Brechweinstein angreift, sondern hauptsächlich durch Purgieren oder Schwitzen wirket. Diese Wirkungen rühren wahrscheinlicher Weise davon her, daß dieses Pulver ein Kalch und keine salzigte Zubereitung vom

Spießglas ist. Die salzigten Zubereitungen wirken unmittelbar auf den Magen, da hingegen ein Kalch langsam wirket und aus dem Magen in die Gedärme geht, ehe er seine völlige Wirkung hervorbringt. Unterdessen scheint doch das Jamespulver allen Verkalchungen des Spießglases, oder durch das Verkalchen aus diesem Halbmetalle verfertigten Zubereitungen vorzuziehen zu seyn. Dieses rührt wahrscheinlicher Weise von der Art und Weise her, auf welche es gemacht wird, weil dieselbe den Grad der Verkalchung genau bestimmt, von welchem die Kräfte der Spießglasmittel, wie die Erfahrung zeigt, hauptsächlich abhängen.

Ich habe bey meinen Patienten die rothe peruvianische Rinde nicht wirksamer, als die gewöhnliche Art gefunden. Im Gegentheile fanden gegen den Gebrauch der rothen Rinde bey den nachlassenden Fiebern beträchtliche Einwendungen statt. Es griff nämlich diese Art oft den Magen und die Gedärme an und verursachte Uebelkeit, ja zuweilen Erbrechen, mit Blähungen, Bauchgrimmen und Purgieren. Diese Zufälle waren oft beschwerlich und hielten die Heilung auf, daher man denn, nachdem man die Kräfte beyder Arten der Fieberrinde gegen einander versuchet und geprüfet hatte, die gewöhnliche Art der rothen Fieberrinde vorzog.

Es finden anitzt die Vorurtheile nicht mehr statt, die man sonst gegen die peruvianische Rinde zu hegen pflegte. Es waren diese Vorurtheile auf leere Hypothesen gegründet, und entstanden zuerst bey den Gelehrten und Aerzten selbst, von denen sie sich unter das ganze Volk verbreiteten. Allein sie haben auch selbst bey dem Volke sich anitzt verloren. Es würde zu unsern Zeiten überflüßig und unschicklich seyn, wenn ich irgend es versuchen wollte, zu beweisen, daß die Verstopfungen der Eingeweide, die nach nachlassenden Fiebern und Wechsel-

Wechselfiebern entstehen, blos die Wirkung der Krankheit, und nicht, wie man es sonst fälschlich glaubte, des Gebrauchs der Fieberrinde sind. Das größte und in der That das einzigste Uebel das ich von dem Gebrauch der Fieberrinde beobachtet habe, ist, daß solche, wenn sie dem Magen zuwider ist, bey den Patienten Uebelkeiten, Eckel und Erbrechen erreget. *) Es bringt die Fieberrinde diese Wirkungen gemeiniglich alsdenn hervor, wenn sie während des Anfalls des Fiebers selbst gegeben wird. Es waren die Aerzte zuweilen zu besorgt, dieses Hauptmittel gegen das Fieber ja recht zeitig zu geben, und sie ließen es daher den Patienten selbst in dem Anfall nehmen; allein es schaffte ihnen dieses keinen Nutzen, da die Rinde sodann allemal von dem Kranken wieder weggebrochen wurde. Ja man hatte bey diesem Verfahren auch einigermaßen zu befürchten, daß der Patiente einen Abscheu gegen die Arzney bekommen möchte, der hernach zuweilen selbst noch in der folgenden Remission anhielt, und den weitern Gebrauch der Fieberrinde verhinderte.

*) So wie es überhaupt verdient, daß Moseleys Abhandlung von den Krankheiten zwischen den Wendezirkeln (übers. Nürnberg 1790.) in den Händen unserer Leser sey, und von solchen mit gegenwärtiger Hunterschen Schrift verglichen werde, so gilt dieses auch sonderlich von der gegenwärtigen Stelle. Moseley behauptet doch, daß die gleich im Anfang gegebene Fieberrinde unter gewissen Umständen schädlich sey, und schlafsüchtige und paralytische Zufälle, ja selbst den Tod verursache. Er und Irwing ziehen bey dem Anfang dieser Fieber, wenn solche von einer unterdrückten Ausdünstung entstehen, schweistreibende Mittel u. s. w. vor. Man sehe Moseley S. 122. und von den daraus folgenden Verstopfungen S. 125. A. d. Ueb.

Einige Aerzte bedienten sich sehr häufig der Blasenpflaster bey diesen Fiebern. Man wird leicht einsehen, daß einige Ungewißheit in Bestimmung und Schätzung des Werthes und der Folgen eines Mittels statt finden muß, das seine Wirkungen erst nach zwölf oder funfzehn Stunden, und dieses zwar bey einer Krankheit vollenden kann, die aus Nachlassungen und Verdoppelungen besteht, die auf einander in keinen bestimmten oder regelmäßigen Perioden folgen. Bey solchen Umständen nun müssen sich oft Remissionen während den Wirkungen der Blasenpflaster ereignen; man hatte unterdessen doch keine Ursache zu glauben, daß diese Remissionen durch die Blasenpflaster befördert wurden. Auch wurden ganz sicherlich durch den Gebrauch der Blasenpflaster die künftigen Fieberanfälle ganz und gar nicht verhindert. Auch bey Patienten, wo eine große Betäubung und Unempfindlichkeit vorhanden war, und wo man hätte erwarten können, daß sie den größten Nutzen schaffen würden, leisteten sie doch keine Dienste. Wenn das Fieber heftig war, und die Anfälle lange dauerten, so geschah es öfters, daß die Blasen sich gut hoben, und die Blasenpflaster ihre völlige Wirkung leisteten, es gieng aber doch das Fieber noch eben so stark fort, als wenn kein solches äußerliches Mittel gebraucht worden wäre. Da ich nun fand, daß die Blasenpflaster weder die gegenwärtigen Anfälle verkürzten, noch die künftigen verhüteten: daß der Ausfluß von Feuchtigkeiten aus ihnen, wegen des aufgelößten Zustandes des Blutes, oft so beträchtlich war, daß dadurch die Patienten sehr geschwächt wurden: und daß sie endlich oft Geschwüre, die mit Schwierigkeit geheilet wurden, ja zuweilen sogar einen tödtlichen kalten Brand hervorbrachten; so hörte ich auf solche zu gebrauchen, und ich bediente mich ihrer blos in dem einzigen Falle, wenn die Patienten einen sehr schlimmen

Kopf-

Kopfschmerz hatten, gegen welchen Zufall sie wirklich als ein specifisches Mittel wirkten. Der nämliche Einwurf, dessen ich hier in Ansehung der Blasenpflaster Erwähnung gethan habe, galt auch in Rücksicht auf die Senfpflaster.

Die hitzigen schweißtreibenden und sogenannten herzstärkenden Arzneymittel (cordial and alexipharmac medicines) wurden von mir wenig oder gar nicht gebraucht, weil ich fand, daß der Wein den Patienten nicht nur am angenehmsten war, sondern daß derselbige auch weit wirksamer als alle diese Dinge sich zeigte diejenigen Absichten zu erfüllen, um welche dergleichen Mittel sonst verordnet zu werden pflegen.

Dritter Abschnitt.

Von der Natur und der Ursache des nachlassenden Fiebers.

Ich habe mit Vorsatz alle blos auf Muthmaßungen und Theorie sich gründenden Urtheile und Bemerkungen über diese Krankheit vermieden, und mich auf eine einfache Erzählung der Zufälle und Erscheinungen bey diesen Fiebern und die Wirkungen der Arzneymittel blos nach dem eingeschränkt, was mir davon meine Beobachtungen und Erfahrungen gezeigt haben. Die theoretischen Untersuchungen über die Natur und Ursachen der Krankheiten, haben oft viel Schaden gethan und nur selten einigen Nutzen geschaffet. Leider ist bis jetzt unsre Kenntniß von der Einrichtung der thierischen Natur so eingeschränkt, daß wir nur wenig oder gar keinen Fortgang bey Unternehmungen von dieser Art erwarten können; und alle nach der Analogie aus der Chymie, Mechanik und andern Wissenschaften gemachten Schlußfolgen sind, so gut sie auch ausgedacht

oder so wahrscheinlich sie auch ausgeschmücket wurden, doch durch die Erfahrung zu der Erklärung der Erscheinungen in lebendigen Körpern keinesweges hinreichend befunden worden. Man könnte in der That die Frage aufwerfen, ob man nicht alle solche Untersuchungen gänzlich aus dem Studium der Arzneykunst verbannen sollte; und es giebt gewiß Aerzte, die nicht das geringste Bedenken tragen würden, diese Frage bejahend zu beantworten. Unterdessen findet sich doch hierbey eine beträchtliche Schwierigkeit. Es ist nämlich unsre Seele nicht fähig Beobachtungen anzustellen, ohne dieselbigen zu vergleichen, ihre Aehnlichkeiten zu verfolgen und ihre Verhältnisse zu bezeichnen. Wird dieselbige sodann nicht durch die Gesetze der wahren Philosophie zurückgehalten, so eilt sie sogleich Schlußfolgen aus ihren Beobachtungen zu ziehen, die nothwendig irrig seyn müssen, weil sie sich auf hieher nicht passende Thatsachen gründen. Dieses ist die Ursache, warum seit den ersten Zeiten der Arzneywissenschaft verschiedene Meynungen unter den Aerzten geherrschet haben, welche gemeiniglich von der jedesmaligen Modephilosophie abhiengen, die man auf Grundsätze anwendete, aus denen man die Natur und Ursachen der Krankheiten zu erklären glaubte. Es ist hier mehr meine Absicht die Meynungen von dieser Art, die man in Ansehung der nachlassenden Fieber behauptet hat, zu untersuchen, als einige von meinen eignen Sätzen vorzubringen. Wenn man überlegt, daß die Idee, die der Arzt von der Ursache einer Krankheit angenommen hat, auch gemeiniglich einen großen Einfluß in seine Behandlungsart derselbigen hat, so wird man schwerlich meine gegenwärtige Untersuchung für eine vergebliche Arbeit ansehen.

Daß die Galle die Ursache der nachlassenden Fieber sey, ist eine Meynung die weit allgemeiner als irgend eine

eine andere angenommen ist. Sie stammt noch aus den ältesten Zeiten her. Bey einer Krankheit, die gemeiniglich ihren Anfang mit Uebelkeiten und Erbrechen nimmt, mußte nothwendig die Ausleerung von einer Feuchtigkeit, die solche besondere Eigenschaften sowohl in Ansehung des Geschmacks als auch der Farbe, wie die Galle besitzt, einen starken Eindruck auf die ersten Beobachter machen. Es war sehr natürlich, daß dieselbigen daraus den Schluß machten, daß diejenige Feuchtigkeit, von welcher sie, so lange der Körper in einem gesunden Zustand sich befand, nichts gesehen hatten, nothwendig die Ursache der anitzt vorhandenen Krankheit seyn müßte. Sie wurden in dieser Meynung durch die Erleichterung bestärket, welche die Patienten von dem Schweiß empfinden, der gewöhnlicher Weise auf das Würgen und Erbrechen und die dadurch bewirkte Ausleerung der Galle erfolget. Sie mußten unterdessen doch bald entdecken, daß die Galle, eine auch im natürlichen und gesunden Zustand vorhandene abgesonderte Feuchtigkeit ist, deren Absonderung bey einer gesunden Person in einem fort erfolget, und daß man daher das Fieber nicht blos der Galle zuschreiben könnte, weil sonst, da die Galle in allen Körpern zugegen ist, auch jedermann beständig das Fieber haben müßte. Man glaubte daher, daß diese Feuchtigkeit entweder in Ansehung ihrer Menge oder wegen gewisser erst erlangter Eigenschaften sich in einem krankhaften Zustand befinden würde. Man behauptete sie sey entweder scharf, oder faulicht, oder in einer zu großen Menge vorhanden, oder sie wäre in Ansehung aller dieser Umstände widernatürlich beschaffen. Dieses sind die Meynungen der ältesten medicinischen Schriftsteller; es werden auch solche von vielen Aerzten noch bis auf den heutigen Tag mit nur geringen Veränderungen angenommen, und es glauben solche, daß sich das hier

gesagte vornehmlich auf die nachlassenden Fieber anwenden ließe.

Daß die Galle in einem natürlichen Zustand vollkommen unschädlich, wenigstens in so fern ist, als es die Fieber betrift, davon haben wir tägliche Beweise dadurch, daß die Galle sich bey der Gelbsucht über den ganzen Körper verbreitet, und mit allen Säften desselben vermischet, ohne daß dadurch die geringste fieberhafte Krankheit hervorgebracht wird. Die Beweise, daß diese Feuchtigkeit bey diesen Fiebern in einem faulichten oder scharfen Zustande sey, sind von den Veränderungen hergenommen, die die Galle in Ansehung ihrer Farbe und Consistenz erleidet. Die natürliche Farbe der Galle ist gelb, es wird aber oft eine grüne und zuweilen dunkelbraune, ja fast schwarze Galle weggebrochen, die noch über dieses von einer zähen Consistenz ist. Man hat gemeiniglich angenommen, daß die Menge der bey diesen Fiebern durch das Erbrechen ausgeleerten Galle, die Menge der im natürlichen Zustande vorhandenen überträfe. Ich glaube unterdessen doch, daß es keine leichte Sache sey, zu bestimmen, wie groß eigentlich die Menge der Galle sey, die bey einer gesunden Person abgesondert wird. So lange dieses aber nicht geschehen kann, ist es auch sehr schwer zu sagen, in wie weit die Menge der durch das Erbrechen in den Fiebern ausgeleerten Galle, die Menge der bey einer gesunden Person abgesonderten übertrifft.

Man weis, daß die grüne Farbe der Galle von einer in dem Magen befindlichen Säure herrühret, denn es haben uns Versuche gelehret, daß auch die allergesündeste Galle, doch, wenn sie mit einer sauern Feuchtigkeit vermischet wird, eine grüne Farbe bekömmt. Daß oft in dem Magen eine Säure erzeugt wird, davon haben wir täglich Beweise an dem sauern Geschmack der aus dem Magen weggebrochenen Dinge

und

und dem sauern Aufstoßen, und daran, daß die Zähne davon stumpf werden. Ich habe einen mit dem nachlassenden Fieber behafteten Patienten gesehen, bey dem man von einer halben Unze bis zu sechs Quentchen von dem Pulver von Austerschaalen alle Tage geben mußte, um die Säure dadurch zu vertilgen, die sich täglich erzeugte und sonst dem Kranken große Schmerzen und Würgen verursachte. Man kann daher die grüne Farbe der weggebrochenen Galle, keiner besondern Schärfe oder übeln Eigenschaft derselben zuschreiben, sondern es ist solche blos von einer Krankheit und übeln Zustande des Magens herzuleiten.

Auch die dunkelbraune Farbe der Galle und ihre zähe Consistenz, sind blos natürliche Veränderungen, die sich in der Galle wegen ihres langen Aufenthalts und Stockung in der Gallenblase und den Gallengängen ereignen. Es werden die dünnen Theile der Galle eingesogen, und es bekömmt dasjenige, was von der Galle zurückbleibt, nun eine dunklere Farbe und dickere Consistenz, so wie sich dieses auch bey andern abgesonderten Feuchtigkeiten ereignet.

Die Galle ist gar keine Feuchtigkeit die eine starke Neigung zur Fäulniß hat, sondern vielmehr das Gegentheil davon und es mangelt an hinlänglichen Thatsachen, durch welche man beweisen kann, daß die Galle in einem faulichten Zustand aus den Magen weggebrochen wird. Folglich widerspricht es auch den Regeln eines vernünftigen Schließens, wenn man einen solchen Zustand der Galle in der Absicht annimmt, dadurch die Erscheinungen in der Krankheit zu erklären.

Die große Menge, von Galle die bey den nachlassenden Fiebern von den Kranken weggebrochen wird, ist blos dem Würgen und Erbrechen derselben zu zu schreiben. Bey der Seekrankheit pflegt die Menge der weggebrochenen Galle oft eben so beträchtlich als bey

den nachlassenden Fiebern zu seyn, und doch kann man diese Menge der Galle nicht als die Ursache der Seekrankheit oder des Erbrechens ansehen, da dieser starke Abgang vielmehr die Wirkung davon ist. Auch pflegt diese Ausleerung der Galle so heftig sie gleich ist, doch nie mit einem Fieber verknüpft zu seyn. Nie ermangelt ein Brechmittel, das stark wirket, eine beträchtliche Menge von Galle auszuleeren, die sich aber nie als nach wiederholten Würgen und Aufstoßen erst zu zeigen pflegt; und es werden bey dem Erbrechen zuerst die in dem Magen befindlichen Dinge und sodann nach einiger Zeit die Galle ausgeleeret. Eben dieses aber geschieht auch bey den nachlassenden Fiebern, bey denen gleichfalls zuerst die in dem Magen befindlichen Speisen und andere Unreinigkeiten weggebrochen werden, und nachmals erst, wenn das Erbrechen anhält, sich die Galle zu zeigen anfängt. Man sieht hieraus, daß diese weggebrochene Galle so wenig die Ursache der Uebelkeiten und des Erbrechens bey dem Patienten seyn kann, daß solche vielmehr nicht eher in den Magen dringet, als bis das Würgen und Erbrechen schon einige Zeit angehalten hat. Die Ursache der großen Menge von dieser weggebrochenen Galle, ist nach meiner Meynung doppelt. Die erste ist das häufige Erbrechen selbst, welches in allen Fällen einen sehr häufigen Zufluß von Galle erreget; und zweytens, wird das Geschäft der Verdauung bey diesen Umständen unterbrochen und der Zufluß der Galle in den Zwölffingerdarm nicht befördert. Es verursachet nämlich sonst die Ausdehnung des Magens durch die Speisen eine Zusammendrückung der Gallenblase. Da nun aber diese hier fehlt, so sammelt sich die Galle in der Gallenblase in einer großen Menge an, und es wird folglich, wenn sodann ein Erbrechen entsteht, auch die Galle weit häufiger ausgeleert. Dieses ist die Art und Weise auf

welche

welche Morgagni (de sedibus et causis morborum Epist. LXVIII. §. 3.) die Erscheinung erklärt, daß man so oft in todten Körpern die Gallenblase von Galle ausgedehnt anzutreffen pflegt. Ich bin unterdessen doch der Meynung, daß man hierbey auch noch auf andere Umstände mit zu sehen hat. Es haben nämlich die Drüsen und ausführenden Gänge der absondernden Eingeweide ihre besondern Reize, durch welche sie, auf eine solche Weise in Bewegung und Wirkung gesetzet werden, daß nun ein häufiger Ausfluß von den in den Drüsen und Eingeweiden abgesonderten Feuchtigkeiten erfolget. Dieses ist zum Beyspiel die Ursache, warum sobald, als wir irgend eine stark schmeckende und uns angenehme Sache in den Mund nehmen, auch gleich der Speichel aus seinen Drüsen häufig heraus und in den Mund tritt, und warum aus den Augen Thränen herauslaufen, wenn gewisse scharfe und stechende Dämpfe und Dünste in die Nasenlöcher dringen, da solche hinreichen die Wirkung der Thränendrüsen zu erregen. Nun haben wir aber alle mögliche Ursache zu vermuthen, daß etwas ähnliches auch in den inwendig in unserm Körper befindlichen Drüsen und Eingeweiden statt findet, deren Wirkungen wir nicht so gut beobachten können; und daß die in dem Magen aufgenommene Speise durch ihren Reiz eine stärkere Absonderung des Magensaftes erreget, und wenn dieselbige durch den untern Magenmund oder den so genannten Pylorus nun durchgedrungen ist, und in dem Zwölffingerdarm kömmt, daselbst als ein eben so kräftiger Reiz wirkt, und den Ausfluß der Galle und des Saftes der großen Magendrüse in den gedachten Darm befördert: welche beyde Feuchtigkeiten zu gewissen Absichten in der thierische Oekonomie, die uns aber leider, so wie vieles Aehnliche, noch unbekannt sind, daselbst zusammengemengt und vermischet werden. Mir ist es daher wahrschein-

scheinlich, daß diese natürliche Wirkung der Masse der Speisen, und der durch solche hervorgebrachte Reiz zu der Ausleerung der Gallenblase mehr, als irgend ein mechanischer Druck des Magens auf den Behälter der Galle, beyträgt. Sobald also das Verdauungsgeschäfte des Magens nicht seinen gehörigen Fortgang hat, so wird sich die Galle in der Gallenblase auch so lange anhäufen, bis solche durch Erbrechen oder Purgieren wieder daraus ausgeleeret wird. Diese Ansammlung und Stockung der Galle in ihrem Behälter giebt aber der gedachten Feuchtigkeit die dunkle Farbe und zähe Consistenz, die dieselbige, wie wir auch bereits oben gesagt haben, zuweilen zu erlangen pflegt. Es verdient bemerkt zu werden, daß in derjenigen Periode des nachlassenden Fiebers, die man am gewöhnlichsten der Galle zu zu schreiben pflegt, die ersten Kennzeichen der Krankheit der Verlust des Appetits und leichte Uebelkeiten sind (siehe oben): Zufälle die zuweilen einen ganzen Tag vor dem Anfall oder dem Ausbruch des Fiebers selbst dauern, binnen welcher Zeit die Galle sich sammlet, und in den Gallengängen und der Gallenblase sich anhäufet.

Da nun, wie ich hier eben gezeigt habe, die Menge der durch das Erbrechen ausgeleerten Galle, sowohl als die dieser Feuchtigkeit selbst zugeschriebenen übeln Eigenschaften, von solchen Ursachen abhängen, die nicht nothwendiger Weise mit dem nachlassenden Fieber in Verbindung stehen; und da eine solche große Menge und widernatürliche Beschaffenheit der Galle, jedesmal vorzukommen pflegt, so oft die obgedachten Ursachen vorhanden sind, und dieses auch in solchen Fällen geschieht, wo ganz und gar kein Fieber zugegen ist; so ist es allerdings ein großer Irrthum, wenn man der Galle, oder irgend einer Veränderung die dieselbe zu erleiden fähig ist, die Entstehung der nachlassenden

Fieber

Fieber zuschreibt. Es giebt unterdessen auch noch mehrere andere Gründe, welche zeigen, daß die Ausleerung der Galle ein bloßes zufälliges Symptom ist. Denn es kommen oft Fälle von diesem Fieber vor, wo ganz und gar keine Galle weggebrochen wird, und demohngeachtet ist doch in solchen das Fieber eben so regelmäßig ausgebildet und heftig, als es in denen zu seyn pflegt, wo die Galle in großer Menge weggebrochen wird. Die Ausleerung der Galle rührt auch öfters blos von dem Gebrauch der Brechmittel her, in allen Fällen aber wird dieselbige sehr dadurch vermehret.

Ich gestehe gerne zu, daß die Untersuchung dieser Sache ein nicht sonderlich wichtiger Gegenstand seyn würde, wofern die gedachte Meynung nicht Sätze mit in sich schlösse, die die schlimmsten Folgen bey der Behandlung der Krankheit hervorbringen. Wenn die Galle, es mag solche nun faul, oder scharf, oder blos durch ihre allzugroße Menge schädlich seyn, die Ursache der nachfolgenden Fäulniß ist: kann wohl etwas bey der Behandlung dieser Fieber dienlicher seyn, als wenn man die Ausleerung und Wegschaffung dieser Galle durch Brechmittel befördert? Es werden daher diesen Grundsätzen zu Folge, Brechmittel gegeben und wiederholt, und da durch die Wirkung dieser Brechmittel, so oft als solche auch wiederholt werden, jederzeit Galle abgeführt wird, so macht man daraus einen Schluß auf die Nothwendigkeit ihrer fernern Wiederholung. Es überlegen die Aerzte die solches thun, dabey keinesweges, daß, so lange als der Patiente noch am Leben ist, auch allemal ein starkes Brechmittel Galle auf die nämliche Weise ausleeren wird, als eine jede Reizung der Augen, sie mag noch so oft wiederholt werden, jederzeit einen Ausfluß von Thränen hervorzubringen pflegt. Man hat aber bey den nachlassenden Fiebern zu Jamaika nicht Zeit die Brechmittel oft zu wiederho-

derholen, außer nur bey solchen Patienten, die diese Krankheit in einen höchst geringen Grad haben. Denn wenn die Reizbarkeit des Magens, die dieser Krankheit besonders eigen ist, durch ein Brechmittel noch mehr vermehrt wird, so wird es dadurch auf einige Zeit unmöglich irgend ein Mittel zu geben, wodurch der Fortgang des Fiebers gehemmt werden kann. Es wird aber bey solchen Umständen der zweyte oder höchstens der dritte Anfall des Fiebers schon den Patienten tödten.

Auf der andern Seite hat man, indem man die Galle durchgehends als die Ursache der nachlassenden Fieber ansah, im Gegentheil einen Zufall dieser Fieber, der so sehr in die Augen fällt, daß man aus solchem der Krankheit sogar einen neuen Namen gegeben hat; ich meyne die gelbe Farbe der Haut, um welcher willen man diesen Fiebern zuweilen den Namen der gelben Fieber beyleget; von einer andern Ursache hergeleitet und keinesweges der Galle zugeschrieben, obgleich dieselbige die einzige bis jetzt uns bekannt gewordene Ursache ist, die eine gelbe Farbe der Haut hervorzubringen im Stande ist. Man ist nämlich auf die Gedanken gerathen, daß die gelbe Farbe der Haut, welche man bey den so genannten gelben Fiebern bemerket, nicht von der Galle, sondern blos von einem faulichten und aufgelößten Zustande des Blutes ihren Ursprung nähme.

Ich habe oben, da ich von den Zufällen bey den nachlassenden Fiebern redete, die Bemerkung gemacht, daß sich die gelbe Farbe zuerst in den Augen, sodann an den Hals und Schultern zeiget, und von da über den ganzen Körper verbreitet, wobey die gelbe Farbe gerade den nämlichen Fortgang hat, den sie bey der Gelbsucht zu beobachten pflegt. Indem aber die Haut gelb wird, nimmt auch der Urin eine sehr dunkle Farbe

an, und es färbt solcher einen in denselben gehängten Lappen eben so gelb, als bey der Gelbsucht. Wenn die Patienten von den nachlassenden Fiebern genesen, so verschwindet auch die gelbe Farbe der Haut nach und nach auf die nämliche Weise, als es in der Gelbsucht zu geschehen pflegt. Da nun der Fortgang und Verlauf der Zufälle, in so fern es die gelbe Farbe der Haut betrifft, bey der Gelbsucht und bey den gelben Fiebern einander völlig ähnlich ist, so ist es auch vernünftig zu glauben, daß in beyden Krankheiten die gelbe Farbe der Haut von der nämlichen Ursache entsteht. Es rühret solche nämlich davon her, daß die Galle eingesogen und durch die lymphatischen Gefäße in die allgemeine Masse der sich durch die Gefäße herumbewegenden Säfte gebracht wird. Bey der Gelbsucht wird die Galle alsdenn abgesondert, wenn diejenigen Gallengänge, welche diese abgesonderte Feuchtigkeit aus der Leber und Gallenblase in den Zwölffingerdarm bringen sollen, verstopfet sind. Die gewöhnlichsten Ursachen dieser Verstopfungen sind ohne Zweifel Gallensteine und zuweilen auch scirrhöse Geschwülste, welche die Gallengänge zusammendrücken. Man kann die Ursache der Verstopfung der Gallengänge bey dem nachlassenden Fieber nicht so deutlich, als bey der Gelbsucht einsehen. Ehe wir jedoch eine Muthmaßung hierüber vorzubringen wagen, wird es nicht unschicklich seyn, wenn wir vorher die Gründe überlegen, die man für die Meynung anführen kann, daß die gelbe Farbe der Haut bey den so genannten gelben Fiebern, von einem faulichten oder aufgelößten Zustande des Blutes herrühret.

Ohne mich in die Untersuchung einzulassen, ob man die Benennung faulicht mit Schicklichkeit dem Blute, so lange dasselbige noch in einem lebenden Körper sich befindet, beylegen darf, kann man die gegenwärtige

Frage

Frage auf diesen Punkt einschränken: In wie weit die gelbe Farbe der Haut durch irgend eine Veränderung des Blutes, es mag nun solche die Folge einer Fäulniß oder einer Auflösung seiner Substanz seyn, hervorgebracht werden kann? Dasjenige, was man eine faulichte und aufgelößte Beschaffenheit des Blutes zu nennen pflegt, findet sich vornehmlich in dem höhern Grade des Scorbuts, ferner bey gewissen Fiebern und endlich noch bey gewissen krankhaften und noch nicht beschriebenen und bestimmten Arten des Zustandes des Körpers. Daß in allen diesen Fällen das Blut aufgelöset sey, erkennet man daraus, weil solches durch die Gefäße und zuweilen durch die Schweißlöcher der Haut durchschwitzet, und auf der Haut unter der Oberhaut Flecke von verschiedener Art bildet. Es giebt vielleicht keine einzige Krankheit, bey welcher sich das Blut in einem mehr aufgelößten Zustand befindet, als es in dem Scorbut (Sea-Scurvy) geschieht: und dennoch bringt dieser aufgelößte Zustand des Blutes, niemals bey dieser Krankheit eine gelbe Farbe hervor. Die widernatürliche Farbe, welche die Haut in dieser Krankheit annimmt, ist nicht einförmig und gleich über die Haut verbreitet, sondern es zeigen sich auf der Haut blos Flecken oder kleine erhabene Stellen, die zuerst roth oder von einer purpurfarbenen Schwärze, oder einer Mittelfarbe zwischen roth und schwarz, und zwar auf die Weise sind, daß die Farbe nach der Menge des ausgeleerten Blutes auch mehr oder weniger dunkel ist. Eben dieses bemerkt man aber auch, bey demjenigen aufgelößten Zustand des Blutes, der bey Fiebern zuweilen statt findet; in beyden Fällen wird jedoch die Farbe des Weißen in Augen nicht verändert. Wenn die Flecke bey dem Scorbut u. s. w. zu verschwinden anfangen, so lassen sie zwar eine gelbe Farbe in der Haut zurück, die derjenigen ähnlich ist, die sich nach

Quetschun-

Quetschungen zeiget. Allein diese gelbe Farbe breitet sich nicht über die ganze Haut aus, sondern schränket sich blos auf die Flecke ein, und giebt der Haut ein marmorirtes Ansehen. Da nun der aufgelößte, oder wie man es nennt, faulichte Zustand des Blutes, unfähig ist, die gelbe Farbe in den Augen und auf der Haut hervorzubringen, und da ferner die Einsaugung der Galle und Beymischung derselben zu der Blutmasse, die einzige Ursache ist, von der wir bis jetzo wissen, daß solche diese Wirkungen hervorbringen kann; so haben wir viel Ursache zu glauben, daß die dem Blute beygemischte Galle, auch die Ursache derjenigen gelben Farbe der Haut sey, die sich zuweilen bey den nachlassenden Fiebern findet, und daß daher die so genannten gelben Fieber in keinem andern Stücke von andern nachlassenden Fiebern verschieden sind, als nur blos darinne, daß bey ihnen auch noch eine Gelbsucht vorhanden ist.

Nächst der Meynung, daß das nachlassende Fieber von der Galle herrühret, ist keine gemeiner, als diejenige, welche demselben eine faulichte Natur zuschreibt, und nach der die ganze Masse der Säfte bey demselben sich mit größter Gewalt zur Fäulniß neiget. Wenn man diejenigen die diese Meynung hegen, fraget, was sie unter dem Worte **Fäulniß** (putrefaction) verstehen, so werden dieselbigen ohne Zweifel antworten: es sey solches diejenige Art von Gährung oder Veränderung, welche in todten thierischen Materien bey einem gewissen Grad von Wärme und Feuchtigkeit, wofern noch der Zugang der Luft darzu kömmt, von freyen Stücken zu entstehen pflegt. Daß man das Wort Fäulniß, wenn man von gedachter in lebendigen Körpern entstehenden Veränderung redet, in diesem Verstande nimmt, daran kann man nicht zweifeln, wenn man nur überlegt, daß alle, die von einem solchen Zu-

 stande

stande sprechen, auch zugleich mit annehmen, daß alles dasjenige, was man durch die Erfahrung fähig befunden hat, die Fäulniß außerhalb des Körpers zu hemmen, diese Wirkung auch innerlich hervorbringt, und daher bey Krankheiten empfohlen wird, von denen man annimmt, daß solche faulicht sind. Eben so glaubt man auch, daß alles was außerhalb des Körpers die Entstehung und den Fortgang der Fäulniß befördert, bey dergleichen Krankheiten schädlich sey, und also vermieden werden müsse. Die Fäulniß löset die todten Körper auf, und diese Auflösung ist mit einem höchst widrigen Geruche verknüpft. Bey dem Fieber befindet sich das Blut zuweilen in einem aufgelößten Zustand und es giebt oft der Körper des Patientens einen besondern Geruch von sich, der ungemein unangenehm zu seyn pflegt. Soweit findet sich zwischen beyden Arten von Zustand eine Aehnlichkeit, allein es erstrecket sich dieselbige nicht weiter. Bey einem todten Körper sind die ersten Zeichen eine Fäulniß, ein widriger Geruch und eine Veränderung der Farbe von der Haut des Unterleibes, die grünlicht wird. Im Gegentheil aber wird bey denenjenigen Fiebern, die man mit dem Namen der faulichten zu belegen pflegt, nichts dergleichen beobachtet. Man kann zwar anführen, daß die Fäulniß in einem lebendigen Körper, von der Fäulniß in einem Todten, eine ganz verschiedene Sache sey. Allein wenn man dieses zugiebt und annimmt, daß die Fäulniß eines lebendigen und die eines todten Körpers zwey ganz verschiedene Dinge sind, so können die Beyspiele und Folgerungen, die man von der einen hernimmt, nicht auf die andere angewandt werden, und der größte Theil, wo nicht alle von den Schlüssen die man daraus macht, werden folglich falsch und ungültig seyn.

Gesetzt aber, daß man auch zugestehen müßte, daß der aufgelößte Zustand des Blutes wirklich die Wirkung einer Fäulniß sey, so kann man daraus doch nicht die Folgerung ziehen, daß man diese Fäulniß auch als die Ursache des Fiebers ansehen müsse. Es ist der Vernunft gemäß, daß die Größe oder Heftigkeit der Ursache, auch mit der Größe der Wirkungen in einem Verhältniß stehen muß. Es sollten daher, wenn die Fäulniß die Ursache des Fiebers ist, auch bey allen und jeden Patienten von dieser Art einige Kennzeichen einer Fäulniß vorhanden seyn, und bey einem heftigen Grade des Fiebers wäre ihre Gegenwart sogar durchaus nothwendig. Allein die Erfahrung zeigt hiervon das Gegentheil. Bey vielen von den schlimmsten Fällen des nachlassenden Fiebers, und wo der Tod des Kranken plötzlich erfolget, zeigen sich doch nicht die geringsten Merkmale von einem aufgelößten Zustande des Blutes, ja man bemerkt auch bey solchen keine andern Kennzeichen einer Fäulniß. Wie kann man also wohl die Fäulniß, als die Ursache von einer Krankheit annehmen, die oft in ihrem heftigsten Grade vorhanden ist, ja nicht selten den Kranken in kurzer Zeit tödtet, ohne daß man bey ihr nur die geringsten Spuren von dem Daseyn einer Fäulniß bemerket?

Untersuchen wir diesen Gegenstand genau, so werden wir finden, daß die Meynung von der faulichten Natur der nachlassenden Fieber, sich auf eine ungewisse Aehnlichkeit gründet, die wenn man sie durch Versuche und nach Erfahrungen prüfet, dadurch sogleich hinlänglich widerlegt wird. Man hat den aufgelößten Zustand des Blutes als das allersicherste Kennzeichen der Gegenwart der Fäulniß angesehen. Demohnerachtet aber zeigt die Erfahrung, daß die Auflösung des Blutes, die sich bey dem Scorbut ereignet, nicht von der Fäulniß entsteht. Denn es geht das Blut scorbu-

tischer Patienteu nicht eher als das Blut anderer Personen in die wirkliche Fäulniß über. Dieses aber müßte geschehen, wenn dieses Blut zu der Zeit, wo es aus dem Körper kömmt, sich schon in einem faulichten Zustand befände. (Man sehe Lind vom Scorbut.) Hängt aber der aufgelößte Zustand des Blutes bey dem Scorbut nicht von einer Fäulniß ab, so hat man wenig Ursache zu glauben, daß diese Beschaffenheit des Blutes, wenn sie sich bey Fiebern findet, der gedachten Ursache zu zu schreiben sey. Oft ereignet sich diese Auflösung binnen wenig Stunden, eine Sache die man nicht aus irgend einer Erscheinung bey der Fäulniß erklären kann, da dieses eine Veränderung ist die sich nur langsam und regelmäßig ereignet. Der unangenehme Geruch den der Körper kranker Personen von sich zu geben pflegt, und als dessen Ursache man die Fäulniß ansieht, ist von demjenigen faulichten Geruche sehr verschieden, den die todten Körper auf einem anatomischen Theater von sich geben: wie dieses jedermann, der Gelegenheit gehabt hat, beyde Arten von Gerüchen mit einander zu vergleichen, leicht zugestehen wird. Unterdessen aber müßte doch der Geruch eines an einem Fieber darnieder liegenden Patientens und der eines faulenden todten Körpers, wenn bey beyden dieser Geruch von der Fäulniß entstünde, gar nicht von einander verschieden seyn. Ueberdieses bemerket man auch noch, wie die weiter unten eingerückten Erzählungen der Leichenöffnungen vom Herrn Mac-Colme zeigen werden, an den Körpern derer an den nachlassenden Fiebern Verstorbenen, so wenig von einen übeln Geruch, daß diejenigen Aerzte und Wundärzte, die sie öffneten, sich darüber verwundert haben. Es scheint daher in der That kein Grund vorhanden zu seyn, zu glauben, daß die Fäulniß die Ursache der nachlassenden Fieber, oder irgend von einem der bey solchen

solchen Fiebern vorhandenen Zufälle sey, es mögen nun dieselben sich in ihrem gelindesten oder heftigsten Grade zeigen. Es thut zwar die Hypothese von der faulichten Natur dieser Krankheiten in Rücksicht der Behandlung dieser Krankheiten nicht soviel Schaden, als wenn man die Entstehung derselben der Galle zuschreibt. Unterdessen ist dieselbige doch nicht von dem geringsten Nutzen, weder zu der Erklärung der bey diesen Fiebern vorkommenden Zufälle, noch zu Bestimmung der Heilart; und sie giebt auch noch zu einigen übel gegründeten Meynungen Gelegenheit; worunter eine der schimmsten die ist, daß dieses Fieber deswegen weil es faulichter Natur sey, auch nothwendig ansteckend seyn müsse.

Es giebt schwerlich in der Geschichte einer jeden Krankheit einen Umstand, dessen genaue Bestimmung von einer größern Wichtigkeit ist, als der, ob dieselbige von einer ansteckenden oder nicht ansteckenden Natur ist. Von dieser Bestimmung hängt die Schicklichkeit derjenigen Schritte ab, die man zu der Verhütung der fernern Ausbreitung oder der Ausrottung dieser Krankheit thun muß. Wenn man eine Krankheit als ansteckend ansieht, die es doch im Grunde nicht ist, so thut dieses einen großen Schaden. Es setzet dieses diejenigen Personen, die davon befallen werden, Uebeln und Unbequemlichkeiten aus, die ihr Leiden in einem hohen Grade vermehren, und sie oft der nothwendigen Unterstützung und Beyhülfe anderer Personen berauben. Sie werden, wenn man sie auch nicht gänzlich meidet, doch wenigstens vernachläßiget, und sie genießen zu einer Zeit, wo sie die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordern, die geringste.

Ich habe, was das nachlassende Fieber anbelangt, Gelegenheit gehabt, die Beobachtung zu machen, daß das nachlassende Fieber, es mochte dasselbige mit seiner

gewöhnlichen oder mit mehr ungewöhnlichen Zufällen verknüpft, oder bey demselben die gelbe Farbe der Haut zugegen oder nicht zugegen seyn, doch nie ansteckender Natur war. Nach meiner Meynung konnte man als den stärksten Beweis davon die Erfahrungen ansehen, die ich darüber in Privatfamilien machte, wo der Sohn, der Bruder oder der Ehemann, die dieses Fieber in dem stärksten Grade hatten, von der Mutter, Schwester oder Gattin gewartet, und bey Nacht und Tage keinen einzigen Augenblick verlassen wurden, und wo jedoch nie eine von den letzt gedachten Personen dieses Fieber durch die Ansteckung bekam. Daß solche nahe Verwandtinnen das Geschäft einer Krankenwärterin über sich nahmen, ist eine Sache die man in diesem Lande nicht genug anrühmen und empfehlen kann, weil bey denen in diesem Klima sich ereignenden Krankheiten, wo die Augenblicke oft kostbar sind, eine grössere Wachsamkeit und Aufmerksamkeit erfordert wird, als man von einem Bedienten oder einer Magd erwarten kann. Man fürchtet sich in Jamaika gar nicht von diesen Fiebern angesteckt zu werden, und ich selbst habe nie weder in einer Privatfamilie noch in einem Hospital irgend einen Fall gesehen, der mich bewegen könnte, diesen Fiebern eine ansteckende Natur zu zu schreiben. Es scheint zwischen der Ansteckung und Fäulniß, gesetzt daß man auch annimmt, daß die letztere in einem lebendigen Körper wirklich statt finden könne, doch nicht die geringste nothwendige Verbindung vorhanden zu seyn. Ansteckende Krankheiten (als z. B. die Blattern, Masern, das Scharlachfieber u. s. w.) sind nicht nothwendig auch zugleich faulichter Natur; und auf der andern Seite haben Krankheiten, die man als solche ansieht, bey denen der höchste Grad von einer Fäulniß zugegen ist, wohin z. B. der Scorbut gehöret, nicht das geringste Vermögen durch Anste-

ckung

ckung andern mitgetheilt zu werden. Die Wirkungen einer allgemein verbreiteten Ursache, pflegen oft mit den Wirkungen einer Ansteckung verwechselt zu werden.

Einige Aerzte haben unternommen die Erscheinungen bey den Fiebern dadurch zu erklären, daß sie solche von einem oder dem andern der dabey vorhandenen Zufälle herleiten. So hat man z. B. geglaubt,*) daß die Erscheinungen, die man bey einem Fieberpatienten bemerket, von dem Froste (Cold fit) und einer Zusammenziehung oder Krampf in den Blutgefäßen der Haut herrührten. Allein es ist bey den nachlassenden Fiebern oft gar kein Frost vorhanden, und es ereignet sich nicht selten, daß die Kranken von dieser Art die stärksten Schweiße haben, ohne daß dadurch die Zufälle nur im Geringsten vermieden werden. Der Gebrauch der Brechmittel in kleiner Dosis, die man in der Absicht giebt, den Krampf in den kleinen Gefäßen der Haut dadurch zu heben, daß man Uebelkeiten und durch solche eine Neigung zur Ausdünstung hervorbringt, ist offenbar den nämlichen Einwürfen unterworfen, die man gegen den Gebrauch der Brechmittel alsdenn machen kann, wenn man sich derselbigen bedienet, um durch solche eine Ausleerung der Galle zu bewirken. Ohnerachtet die Absicht des Gebrauchs in beyden Fällen sehr verschieden ist, so ist doch die Wirkung die die Brechmittel auf einen durch die Natur der Krankheit höchst reizbaren Magen hervorbringen, immer die nämliche, weil derselbe dadurch sehr leicht zu heftigen Zusammenziehungen gereizt wird.

Andere behaupten, daß die Ursache der nachlassenden Fieber im Magen zu suchen sey. Nun kann zwar keinesweges geläugnet werden, daß überhaupt bey Fiebern

*) Dieses thut hauptsächlich Cullen. A. d. Ueb.

dern dieses Werkzeug eben so zeitig und in einem eben so heftigen Grade, als irgend ein anderes Eingeweide des menschlichen Körpers leidet; allein es wird doch allemal ein ganz fruchtloses Unternehmen seyn, wenn man die Ursache dieser Krankheit in irgend einem von den dabey vorhandenen Zufällen suchte, da eine jede Verrichtung des ganzen Körpers dabey in Unordnung gebracht und gestöret wird.

Es leiden bey dieser Krankheit die willkührlichen und unwillkührlichen Bewegungen des Körpers auf eine gleiche Art, und eben dieses geschieht auch in Ansehung der Sinnen und der Verrichtungen der Seele. Die Muskelfasern können sich nicht mit ihrer gewöhnlichen Kraft zusammenziehen, daher denn ein allgemeiner Verlust der Kräfte entstehet; die Bewegung des Herzens ist zu geschwind und oft unregelmäßig; das Athemholen wird durch ein öfteres Seufzen unterbrochen; der Magen hat gegen alle Speise Eckel, und ist ganz unfähig solche zu verdauen, und die Gedärme sind entweder in ihrer Wirkung zu langsam oder unordentlich, daher denn Verstopfung des Leibes oder doch eine Unregelmäßigkeit in dem Stuhlgang entsteht. Auch erleiden alle Absonderungen, als zum Beyspiel, die des Schleims, welcher inwendig den Mund befeuchtet, des Urins und des Schweißes eine Veränderung. Das Sehen ist weder deutlich noch bestimmt; es scheinen sich die Gegenstände vor den Augen des Kranken zu bewegen, und selbst der Eindruck des Lichtes verursachet demselbigen schon Schmerzen. Das Gehör ist entweder auf eine unangenehme Art scharf und leidet durch alle Arten von Eindrücke, oder es ist ganz stumpf und schwer. Eben so ist der Geschmack verändert, so daß dasjenige was vorher süße schmeckte, vielleicht dem Kranken anitzt salzigt zu seyn scheint, und das was ihm sonst sehr angenehm war, ihm nun zum Eckel wird.

Auf

Auf eine ähnliche Art ist der Sinn des Geruchs verändert. Selbst das Gefühl kann nicht länger von dem vorhandenen Grad der Wärme mit Wahrheit urtheilen, und die den Kranken so beschwerenden Zufälle einer Unruhe und beständigen Veränderung seiner Lage, sind zum Theil die Folgen einer widernatürlichen Empfindlichkeit, die jeder Theil des Körpers anitzt angenommen hat.

Die Wirkungen der Seele befinden sich bey diesem Fieber in keiner geringern Unordnung als der Körper. Eine jede Ausübung des Gedächtnisses und der Urtheilskraft, ist ermüdend und schmerzhaft, und nach einer kurzen Zeit fällt es dem Kranken unmöglich, solche noch länger fortzusetzen. Die Vorstellungen sind undeutlich oder irrig. Die Einbildung ist wild und verwirrt, und stellt sich tausend Scenen vor, die voller Irrthum und Täuschung sind; auch diejenige Kraft, wodurch die Seele die Gegenstände, welche die Einbildungskraft sich vorstellet, von den wirklichen Dingen unterscheidet, ist geschwächt, ja manchmal gänzlich vernichtet, und daher entsteht ein Phantasiren, das zuweilen einem Anfall von Raserey ähnlich ist, zuweilen aber blos einem Traum im Wachen gleichet. Auch der Schlaf verschaffet weder dem Körper Erholung und Erquickung, noch beruhiget er die Seele, und nach einiger Zeit werden alle Kräfte der Seele von einer Art von Betäubung überwältigt, und es erfolgt eine allgemeine Unempfindlichkeit.

Da die Erscheinungen und Zufälle des Fiebers so beschaffen sind, so ist es unmöglich dieselbigen von einem krankhaften Zustand des Gehirns und der Nerven herzuleiten. Denn wir finden oft, daß alle Verrichtungen des Gehirns und der Nerven durch gewisse Lokalursachen, als z. B. bey der Lähmung, Raserey und andern Krankheiten, eben so stark in Unordnung gerathen sind, als dieses nur irgend bey den Fiebern geschieht,

und doch sind bey dem erst gedachten Patienten die Bewegung des Herzens und die Verrichtungen des Magens eben so, und nur mit einer geringern Veränderung als in einem völlig gesunden Zustand beschaffen. Hingegen wird aber auch oft eine Geschwindigkeit und Unregelmäßigkeit der Pulsschläge, so stark als solches nur in einem Fieber geschehen kann, bey Krankheiten des Herzens und der um dasselbige herumliegenden Theile, als z. B. bey der Verknöcherung der Klappen des Herzens und der Brustwassersucht u. s. w. hervorgebracht und vermehret, da unterdessen zu gleicher Zeit die andern Verrichtungen des Körpers nur sehr wenig in Unordnung gerathen sind, und wenig oder gar kein Fieber vorhanden ist. Eben diese Bemerkung läßt sich auch auf den Magen anwenden, dessen Verrichtungen oft von lokalen Krankheiten desselben, als zum Beyspiel von einer scirhösen Verhärtung oder einem krebsartigen Geschwüre in ihm eben so sehr leiden, als dieses bey einem nachlassenden Fieber geschieht, ohne daß doch in einem solchen Fall ein nachlassendes Fieber hervorgebracht wird.

Wenn man nun aber von mir eine Erklärung der Erscheinungen und Zufälle bey den nachlassenden Fiebern fordern sollte, so muß ich frey meine eigene Unwissenheit in diesem Stück gestehen. Da es unterdessen doch unmöglich zu seyn scheint, eine gehörige Aufmerksamkeit auf die bey dem Fieber sich zeigenden Erscheinungen zu richten, ohne daß uns nicht gleich dabey mit diese Frage einfallen sollte; so will ich hier kürzlich die Art und Weise anzeigen, die mir zur Untersuchung dieser Materie die bequemste zu seyn scheint.

Augenscheinlich ist die Ursache des nachlassenden Fiebers in den Ausdünstungen eines feuchten und morastigen Bodens zu suchen, die man als eine Sache ansehen kann, die auf den menschlichen Körper als ein

Gift

Gift wirket. (Man sehe Cullens Anfangsgründe der praktischen Arzneykunst im ersten Theile §. 84. und 101.) — Die Untersuchung dieser Ausdünstungen ist der erste Schritt den wir bey der Betrachtung dieses Gegenstandes thun müssen. Die bloße Feuchtigkeit in der Luft ist, wenigstens gewiß in Rücksicht der nachlassenden Fieber, ganz und gar unschädlich. Ein morastiges Erdreich aber erzeugt, wie die Entdeckungen der neuen Naturkundiger zeigen, eine entzündbare Luft, die, wenn sie in einer gewissen Menge und Stärke eingeathmet wird, den Tod verursachet, hingegen aber, wenn sie in keinem allzustarken Verhältniß mit der atmosphärischen Luft vermischet ist, nicht schädlich zu seyn scheint. (Man sehe die philosophischen Transactionen Vol. LXIX. p. 337.) Wäre die entzündbare Luft die Ursache der Fieber, so würden dieselben in solchen Bergwerken wo viel dergleichen Luft gefunden wird, sehr häufig die Bergleute befallen; welches aber durch die Erfahrung widerlegt wird. Ohnerachtet nun aber die Ursache der Fieber nicht in der entzündbaren Luft zu suchen ist, so entstehet doch der unangenehme Geruch der Moräste größtentheils von dieser Luft. Die fernere Untersuchung dieses Gegenstandes und dessen, was eigentlich in den Ausdünstungen der Moräste so schädlich ist, erfordert eine große Genauigkeit und Sorgfalt im Beobachten. Wenn man aber die großen Fortschritte überlegt, die die Naturkündiger neuerer Zeiten in der Untersuchung aller Arten von Luft oder von elastischen Dämpfen gemacht haben, so dürfen wir die Hoffnung nicht wegwerfen, daß wir auch in diesem Stücke mit der Zeit mehrere und genauere Kenntnisse erlangen werden.

Die zweyte Frage, die sich uns bey der Betrachtung dieses Gegenstandes natürlicher Weise darbietet, betrift die Art und Weise wie die giftigen und schädlichen

chen Theile, welche die nachlassenden Fieber hervorbringen, in unsern Körper eindringen können. Dieses aber kann durch die Lunge bey dem Athemholen, durch die einsaugenden Gefäße der Haut, und endlich auch noch auf die Art geschehen, daß bey dem Athemholen dergleichen Theile mit in den Mund und Schlund eindringen, sich daselbst anhängen, und von da mit dem was in dem Magen aus dem Munde eingeschluckt wird, in dieses Eingeweide gelangen.

Es haben neuere Versuche gezeigt, daß ein Theil von der Luft, die bey dem Einathmen in die Lunge kömmt, durch das durch die Blutgefäße dieses Eingeweides gehende Blut mit eingesogen wird. (Man sehe Priestley über die Luft III Band, 5 Abschnitt.) Dieser Theil der Luft scheint hauptsächlich, wo nicht gänzlich aus dephlogisticirter Luft zu bestehen, die ohngefähr den fünften Theil von der Masse der atmosphärischen Luft ausmachet. Es kann daher diese Portion von eingesogener Luft, wenn sie sich mit der Blutmasse vermischet, und mit solcher hernach durch die Gefäße herumbeweget wird, auch mit sich in die Blutmasse ein jedes Gift bringen, das durch die Atmosphäre verbreitet ist. Eben so können auch vielleicht die lymphatischen Gefäße der Lungen, die mit der Luft vermischten giftigen Theile einsaugen.

Man hat viel Thatsachen, welche beweisen, daß Fieber durch die Einsaugung giftiger Theile durch die Oberfläche des Körpers verursachet worden sind. — Wenn der kalte Brand die untern Gliedmaßen befällt, (auch bey der Rose, und manchen Geschwüren an diesen Theilen u. s. w.) wird oft die Einsaugung des Giftes und der scharfen Materie aus diesen Theilen durch die Entzündung und Anschwellung der von den kranken Stellen aufsteigenden lymphatischen Gefäße bezeichnet: auf welche eine Geschwulst (Entzündung und Vereite-

rung

rung) der lymphatischen Drüsen in den Leisten und ein Fieber folget, das einige Tage dauert. Eine alte Frau die einen alten offenen Schaden am Bein hatte, pflegte von Zeit zu Zeit Anfälle von einem Fieber zu bekommen, das einige Tage dauerte. Vor diesen Anfällen gieng allemal ein Schmerz und Geschwulst in den Leisten auf derjenigen Seite vorher, wo das Geschwüre befindlich war. Man bemerkte rothe Streifen auf der Haut, die von dem Geschwüre nach den Leisten zu sich erstreckten, und welche ein deutlicher Beweis waren, daß die Schärfe und das Gift von dem Geschwüre durch die lymphatischen Gefäße gieng. In dergleichen Fällen, deren ähnliche gewiß jedem praktischen Arzt vorgekommen sind, ist eine deutliche Quelle und Ursprung des Giftes vorhanden; allein ich habe auch mehr als einmal dergleichen Geschwülste in den Leisten beobachtet, auf welche ein beträchtlicher, ja zuweilen ein heftiger Grad von Fieber folgte, und wobey man von den Drüsen bis zu dem Fuß hinunter die entzündeten Lymphgefäße bezeichnen konnte, obgleich an dem Fuß selbst kein dergleichen Geschwür befindlich war. Ich zweifle nicht, daß dergleichen Fälle in der Praxis ziemlich häufig vorkommen. Allein die Ausdrücke der Patienten können uns oft bey dergleichen Untersuchungen irre führen, denn sie erzählen uns gemeiniglich, daß das Fieber sich auf den Fuß geworfen hätte, als ob die Krankheit des Fußes eine Folge des Fiebers wäre; da man doch vielmehr bey einer genauen Untersuchung finden würde, daß die Geschwulst der Leistendrüse vor dem Fieber vorhergegangen ist, und es pflegt solche gemeiniglich der erste Zufall zu seyn, auf welche man Acht hat. Einige Fieber von dieser Art sind sehr heftig und fangen sich mit einem heftigen Schaudern und Frost an, worauf eine große Hitze, (Betäubung) Phantasieren, und andere beunruhigende

Zufälle folgen. Es ist mir unterdessen doch kein Fall vorgekommen, aus dem ich hätte muthmaßen können, von was für einer Natur dieses eingesogene Gift sey. Ich könnte noch viel andere Thatsachen anführen, um daraus zu beweisen, daß oft Fieber von der Einsaugung eines Giftes an der Oberfläche des Körpers entstehen. Wahrscheinlicher Weise wird das Pestgift dem Körper auf diese Art mitgetheilt, und es scheint mir daß die Pestbeulen oder Bubonen, nicht wie man insgemein annimmt, kritisch, sondern blos Merkmale des Weges sind, auf welchem das Pestgift in den Körper *), und zu der Masse der sich durch die Gefäße herumbewegenden Feuchtigkeiten gelanget. Es ist möglich, daß die große Gefahr ein Fieber zu bekommen, in der sich, einer allgemein in Westindien angenommenen Meynung zu Folge, eine Person befindet, die von dem Regen durchnässet wird, daß diese Gefahr, sage ich, zum Theil den durch die Luft verdichteten und durch solche hindurchgehenden Dünsten zu zu schreiben ist, die die giftigen Theile bey sich führen und an den Körper in einer größern Stärke bringen.

Der Verlust des Appetits und die Uebelkeiten die bey dem Patienten bey dem Anfang eines nachlassenden Fiebers gewöhnlicher Weise entstehen, lassen uns vermuthen, daß in solchem Falle die Ursachen des Fiebers zuerst in dem Magen auf die Art gebracht wird, daß man sie, wenn sie mit dem Speichel und dem Schleim im Munde vermischt ist, hinunterschlucket. Diese Meynung scheint durch die guten Wirkungen derjeni-

*) Vielleicht würden sie sodann aber öfterer an andern Theilen als in den Leisten, wohin blos die Lymphgefäße der Beine kommen, entstehen, auch eher, als der Ausbruch des Fiebers, und nicht erst nach einigen Tagen entstehen. A. d. Ueb.

rerjenigen Mittel bestärket zu werden, die den Magen und die Gedärme ausleeren, wenn man sich derselben gleich bey dem ersten Anfall dieser Fieber bedienet.

Wir müssen zunächst untersuchen was für Gesetze die Wirkungen des Giftes, wenn dasselbige in den Körper gelanget ist, bestimmen. Es scheint aber die Heftigkeit derselben von zwey Ursachen abzuhängen, die auch wie die Erfahrung zeiget, auf die Wirkung vieler andern Gifte einen großen Einfluß haben. Dieses sind die Menge dieses Giftes und Stärke seiner giftigen Beschaffenheit: und zweytens der Umstand, ob der Körper an die Wirkung dieses Giftes mehr oder weniger gewöhnt ist. Das Gift scheint am stärksten zu seyn, wenn es von dem Erdreich aufsteigt, es wird aber schwächer so wie es sich mehr verbreitet, und mit einer größern Menge von Luft vermischt wird. Wohnungen die nahe auf der Erde liegen, sind ungesunder als diejenigen, die eine mehr erhabne Lage haben. (Man sehe hierüber den Bontius, Med. Indor. Cap. XII.) Die Nachbarschaft von Morästen ist gleichfalls ungesund, besonders aber gilt dieses alsdenn, wenn diese Wohnungen so gelegen sind, daß der Wind die Ausdünstungen von diesen Morästen sehr zu ihnen bringt. So wie aber diese Wohnungen von den Morästen immer mehr und mehr entfernt liegen, so werden sie auch immer gesünder, bis sie endlich ganz außer den Einfluß dieser Moräste kommen, worzu eben keine allzu große Entfernung erfordert wird. — Das Fort Augusta ist auf einer Sandbank gelegen, hinter welcher ein Arm von der See sich etwas landeinwärts erstrecket, jenseit dieses Armes aber sind Moräste befindlich, die sich sehr weit verbreiten. Der Landwind wehet alle Nächte von diesen Morästen gegen das Fort, und es liegen solche

noch

noch nicht völlig drey englische Meilen (etwas über eine Stunde) von dem Fort entfernt, und doch bringen die Ausdünstungen von ihnen bey den Bewohnern des besagten Forts keine Fieber hervor. Wie viel weniger aber als drey englische Meilen die Entfernung der Moräste betragen kann, wenn die schädlichen Wirkungen der Ausdünstungen von solchen vernichtet werden sollen, kann ich nicht aus Erfahrungen bestimmen. Soviel scheint mir wahrscheinlich zu seyn, daß verschiedene andere Umstände noch einen Einfluß darauf haben können; als z. B. die Größe der Moräste, oder die Lage und Gestalt der Hügel in der Nachbarschaft, welche die Ausdünstungen vielleicht einschließen, und gleichsam als durch einen Trichter den Strom der Luft leiten und demselbigen eine besondere Richtung geben können.

Wenn der menschliche Körper dem Gift und dessen Wirkungen ausgesetzt gewesen ist, so verstreicht sodann eine zuweilen längere und zuweilen kürzere Zeit ehe ein wirkliches Fieber durch solches Gift hervorgebracht wird. Diejenigen Matrosen von den Kriegsschiffen, die zu Jamaika zur Einschiffung des Wassers gebraucht werden, und die, wie ich oben gesagt habe, fast alle ein Fieber bekommen, pflegen nicht alle zu gleicher Zeit davon befallen zu werden. Bey einigen geschieht dieses schon am ersten oder zweyten Tag, bey andern aber ereignet sich solches aber erst nachdem sie bereits einige Tage der Ursache der Fieber nicht mehr ausgesetzt gewesen und schon auf die Schiffe zurück gekehret sind. Es scheint, daß das Gift einige Zeit ohne eine Wirkung hervorzubrin-bringen in dem Körper verborgen liegen kann, ob es gleich schwer fallen möchte, genau die Zeit zu bestimmen, die solches dauern kann. Einige Matrosen schiffen sich auf ihre Schiffen in guter Gesundheit

sundheit ein, werden aber doch nach zehn oder vierzehn Tagen mit dem nachlassenden Fieber befallen. Es sind mir sogar Fälle bekannt, wo das Fieber erst drey Wochen darnach, nachdem diese Personen nicht mehr der Ursache desselben ausgesetzt waren, sich gezeiget hat. Ich habe aber keine Erfahrung ob es auch noch länger darnach geschehen kann, und wie groß dieser Zeitraum seyn muß. Soviel können wir aber als einen ausgemachten Satz annehmen, daß das Gift einen größern oder geringern Schaden anrichten wird, jemehr oder weniger verdichtet solches ist. In Ansehung dieser Eigenschaft unterscheidet es sich von andern Giften, denen man den Namen von specifischen beylegen kann, als z. B. dem Blattergift, dem Gift der Lustseuche und andern mehr, von denen allen es nicht scheint, daß sie concentrirt und dadurch noch wirksamer gemacht werden können.

Wie groß die Gewalt der Gewohnheit ist, der Wirkung desjenigen Giftes, das die nachlassenden Fieber hervorbringt, zu widerstehen, ist durchgehends bekannt. Die erst kürzlich angelangten Europäer sind nicht nur dieser Krankheit weit mehr als andere unterworfen, sondern es ist auch bey solchen das Fieber meistens von der schlimmsten Art. Man pflegt gemeiniglich den allerersten Anfall von dem Fieber ein **Gewöhnen an das hiesige Klima** (a seasonig) zu nennen. In diesem Stücke ist das ansteckende Gift der nachlassenden Fieber vielen andern Giften ähnlich, an welche sich der menschliche Körper auch nach und nach zu gewöhnen pflegt. Personen, die sich an das Opium gewöhnet haben, können davon eine große Menge ohne Schaden nehmen. Eben dieses gilt von den spirituösen Getränken und von den meisten, wo nicht von allen andern Dingen, die eine Berauschung hervorbringen. Die Negersklaven welche in den morastigen Gegenden von Jamaika leben,

geben uns das auffallendeste Beyspiel von der Kraft der Gewohnheit dem ansteckenden Gift der Fieber zu widerstehen. Es sind solche nämlich diesen Fiebern sehr wenig unterworfen und wenn sie ja krank werden, so sind doch die Anfälle selbst fast allezeit nur ganz leicht. Von denen auf die Unternehmung gegen das spanische Fort St. Juan abgeschickten Soldaten, kam von zwanzigen nicht einer wieder, da hingegen von denen bey diesen Truppen befindlichen Negern auch nicht ein einziger an einen Fieber starb.

Ich muß noch von einem andern Umstande etwas weitläuftiger reden, dessen ich bereits oben erwähnet habe, da solcher macht, daß die Wirkungen des Giftes sowohl gewisser erfolgen, als auch weit heftiger sind. Es ist solcher der, daß man sich der Wirkungen dieses Giftes alsdenn aussetzet, wenn man durch schwere Arbeit und langes Fasten schon sehr geschwächt und erschöpft ist. Bey solchen Umständen dringt das Gift weit leichter in den Körper und es bringt dasselbige sodann unmittelbar die schlimmsten Arten von Fiebern hervor. Dieses ist die Ursache warum die Soldaten in Westindien im wirklichen Dienst soviel leiden. Die wenigen Fälle, wo dieses Fieber binnen vier und zwanzig Stunden tödtlich wurde, die mir in meiner Praxis vorkamen, waren alle bey Soldaten, die sich die Krankheit auf diese Art zugezogen hatten. Wenn ein Soldat auf dem Marsch krank wird und fünf bis sechs englische Meilen noch gehen muß, so ist fast nicht die geringste Hoffnung vorhanden, daß derselbige davon kommen wird; denn wofern derselbige nicht auch auf dem Marsch selbst stirbt, so bleibt er doch selten nach Vollendung desselbigen noch am Leben. Bey einem ermüdeten und erschöpften Zustand des Körpers saugen die Gefäße der Haut und Lungen wahrscheinlicher Weise aus der Luft ein, daher denn das Gift leichter in solche

bringen kann. Da nun auch unter diesen Umständen der Umlauf des Blutes mehr als sonst beschleuniget ist, so wird das Gift weit geschwinder in die kleinsten Gefäße gebracht, und mit den Säften auf eine weit genauere Art vermischet.

Die wichtigste Frage, die man noch thun kann, ist die: auf welche Art denn das Gift, wenn es in den menschlichen Körper eingedrungen ist, in demselbigen die Zufälle des Fiebers hervorbringt? Es verhindert uns jedoch unsere Unwissenheit in Ansehung der Oekonomie des Körpers, diese Frage auf eine hinreichende Art zu beantworten. Wenn wir aber überlegen, daß bey diesen Fiebern eine jede Verrichtung des Körpers in Unordnung gebracht ist: daß sich das Blut dabey oft in einen aufgelöseten Zustand befindet: und daß auch bey den damit befallenen Patienten ein gänzlicher Mangel der Kräfte vorhanden ist; so können wir hieraus den Schluß machen, daß das Gift die Lebenskräfte in allen Theilen des Körpers angreift und zerstöret; und wir finden auch in der That, daß bey diesen Fiebern einige Theile des Körpers wirklich brandicht werden und absterben. Bis jetzt sind wir noch nicht im Stande selbst einmal Muthmaßungen über die eigentliche Natur der Lebenskraft hervorzubringen, und es würde nur eine vergebliche Mühe seyn, wenn wir unsre Untersuchungen über diesen Gegenstand noch weiter fortsetzen wollten.

Am besten können wir noch dieses dadurch erläutern, wenn wir auf die Wirkungen Achtung geben, die andere Gifte in dem Körper hervorbringen. Uebelkeiten und Erbrechen sind gemeiniglich die ersten Folgen eines animalischen oder vegetabilischen oder auch Krankheitsgiftes (nach Hunters Unterscheidung, (siehe dessen Abhandlung über die venerischen Krankheiten S. 15. der deutschen Uebersetzung) und eben

diese Zufälle sind auch bey dem Anfang der Fieber gemein. Es ist eine bekannte Sache, daß einige Gifte, wenn sie hinreichend concentrirt sind, als das Kirschlorbeerwasser, das Gift womit die amerikanischen Völker ihre Pfeile vergiften, (Poison of the Ticunas) und andere Gifte Zuckungen und einen fast augenblicklichen Tod verursachen. (Man sehe *Fontana* sur les Poisons Vol. II. p. 83. 125 und 137.) Und auch in diesem Stücke findet sich zwischen diesen Giften und dem ansteckenden Gifte der nachlassenden Fieber eine Aehnlichkeit, indem sich diese Fieber oft bey Kindern und zuweilen auch bey Erwachsenen mit Zuckungen anfangen. Viele Gifte lösen das Blut auf, als zum Beyspiel das Gift der Vipern, und eben dieses Gift bringt auch eine Gelbsucht hervor, vor welcher ein großer Verlust der Kräfte und zuweilen Anfälle von Zuckungen vorhergehen.

Auch hier bemerken wir also von den Giften einige von den schlimmsten Zufällen der nachlassenden Fieber, vornämlich die Gelbsucht. Es ist mir kein einziges Beyspiel von einer Leichenöffnung, einer durch den Biß einer Viper getödteten Person bekannt. Wenn man aber die Körper von solchen Personen, die an dem so genannten gelben Fieber verstorben waren, öffnete, und man in denselbigen irgend eine widernatürliche und krankhafte Erscheinung entdeckte, (indem man oft auch gar nichts Widernatürliches darinnen zu finden pflegte,) so bestand dieses vorzüglich darinnen, daß sich die innere Haut des Magens und Zwölffingerdarms in einem entzündeten Zustand befanden. Die in der Gallenblase und den Gallengängen befindliche Galle ist gemeiniglich zähe und schleimicht, als wenn solche bereits einige Zeit in diesen ihren Behältern gestocket hätte, ohnerachtet man doch in dem gemeinschaftlichen Gallengang nicht die geringste Ursache von einer solchen Verstopfung entde-

entdecket. Es ist wahrscheinlich, daß die Entzündung der Häute des Zwölffingerdarms und Magens und die heftige Zusammenziehung, die die Gallengänge von dem wiederholten Erbrechen und Würgen bey diesen Fiebern erleiden, in diesen Gängen einen Krampf hervorbringen kann, der hinreichend ist den Lauf der Galle zu unterbrechen. (Man sehe *Fontana* sur les Poisons Vol. I. Part. V. Chap. XIII. p. 69.) Auch ist gar kein Zweifel daß der gemeinschaftliche Gallengang im gesunden Zustande das Vermögen besitzt sich zusammen zu ziehen, weil ohne eine solche in einem gewissen Theil desselben erfolgende Zusammenziehung, die Galle nie so zurückbleiben kann, daß sie die Gallenblase anfüllt. Daß die Gelbsucht, außer einer Verstopfung und Unterbrechung des Ausflusses der Galle in den Zwölffingerdarm durch Gallensteine oder einen mechanischen Drucke, auch noch von andern Ursachen entstehen kann, erhellet daraus, weil man oft bey der Zergliederung gelbsüchtiger Personen nichts dergleichen in ihrem Leichnam entdecket hat. Man sehe hiervon z. B. *Morgagni* de sedibus et caussis morborum Epist. LIII. §. 16. 17. Ep. XXXVII. §. 10. — *Pringle* Diseases of the Army Opp. p. 119. der siebenden Ausgabe.

Ich hatte vor Kurzem Gelegenheit in dem Körper einer Person, die an der Lungensucht verstorben war, verschiedene Umstände zu bemerken, die mit der gegenwärtigen Materie in einiger Verbindung zu stehen scheinen. Es kam nämlich wenige Tage vor dem Tode des Kranken zu den übrigen Zufällen der Krankheit auch noch eine Gelbsucht hinzu. Bey der Leichenöffnung fand ich die Lungen in dem bey dieser Krankheit gewöhnlichen krankhaften Zustand. Das Rippenfell war mit den Lungen verwachsen, und es fanden sich Knoten, Verhärtungen und Vereiterungen in der Substanz dieses Eingeweides. — In dem Unterleib entdeckte man Kennzeichen

einer Entzündung der Oberfläche der Leber und die untere Fläche derselbigen hieng an dem Magen hin und wieder an. Die Gallenblase war voller Galle, allein man konnte aus derselbigen keine Galle herausdrücken. Da ich aber den gemeinschaftlichen Gallengang von dem Zwölffingerdarm aus öffnete, so fand ich ihn mit Galle von einer braunen Farbe erfüllt, die zu gleicher Zeit von einer dicken und zähen Consistenz war. Ein gleiches bemerkte ich auch in den Lebergallengängen. Ich schnitt hierauf einen Theil des ausführenden Ganges der Gallenblase der Länge nach auf, und drückte die Gallenblase mit einer beträchtlichen Gewalt, allein es wollte demohnerachtet noch immer keine Galle aus dem Behälter herausfließen. Endlich brachte ich ein Röhrchen in den Gang der Gallenblase und trieb, obgleich mit einiger Schwierigkeit, endlich doch noch durch Einblasen etwas Luft aus dem Gang in die Blase hinein. Da ich hierauf die Gallenblase auf das Neue drückte, so preßte ich endlich ein geronnenes Stück Galle heraus, und die nachfolgende Galle war zähe und schwarz, wie schlechter Syrup. Ich öffnete sodann den ganzen Gallengang und entdeckte in solchem nichts anders, was den Ausfluß der Galle hätte verhindern können, als blos einen weichen Gallenstein (Coagulum) dessen ich bereits erwähnet habe, der aber sowohl als die dicke und zähe Beschaffenheit der Galle, mehr die Wirkung der Stockung derselben, als die Ursache der Verstopfung ihres Ausflusses gewesen zu seyn schien. Erregte vielleicht die Entzündung, die in der Nachbarschaft der Gallengänge entstanden war, und die sich auch wahrscheinlich bis zu denselben erstreckte, in diesen Gängen eine solche Zusammenziehung, daß dadurch der Ausfluß der Galle verstopft wurde: so daß hier etwas erfolgte, das dem ähnlich ist, was in dem Urinwege alsdenn geschieht, wenn die Ausleerung des Urins durch

durch eine Entzündung der Urinwege unterbrochen wird?

Es verdient die Ursache der Gelbsucht bey dem nachlassenden Fieber in den todten Körpern noch weiter untersucht zu werden, und ich bedaure sehr, daß ich mich mit dieser Untersuchung bey meinem Aufenthalt in Jamaika nicht noch mehr beschäftiget habe. Ich theile unterdessen hier folgenden Brief mit, der eine Nachricht von drey und zwanzig Leichenöffnungen von Personen enthält, die an dem gelben Fieber verstorben sind. Es ist derselbige an den verstorbenen Ritter John Pringle, durch den Herrn Mack-Colm, einen sehr wahrheitsliebenden Mann und guten Beobachter, geschrieben worden, der sich in den Jahren 1741 und 1742. in Westindien als Regimentswundarzt aufhielt.

Nachricht von dem, was man bey der Leichenöffnung von drey und zwanzig Soldaten und Officieren gefunden hat, die in Westindien an dem so genannten gelben Fieber verstorben waren.

Bey allen war die Leber zum Theil, und zuweilen fast gänzlich so widernatürlich verändert, das sie blässer und härter als natürlich war. In diesem so krankhaft veränderten Stücken, war weit weniger Blut als in denenjenigen andern Theilen der Leber vorhanden, welche eine mehr natürliche Farbe hatten.

In solchen Lebern, die in Ansehung der Farbe und Härte in einem mehr widernatürlichen Zustande sich befanden, waren in den größern Aesten der Pfortadern Stücke von geronnenem Blute oder Lymphe befindlich, die diese Aeste verstopften und den so genannten Polypen ähnlich waren.

Die Galle in der Gallenblase war von einer dunklern Farbe, und viel dicker und schleimichter als gewöhnlich. Ihre Menge war geringe und betrug nie mehr als eine Unze. Oft waren auch nur von einer halben Unze bis zu sechs Quentchen vorhanden.

Die Milz war größer, weicher und weißer, als sie es gewöhnlicher Weise zu seyn pflegt.

Inwendig waren der Magen und der Zwölffingerdarm zuweilen röthlicht oder gelblicht, oft aber schwärzlicht. Die zottigte Haut des Magens und der Gedärme sonderte sich sehr leicht und selbst von dem bloßen Angreifen ab.

Die andern Gedärme waren fast eben so wie der Magen und der Zwölffingerdarm beschaffen. Gemeiniglich aber litten doch die beyden erst gedachten Theile des Darmcanals am meisten.

In dem Magen war oft ein dicker Schleim mit der nämlichen schwarzen Materie befindlich, die häufig bey dieser Krankheit von dem Patienten weggebrochen wird. Wenn die zottigte Haut der Gedärme nicht viel leidet, so ist mehr Schleim als schwarze Materie vorhanden. Im entgegengesetzten Falle aber, hat diese letztere die Oberhand.

Weiter in den Gedärmen hinunter ist die schwarze Materie, der eben gedacht worden ist, dicker, und es ist solche mehr schleimicht, und fast dem Theer ähnlich. In den dicken Gedärmen aber ist sie sogar oft mit geronnenem Blute vermischt.

Das zellichte Gewebe und andere Membranen waren sehr vom Blute ausgedehnt; und der sehnichte Theil des Zwerchfells und des Rippenfells sahen so aus, als wenn die Gefäße ausgespritzt wären.

Bey einer Person, die im Leben mit einem heftigen Schlucken beschwert gewesen war, entdeckte man bey der Leichenöffnung ein Geschwür an dem sehnichten Theil

Theil des Zwerchfells, aus welchem eine Jauche in die Brusthöle drang.

Die Lungen waren oft nach dem Rippenfell zu ganz schwärzlicht, und hatten an vielen Stellen große blaue Flecke.

In der rechten Herzkammer, dem Herzohr dieser Seite und der Hohlader, fand sich weniger Blut als es sonst gewöhnlich ist.

Der Urin in der Urinblase war gemeiniglich von einer gelben Farbe.

Eine Sache war noch merkwürdig, und diese war; daß ohnerachtet die Körper vor und nach dem Todte einen sehr unangenehmen Geruch von sich gaben, man doch bey der Oeffnung des Unterleibes und bey dem Aufschneiden der Gedärme, keinesweges denjenigen cadaverösen und häßlichen Gestank bemerkte, den man in einen solchen Fall in Europa auszustehen hat. Ich muß unterdessen doch bemerken, daß diese Körper bald nach dem Todte geöffnet wurden, und es waren auch den Verstorbenen gemeiniglich während der Krankheit Purgiermittel gegeben worden.

Eben so ist noch anzuführen, daß zwey Körper von Personen geöffnet wurden, die vorher das gelbe Fieber gehabt hatten, die aber einige Zeit darnach von andern Ursachen starben. Keiner von denselben hatte Verstopfungen in der Leber und die Galle war in der Gallenblase in einer beträchtlichen Menge vorhanden; auch war solche flüßiger als gewöhnlich. *) — So weit die Nachricht des Herrn Mack-Colm.

*) Alle diese Körper waren unter Aufsicht des Feldarztes, Dr. Dalrymple, geöffnet worden, und Herr Mack-Colm war bey der Oeffnung der meisten selbst gegenwärtig. A. d. Verf.

Die krankhaften Erscheinungen derer in dieser Nachricht erwähnet wird, lassen sich alle auf zwey Ursachen zurückbringen. — Die erste derselben ist die Einsaugung der Galle in die allgemeine Masse der sich durch die Gefäße herumbewegenden Säfte; die zweyte aber ist eine größere oder geringere Auflösung des Blutes. Die blasse Farbe der Leber und Milz rührte davon her, daß die Galle eingesogen und mit dem Blute vermischt war; bey welchen Umständen denn die Galle diesen Eingeweiden und fast allen übrigen Theilen des Körpers eine gelbe Farbe mitzutheilen pflegt; wie man dieses bey der gewöhnlichen Gelbsucht bemerket. — Die schwarze, dem Bodensatz von Kaffee ähnliche Materie, die man in dem Magen und Gedärmen fand, war augenscheinlich nichts anders als Blut, das durch die Gefäße ausschwitzte; und dieses sowohl als die blauen Flecke auf den Lungen sind Beweise von dem aufgelößten Zustand des Blutes. Man findet auf den Lungen der Thiere die vom Gifte gestorben sind, ähnliche blaue Flecke, und es rühren dieselbigen davon her, daß auch in diesem Falle das Blut aufgelöset ist. (Man sehe *Fontana* sur les Poisons Vol. I. Part. III. Chap. 3.)

Ohnerachtet wir nun aber allerdings hoffen können, daß, die Vergleichung der Wirkung anderer Gifte mit den Wirkungen der Ausdünstung von Morästen, uns mehr Licht über die Natur der nachlassenden Fieber geben wird, als dieses durch irgend eine andre Art von Untersuchung geschehen kann, auf die wir fallen können, so wird man doch bald einsehen, daß diese Untersuchung nicht sehr weit fortgesetzet werden kann. Es findet bey der Wirkung der Gifte etwas außerordentlich Feines und Verborgenes statt. Man kann dieses daraus sehen, daß wir uns nicht im Stande befinden, von einem einzigen

von

von alle den verschiedenen Giften, von deren schädlichen Wirkungen wir täglich Beyspiele haben, die eigentliche Wirkungsart hinlänglich zu erklären. Die meisten von den Krankheitsgiften schränken sich mit ihren Wirkungen auf eine einzige Thierart ein; und doch sind wir nicht vermögend in der Natur dieses Giftes oder der Natur des Thieres etwas zu entdecken, woraus sich dieser Umstand erklären läßt. Die Blattern, die Masern, die Pest und viele andere Krankheiten, befallen blos die Menschen, ohnerachtet man nicht die geringste Ursache einsieht, warum diese Krankheitsgifte nicht auch auf die Thiere wirken sollten; und eine jede Erklärung, die man von der Natur und Entstehung dieser Krankheiten machen kann, man mag solche nun von einer Gährung oder Fäulniß, oder einer besondern Wirkung der Gefäße herleiten, enthält doch nichts, welches uns lehren könnte, warum die Thiere diesen Krankheiten nicht eben so gut unterworfen sind, als dieses in Ansehung des menschlichen Geschlechts der Fall ist. Die Fäulniß ist fast bey einer jeden Art von thierischer Materie die nämliche; und es hat uns bis jetzt weder die Physiologie, noch die Anatomie irgend einige besondere Eigenschaften oder Wirkungen unserer Blutgefäße kennen gelehret, die man nicht auch bey vielen andern Thieren findet. Ohnerachtet nun aber, wie ich hier gesagt habe, die Untersuchung von den Wirkungen der Gifte auf die thierischen Körper, ein äußerst schweres Unternehmen ist, so darf man doch nicht alle Hoffnung aufgeben, hierin noch Entdeckungen zu machen. Wir können in keinem einzigen Falle dem Fortgang der menschlichen Kenntnisse durch Versuche und Beobachtungen Gränzen setzen, und uns einbilden, daß der menschliche Verstand nicht noch weiter kommen könnte.

Vierter Abschnitt.

Von den Wechselfiebern.

Es sind die Wechselfieber, sowohl tägliche, als drey- und viertägige, und alle andre Abänderungen dieser Fieber, die von den Schriftstellern gewöhnlicher Weise angeführt werden, in Jamaika sehr häufig. Die Fieber, die zu den gesundesten Zeiten des Jahres am öftersten vorkommen, sind Wechselfieber; da hingegen während der Regenzeit und einige Zeit darnach, solche vorzüglich zu den nachlassenden Fiebern gehören. Es scheint gleichsam als ob beyde Arten von einer und der nämlichen Ursache herrührte, die nur zu verschiedenen Zeiten mit einer größern oder geringern Heftigkeit wirket. Die fast unzähligen Abänderungen der Wechselfieber, welche die Alten beschrieben haben, sind anitzt bey weiten nicht mehr so wichtig für die Aerzte und ziehen derselben Aufmerksamkeit auch bey weitem nicht mehr so auf sich, seitdem man entdecket hat, daß die Fieberrinde das wirksamste Mittel gegen alle diese Fieber ist, es mögen dieselbigen einen Gang oder Typus annehmen, welchen sie wollen. So lange als man ehedem glaubte, daß von den verschiedenen Abänderungen und Arten der Wechselfieber, auch eine jede eine besondere Behandlungsart erforderte, so mußte man es allerdings als eine sehr wichtige Sache ansehen, alle diese Arten und Abänderungen genau von einander unterscheiden zu können.

Ich habe in Ansehung der Geschichte der zu Jamaika herrschenden Wechselfieber, wenig zu bemerken, daß bey solchen diesem Klima eigen ist. Der Fieberfrost ist gemeiniglich nicht so heftig, als er es in Gegenden zu seyn pflegt, die mehr gegen Norden gelegen sind. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die mit dergleichen Fiebern behafteten Patienten sich während des

Fieber-

Fieberfrostes den gerade auf sie fallenden Sonnenstralen aussetzen. Sie folgen hierinnen dem Beyspiele der Neger, die hierdurch die schmerzhafte Empfindung der Kälte sich weit mehr erleichtern, als dieses dadurch geschehen würde, wenn sie sich an einem Feuer erwärmten, oder den Körper mit vielen Betten oder Decken zudeckten, wie dieses in kältern Gegenden zu geschehen pflegt.

Das tägliche Fieber (Quotidian) ist die allergefährlichste Art der Wechselfieber, und zwar sind diese Fieber mehr oder weniger gefährlich, je nachdem sich solche den nachlassenden Fiebern mehr oder weniger nähern. Das dreytägige Fieber ist zu Jamaika nicht so gefährlich als das tägliche, und das viertägige Fieber ist es unter allen am wenigsten, ohnerachtet es auf dieser Insel, eben so wie in andern Gegenden außerordentlich hartnäckig und schwer zu heilen zu seyn pflegt.

Fünfter Abschnitt.

Von der Heilung der Wechselfieber.

Man pflegte bey den Truppen in Jamaika, sobald als die Intermission vollkommen und die Kranken in der Zwischenzeit völlig vom Fieber frey waren, die Fieberrinde sogleich und ohne alle die vorhergegangenen Ausleerungen, zu geben, durch die man sonst den Magen und die Gedärme zu reinigen sucht. Diese Verfahrungsart ist nicht als neu anzusehen, sondern es ist solche vielmehr blos die Rückkehr zu einer alten Methode. Man sehe hierüber Sydenham (Processus integri: De febribus intermittentibus). Es war nicht die geringste Unbequemlichkeit oder Schaden damit verknüpft, wenn man die Brechmittel und Purgiermittel zu geben unterließ, deren Gebrauch man sonst gemeiniglich vor

der

der Fieberrinde vorhergehen läßt. Im Gegentheil war dieses eben so viel Zeitgewinn. Man ließ die Fieberrinde in der Dosis von ein oder zwey Quentchen in Wein oder irgend einer andern Feuchtigkeit nehmen, die dem Patienten noch angenehmer war, und wiederholte dieselbe aller zwey Stunden, oder nach den Umständen der Krankheit und dem Zustand des Magens, auch noch öfterer.

Wenn auch schon das Fieber gestopft worden war, so war es doch noch immer nöthig zwey- oder dreymal des Tages eine Dosis der Fieberrinde zu geben, und damit, um einen Rückfall zu verhüten, noch fünf oder sechs Tage fortzufahren. — Verstopfte die Fieberrinde den Leib, so gab man bey dem Schlafengehen eine halbe Unze von der Tinktur der Sennesblätter oder der Rhabarber, oder auch eine Pille von Aloe. Zuweilen setzte man auch etliche Gran Rhabarber zu ein oder zwey Dosen der Fieberrinde noch hinzu.

Obgleich die Fieberrinde sich in Jamaika zur Heilung der Wechselfieber nicht weniger wirksam erzeiget, als sie dieses in andern Gegenden der Welt zu thun pfleget; so ereignete es sich doch bey meinen Kranken bisweilen, daß das Wechselfieber dem Gebrauch der Fieberrinde nicht wich, ob solche gleich häufig und lange Zeit gegeben wurde. Bey solchen Umständen wurden verschiedene andere Mittel versucht, durch deren eines denn gemeiniglich das Fieber gehoben wurde. Unterdessen konnte ich doch nicht bestimmen, welches darunter den Vorzug vor den übrigen verdiente, weil zu mancher Zeit eins und zur andern Zeit wieder ein anderes vortheilhafter zu seyn schien. Oft wurde ein Fieber, gegen welches die Fieberrinde nichts hatte ausrichten können, durch die Camillenblumen geheilet. Man gab dieselbige fein gepülvert zu einem halben oder ganzen Quentchen, und ließ dergleichen

Pulver

Pulver alle drey Stunden nehmen. — Zuweilen gab man auch ein erwärmendes Purgiermittel, als zum Beyspiel sechs Quentchen Rhabarbertinktur und eben soviel von der Tinktur der Sennesblätter, sechs bis sieben Stunden vor dem Anfall, und nachdem derselbige vorbey war, die Fieberrinde auf die gewöhnliche Art. Unterdessen schlug auch diese Methode, so wie der Gebrauch der Camillenblumen zuweilen fehl; zuweilen aber wurde auch das Fieber dadurch wirklich geheilet.

Bey vielen Patienten wurden kalte Fieber, die schon eine lange Zeit gedauert hatten, durch das Baden im Flusse zu Spanish-Town glücklich vertrieben. Die Kranken badeten des Morgens zu einer Zeit, wo die Wärme des Wassers im Flusse zwischen 75 bis 80 Grad des Fahrenheitischen Thermometers seyn mochte.

Zuweilen wurde zu der Fieberrinde auch noch Salmiak oder gar Alaun hinzugesetzt; man gab auch in einigen Fällen den Salmiak vor sich allein. Es schienen aber im Ganzen beyde Mittel wenig Kräfte gegen das Fieber zu besitzen; doch gab es einige Fälle, wo wirklich Fieber durch sie vertrieben wurden.

Man hat bemerkt, daß seit einigen Jahren die Wechselfieber in und um London, weit häufiger als vor dem geworden sind. Ich habe seit meiner Rückkunft von Jamaika oft Quecksilbermittel *) mit der Fieberrinde in der Behandlung hartnäckiger Wechselfieber verbunden und großen Nutzen davon verspürt. Die Quecksilberzubereitung der ich mich zu dieser Absicht bediente, war das versüßte Quecksilber. Ich gab solches zuweilen zu drey bis vier Gran mit funfzehn oder zwanzig Gran Jalappe, so daß der Patiente dadurch purgirt wurde. Allein noch weit öfterer gab ich es in einer kleinen Dosis, ohne weitern Zusatz, und ließ es blos bey dem Schlafengehen nehmen, so daß der Leib dadurch

*) Siehe die Medical Transact. Vol. III. A. d. Verf.

dadurch mäßig offen erhalten wurde. Gemeiniglich war es zu dieser Absicht schon hinreichend, wenn ich einen oder zwey Gran versüßtes Quecksilber alle Abende oder einen Abend um den andern, nach Beschaffenheit der Umstände gebrauchen ließ. Dabey wurde in den Zeiten zwischen den Anfällen die Fieberrinde noch auf die gewöhnliche Art gegeben. Das Quecksilber theilte der Fieberrinde gleichsam eine neue Wirksamkeit und neue Kräfte mit, und es leistete diese Methode oft guten Nutzen. Wahrscheinlicher Weise würde ein ähnliches Verfahren auch in Westindien einen ähnlichen Vortheil verschaffen. Ich muß aber bekennen, daß ich hierüber noch keine Erfahrungen habe.

Gegen das Ende des Krieges wurde einige rothe Fieberrinde nach Jamaika gesendet, die, da man sie in der nämlichen Dosis gab, in welcher man sich der gewöhnlichen Fieberrinde bediente, die Gedärme angriff, und Uebelkeiten und Erbrechen, oder Bauchgrimmen, Purgieren und Blähungen hervorbrachte. Man verminderte daher die Dosis bis auf ein halbes Quentchen und gab dergleichen alle drey Stunden. Es wurden auf diese Art viele Wechselfieber geheilt, gegen welche die gewöhnliche Fieberrinde ohne Nutzen gebrauchet worden war. Die Eigenschaft, welche diese rothe Fieberrinde in einem so starken Grade besaß, den Magen und die Gedärme anzugreifen, machte daß solche bey den nachlassenden Fiebern nicht so dienlich war, und man unterließ daher, nachdem man bey den letztgedachten Krankheiten einige wenige Versuche damit gemacht hatte, gänzlich sie in solchen zu gebrauchen. Ich hatte auch keine Gelegenheit hinlänglich entscheidende Versuche darüber anzustellen, ob diese rothe Fieberrinde sich in Heilung der Wechselfieber, wenn man solche gleich in dem ersten Anfange gegeben hätte, noch

wirk-

wirksamer als die gewöhnliche peruvianische Rinde erzeigt haben würde. Denn ob ich gleich oft mit der rothen Fieberrinde Wechselfieber heilte, die der gewöhnlichen Rinde widerstanden hatten; so konnte doch dieses fast in dem nämlichen Grade auch von dem Pulver der Camillenblumen gesagt werden, ohnerachtet man doch gewiß irren würde, wenn man aus dieser letztgedachten Erfahrung den Schluß machen wollte, daß die Camillenblumen in Heilung der Wechselfieber den Vorzug vor der Fieberrinde verdienen. Wenn man jede, sowohl die rothe Fieberrinde als die gewöhnliche, gleich Anfangs einer gleichen Anzahl von Patienten (bey denen auch alle übrige Umstände gleich wären) gäbe, so würde ohne Zweifel diejenige von beyden als die beste angesehen werden müssen, durch welche die größte Anzahl von Patienten geheilt würde. Ich muß jedoch erinnern, daß wenn man aus einem solchen Versuch einen richtigen Schluß machen wollte, die Anzahl der Patienten, denen man diese Mittel gäbe, beträchtlich seyn, und sich für jedes dieser Arzneymittel wenigstens auf zehne belaufen müßte. So einfach auch dieser Versuch ist, durch den wie ich glaube, die ganze Sache in Kurzem völlig entschieden seyn würde, so glaube ich doch nicht, daß selbiger bis jetzt angestellet worden ist. Unterdessen können wir doch, so lange bis dieses geschehen ist, schon mit Gewißheit den Schluß machen, daß wir an der rothen Fieberrinde ein sehr schätzbares Arzneymittel besitzen, welches oft ein Wechselfieber heilen wird, gegen das die gewöhnliche Fieberrinde bereits vergeblich gebraucht worden ist.

Ich habe bereits an einen andern Ort dieser Schrift bemerket, daß die nachlassenden Fieber, wenn

die Patienten davon verschiedene Rückfälle bekommen, oft sodann eine Wassersucht oder eine Geschwulst der Leber oder Milz, ja oft die beyden letztgedachten Krankheiten zugleich hervorbringen. Eben dieses gilt aber auch in Ansehung der Wechselfieber. Patienten, die an solchen zusammenkommenden Uebeln leiden, können schwerlich durch irgend ein Arzneymittel, dessen man sich bey ihnen nur bedienen kann, hergestellet werden, so lange sie sich auf dieser Insel aufhalten. Da die Gesundheit, so zu sagen, in vielen Theilen des Körpers zerrüttet ist, so kann solche nicht anders wieder hergestellet werden, als wenn sich der Patiente in ein kaltes Klima und eine gesündere Luft begiebt; diese Reise aber wird leider oft so lange bis es zu spät ist, verschoben. Oefters verschaffet aber doch ein Aufenthalt in der Luft auf den Gebirgen von Jamaika, und eine häufige Veränderung des Aufenthalts und der Luft durch kleine Reisen, wenn man den Gebrauch von bittern magenstärkenden Mitteln damit verbindet, und von Zeit zu Zeit das Quecksilber in einer kleinen Dosis nimmt, auf eine Zeitlang Hülfe. Dasjenige Quecksilbermittel, welches ich gegen die Geschwülste und Verhärtungen der Leber und Milz zu geben pflegte, war das versüßte Quecksilber, und ich ließ dem Patienten davon immer nur ganz kleine Dosen nehmen. Bey der Wassersucht gab ich lebendiges Quecksilber, das mit einer gleichen Menge von Honig oder der Hanebuttenconserve sorgfältig zusammengerieben worden war. Von der dadurch entstandenen Masse wurden von fünf bis zu zehn Gran gegeben, zu denen man noch einen halben oder auch einen ganzen Gran von der getrockneten Meerzwiebel setzte, um eine urintreibende Wirkung dadurch hervorzubringen. Man gab dieses Mittel einen Abend um den andern zehn Tage lang,

oder

oder auch eine längere oder kürzere Zeit, nach Beschaffenheit der Umstände.

Wofern die hier gedachten Mittel keine günstige Veränderung in der Gesundheit des Patientens hervorbrachten, so kam die Wassersucht bald mit einer größern Heftigkeit wieder und verursachte in kurzer Zeit den Tod des Patienten.

Viertes Hauptstück.

Von der Ruhr.

Erster Abschnitt.

Von den Zufällen der Ruhr.

Ich habe in der nachfolgenden Abhandlung von der Ruhr mich auf solche Beobachtungen eingeschränkt, die auf eine besondere Weise sich für das Klima von Jamaika schicken, oder auch bis jetzt noch nicht gemacht worden sind; da ich es nicht für nothwendig hielt, mich genau entweder auf die Geschichte, noch auf die Heilung dieser Krankheit einzulassen, indem von beyden weit geschicktere Schriftsteller als ich bin, hinreichend gehandelt haben.

Die Dysenterie ist so, wie sie sich in der Insel Jamaika zeiget, völlig die nämliche Krankheit, die Sydenham, Pringle, Baker und andre, so vortreflich beschrieben haben; es unterscheidet sich auch solche durch keine besondern Zufälle von derjenigen Ruhr, die in den Jahren 1779 und 1780. zu London im Sommer und Herbst epidemisch herrschte.

Es findet in Jamaika eine genaue Verbindung zwischen den nachlassenden Fiebern und der Dysenterie statt, indem sich die eine von diesen beyden Krankheiten sehr oft in die andere verwandelt; es sind auch oft beyde Krankheiten zugleich mit einander, und zwar in einem verschiedenen Grade von Heftigkeit vorhanden. In einigen Fällen endigt sich die Dysenterie in ein Fieber. Unterdessen aber ereignet es sich doch, sonderlich bey den gemeinen Soldaten weit öfterer, daß das Fieber sich in eine Dysenterie verändert.

Zu manchen Jahreszeiten herrschet die Ruhr weit häufiger, als es in andern Jahren geschieht, wie

dieses

dieses zum Beyspiel im Jahr 1782 geschah, wovon aber doch die Ursache nicht einzusehen ist. Es war in besagtem Jahr im Monat Junius um drey oder vier Grade wärmer als es sonst gewöhnlich ist, indem das Thermometer viele Tage bis auf neunzig Grad des Fahrenheitischen Thermometers stieg, welches ein in diesem Klima ungewöhnlicher Grad von Hitze ist. Man bemerket bey uns in England, daß ein größerer Grad von Hitze im Sommer als sonst bey uns gewöhnlich ist, die Entstehung der Ruhr befördert: wie dieses z. B. in den Jahren 1779 und 1780. der Fall war. Allein in Jamaika pflegt der kühlste Monat im Jahr, wenigstens zwölf Grad wärmer als der wärmste Sommermonat bey uns zu seyn. Wenn also die Ursache der Ruhr blos von einem bestimmten Grad von Hitze abhienge, so müßte dieselbige in Jamaika das ganze Jahr hindurch herrschen. Ich habe auch bis jetzt noch nicht genug Erfahrungen um bestimmen zu können, in wie weit die Ruhr von einer nur in Vergleichung der vorhergehenden Temperatur statt findenden Vermehrung der Wärme entstehen kann, ob man gleich Ursache zu vermuthen hat, daß sich dieses wirklich so verhalte.

Die Ruhr zeigt sich hier in Jamaika in verschiedenen Graden von Heftigkeit, von einem leichten Bauchgrimmen an, das mit häufigen schleimichten Stuhlgängen verknüpft ist, bis zu den allerheftigsten Schmerzen in den Gedärmen, einem unaufhörlichen Pressen, häufigen Abgang vom Blute, starkem Fieber und einer plötzlichen Entkräftung. Zwischen diesen beyden entgegengesetzten Graden dieser Krankheit, giebt es aber wieder viele Mittelgrade, und ob man gleich die leichten Fälle dieser Krankheit, alle mit dem Namen eines bloßen Durchfalls belegen kann, so hat man doch kein specifisches Kennzeichen, wodurch der Durchfall und die Ruhr von einander unterschieden werden können. Es

gehen vielmehr beyde Krankheiten in einander durch unmerkliche Stufen über, und es sollten daher dieselben nicht durch besondere Namen von einander unterschieden werden. — Die Alten legten die Benennungen von Dysenterie, Diarrhoe, Lienterie, Tenesmus u. s. w. den verschiedenen Graden oder Symptomen dieser Krankheit bey, und sahen dieselben als besondere und eigene Krankheiten an. Eben so haben sie auch die Zufälle des Fiebers als besondere Krankheiten behandelt, als z. B. die Phrenitis und den Lethargus, wobey sie mit dem ersten Namen den wahnsinnigen Zustand und das Phantasiren im Fieber, so wie mit dem letztern den schlafsüchtigen Zustand bey dieser Krankheit bezeichnen. Man sehe den Cölius Aurelianus.

Es giebt einige von den Quartieren der Truppen in Jamaika, als z. B. Fort Augusta und Port Royal, wo die Soldaten hauptsächlich im Anfange wenn sie in diese Quartiere eingerückt sind, einer gelinden Art von Dysenterie unterworfen zu seyn pflegen. Wahrscheinlicher Weise ist dieselbe dem Wasser, das an diesen beyden Oertern die Soldaten genießen, zu zu schreiben. Denn da sie beyde auf Sandbänken gelegen sind, welche die See fast gänzlich umgiebt, so hat man daselbst kein anderes frisches Wasser, als was man dahin bringt, welches gemeiniglich von der Mündung des Flusses von Spanish-Town geschieht. Dieses Wasser wird höchst faulicht, vornämlich wenn man es in Fässer füllt, die ehedem Rum enthielten. In einer solchen Beschaffenheit ist es aber ohne Zweifel den Gedärmen schädlich. Ich muß hierbey noch anderer Fehler und Umstände Erwähnung thun, die bey der Behandlung des Wassers, dessen man sich hier zum Trinken bedienet, statt zu finden pflegen. Zuweilen wird solches in Cisternen aufbehalten, in welchen sich Millionen von Insekten, sonderlich von kleinen

Fliegen (Musquitoes) befinden und fortpflanzen. Auch pflegen die Neger, deren man sich zum Wasserholen bedienet, sich nicht allemal weit genug von der Mündung des Flusses zu entfernen, so daß nicht alle Beymischung des gesalzenen Seewassers dadurch vermieden wird, daher denn das Wasser zuweilen salzigt schmeckt. Niemand wird sich wundern, daß ein so beschaffenes Wasser Beschwerden in Gedärmen hervorbringt, und es ist dasselbige auch wahrscheinlicher Weise die Ursache des Durchfalls. Siehe *Bontius* de medic. Indor. Dialog. 3. — Es wäre unterdessen doch zu wünschen, daß die beyden genannten Oerter Fort Augusta und Port Royal mit gutem Wasser versehen würden, welches zum Beyspiel so beschaffen wäre, als das ist, das die Kriegsschiffe einnehmen, und daß dasselbige sodann in guten Fässern aufbehalten würde. Man könnte alsdenn leicht bestimmen, wieviel das Wasser, das die Soldaten jetzt an diesen beyden Oertern trinken, zu Hervorbringung des Durchfalls beyträgt.

Ein Zufall, der öfters bey dieser Krankheit vorkömmt und dessen die oben angeführten Schriftsteller keine Erwähnung thun, ist, daß die Patienten sobald sie nur das Geringste, es sey etwas Festes oder Flüßiges genießen, gleich einen Trieb zum Stuhlgang bekommen, der mit der Empfindung verknüpft ist, als wenn das was sie so eben verschluckt hätten, durch die Gedärme sich mit Geschwindigkeit hindurch bewegte. Diese Empfindung ist oft so stark, daß sich die Patienten einbilden, als ob wirklich die Speise, die sie so eben zu sich genommen haben, gleich wieder durch den Stuhlgang abgegangen wäre, und sie werden nicht eher von dem Gegentheil überzeugt, als bis die Untersuchung des Abgangs sie lehret, daß nichts als ein mehr oder weniger dünner Schleim von ihnen ausgeleeret worden ist, der mit dem was sie genossen haben, nicht die geringste

Aehnlichkeit hat. Dieser Zufall giebt eine große Reizbarkeit der Gedärme zu erkennen, welche machet, daß eine in dem Magen erregte Bewegung sich sogleich durch den ganzen Canal der Gedärme fortpflanzet.

Es schien die Ruhr in den Hospitälern zu Jamaika nicht ansteckend zu seyn, und eben dieses wurde in den beyden Epidemien von dieser Krankheit beobachtet, die zu London in den Jahren 1779 und 1780. herrschten. Ich bin weit entfernt, dadurch daß ich dieses sage, zu behaupten, daß die Ruhr niemals ansteckend sey. Allein es ist schwer diese Frage genau zu bestimmen. Denn, wofern nicht die Beweise von der ansteckenden Natur einer Krankheit ganz klar und deutlich sind, so kan solche leicht mit den Wirkungen einer Ursache verwechselt werden, die sich allgemein verbreitet hat, und auf alle Körper in einem stärkern oder schwächern Grade wirket, dergleichen die Ursache der Dysenterie nothwendig seyn muß.

Zweyter Abschnitt.

Von der Heilung der Ruhr.

Es ist bey dieser Krankheit so wie bey den nachlassenden Fiebern nöthig, daß man für selbige in Zeiten die gehörige Sorgfalt trägt. Denn die nämlichen Mittel, die wenn sie im Anfang gebraucht werden, diese Krankheit sehr vermindern oder gar heilen, werden nicht vermögend seyn, nur das Geringste dagegen auszurichten, wofern die Krankheit schon einige Zeit angehalten hat. Ein Purgiermittel war gemeiniglich die erste Arzney, die gegen diese Krankheit gegeben wurde. Dasjenige, dessen man sich am gewöhnlichsten bediente, war das Bittersalz, (Magnesia vitriolata Pharm. Lond. 1788.) oder das Glaubersche Salz, (Natron

(Natron vitriolatum Ph. Lond.) die zuweilen mit etwas Manna vermischet wurden. Allemal aber wurde zu der Auflösung des Salzes noch ein oder zwey Tropfen Pfeffermünzenöl hinzugesetzt. Man theilte eine Unze Salz und eine halbe Unze Manna, die man beyde zusammen in ein halb Nösel Wasser auflösete und wozu das Pfeffermünzenöl gesetzt wurde, in zwey Theile, davon man den ersten sogleich und den andern eine halbe oder ganze Stunde darnach, nach Beschaffenheit des Magens nehmen ließ. Die Wirkung dieses Mittels ward sehr befördert, wenn man den Patienten viel dünne Habergrütze, Molken, Hünerbouillon, Thee oder eine andere verdünnende Feuchtigkeit trinken ließe, die demselbigen am angenehmsten war. Durch dieses Verfahren wurden verschiedene starke Ausleerungen bewirket, und auch die andern bey den Kranken vorhandenen Zufälle sehr erleichtert. Wenn das Purgiermittel nach Wunsch gewirket hatte, so gab man des Abends bey dem Schlafengehen ein Opiat von funfzehn bis zu zwanzig Tropfen von der thebaischen Tinktur. Fast in allen Fällen bringt das Purgiermittel einen Stillstand der Krankheitszufälle hervor, welchen das Opiat hernach verlängert.

Unterdessen ist blos in leichten Fällen der Ruhr und bey dem Anfange der Krankheit, eine einzige Dosis von einem Purgiermittel hinreichend, die Krankheit in ihren Fortgang zu hemmen; gemeiniglich wird dadurch nur auf eine Zeitlang ein Stillstand erhalten. Wenn die Zufälle wiederkommen, muß man die nämlichen Arzneymittel wiederholen, die ich bereits empfohlen habe. Die Patienten werden durch die Wirkung der Purgiermittel keinesweges geschwächt, und wenigstens geschieht dieses so lange nicht, als letztere noch das Bauchgrimmen mildern. Ist unterdessen die Krankheit heftig und sind die Purgiermittel häufig wiederholt worden, es kommen aber

doch die Zufälle immer wieder, wobey die Kräfte sehr geschwächt sind, so giebt es einen gewissen Zeitpunkt über welchen man die Purgiermittel nicht länger mit Vortheil geben kann. Ich habe mich bey dergleichen Umständen zu wiederholtenmalen des folgenden Mittels bedienet. Ich ließ aus zwey Eßlöffeln von einer starken Abkochung oder einem starken Aufguß der Fieberrinde, und eben soviel von einem starken Aufguß von Camillenblumen, ein auf einmal zu nehmendes Tränkchen machen, wozu noch soviel Rhabarber gesetzet wurde, als erforderlich war bey den Kranken binnen vier und zwanzig Stunden zwey oder drey starke Ausleerungen durch den Stuhlgang hervorzubringen. Gemeiniglich wurden fünf Gran Rhabarber darzu gesetzt, es wurden aber die gedachten Tränkchen aller drey Stunden wiederholt, und die Dosis der Rhabarber nach Beschaffenheit ihrer Wirkungen entweder vermehrt oder vermindert, oder solche ganz weggelassen.

Ich muß hierbey noch als etwas Bemerkungswerthes anführen, daß die Ruhrpatienten diejenigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, die von der Krankheit kommen, von denenjenigen leicht unterscheiden können, welche die Wirkungen eines gegebenen Purgiermittels sind. — Ich gab das eben gedachte Mittel im Anfang blos in solchen Fällen, wo ein beträchtlicher Grad vom Fieber mit den Zufällen der Ruhr verknüpft war; ich habe mich aber seitdem desselbigen, und zwar auch mit gutem Nutzen bey Patienten bedienet, bey denen wenig oder gar kein Fieber vorhanden war, deren Kräfte aber zu sehr geschwächt waren, als daß man ihnen noch weiter hätte Purgiermittel geben können.

Das heftige Bauchgrimmen, welches oft dem Kranken außerordentliche Schmerzen erreget, wird durch die auf den Leib gelegten Bähungen und noch

mehr

mehr durch die auf dem nämlichen Theil gebrauchten Blasenpflaster erleichtert.

Zuweilen ist es unmöglich, bey der Ruhr den Anfang der Cur mit einem Purgiermittel zu machen, weil zu starke Uebelkeiten und Erbrechen vorhanden ist. Bey solchen Umständen wird die Ausleerung des Magens oder das Erbrechen durch warmes Wasser oder schwachen Camillenthee, den man den Patienten genießen läßt, befördert. Man giebt ihm aber kein stärkeres brechenmachendes Mittel. Sobald das Würgen nachgelassen hat und der Magen wieder ruhig ist, so giebt man dem Patienten ein oder zwey Quentchen von einem purgierenden Salz auf einmal, und wiederholt dieses alle Stunden so lange, bis dieses Salz die Wirkung hervorgebracht hat, die man davon erwartet. Alsdenn aber behandelt man die Patienten auf die nämliche Art, wie ich es zuvor beschrieben habe.

Wenn der Patiente den ersten Anfall der Ruhr auch glücklich überstanden hat, so folgt doch oft die chronische Periode derselben darauf. Es besteht solche aus öftern Rückfällen von dem Bauchgrimmen, Stuhlzwang und Purgieren mit kurzen Zwischenzeiten von Ruhe. Diese Zeiten, wo der Patiente von den Anfällen der Krankheit frey ist, dauern selten über einen oder zwey Tage. Die Kräfte nehmen dabey ab, der Kranke wird mager, es entsteht ein hektisches Fieber und es gehen in dieser Priode der Krankheit mehr Patienten als bey dem ersten Anfall verloren. Die hierbey nöthigen Arzneymittel kommen mit den bereits oben angezeigten fast durchgängig überein. Es schaffet den Patienten nichts soviel Erleichterung als ein gelindes abführendes Mittel, und man muß in dieser Periode das Opiat in einer stärkern Dosis und häufiger geben; ja man kann schwerlich den Gebrauch desselbigen auf eine Nacht entbehren.

Vielleicht kömmt es einigen meiner Leser unschicklich vor, daß ich ein abführendes Mittel in einer solchen Periode der Ruhr zu geben anrathe, welche man gemeiniglich als die Folge einer Schlaffheit der Gedärme ansieht, und daher den Gebrauch von zusammenziehenden Mitteln für nöthig hält. Ich zweifle auch gar nicht, daß die chronische Ruhr zuweilen blos von einer Schlaffheit der Gedärme ihren Ursprung nimmt; allein es sind die Fälle dieser Art nicht sehr häufig, und auch, wie ich glaube, nicht sehr gefährlich. Allein es rühren von zehn chronischen Dysenterien gewiß neune von Verstopfungen und einem kranken Zustand der Gedärme her, wie dieses die Zergliederung der in dieser Periode der Ruhr Verstorbenen beweiset. Die krankhaften Erscheinungen, die man in den Gedärmen von dergleichen Personen bey ihrer Zergliederung wahrnimmt, tragen sehr viel bey die Natur der Krankheit zu erklären, daher ich denn dieselbigen kürzlich hier anführen will.

Wenn man den Unterleib öffnet und die Theile nur so obenhin betrachtet, so scheinen die Gedärme, sonderlich aber der Grimmdarm, auf eine ungleiche Art zusammengezogen und an den zusammengezogenen Stellen auch röther, als im natürlichen Zustande zu seyn. Wenn man aber solche genau untersucht und Stücken daraus ausschneidet, um die innerlichen Häute genauer zu betrachten, so fallen die Erscheinungen und Zufälle der Krankheit deutlicher in die Augen. Man entdecket nämlich in den Gedärmen inwendig kleine den Pusteln ähnliche Geschwülste und Hervorragungen, die zuweilen in einer kleinern, zuweilen aber auch in einer größern Anzahl vorhanden sind. Man findet sie in verschiedenen Perioden und von einer verschiedenen Größe, so daß man ihren Fortgang nur aus verschiedenen mit einander verbundenen Bemerkungen, sammeln kann.

Man wird oft in dem nämlichen Körper an verschiedenen Stellen der Gedärme, Beyspiele von den verschiedenen Perioden und Graden dieser kleinen Geschwülste wahrnehmen. Es scheint mit ihrem Fortgang und ihrer allmälichen Veränderung so zu zu gehen. Im Anfange ist eine kleine runde Geschwulst von einer röthlichen Farbe vorhanden, die nicht mehr als ohngefähr den zehnten Theil eines Zolls im Durchmesser hat, und so wie sie an Größe zunimmt, auch blässer wird. Bey diesen Umständen zeigt sich ein kleiner Riß an der Spitze mit einem leichten Eindruck, der nach und nach an Größe zunimmt. Bey Untersuchung dessen was in der kleinen Geschwulst befindlich ist, habe ich gemeiniglich eine dem Käse ähnliche Substanz darinnen entdecket. Diese Pustel, denn obgleich solche keinen Eiter (pus) enthält, so weis ich doch keinen Namen, der ihre Natur mehr als dieser bezeichnet, sitzet unter der zelligten Haut der Gedärme zwischen ihr und der muskulösen. So wie sich die Oeffnung dieser Pustel aber erweitert, so werden die Ränder derselben hervorragend, und der Grund wird roh und grindicht, aus dem eine Materie herausschwitzt, die zuweilen mit Blute gefärbt, erscheint. So ist der Fortgang einer einzelnen Pustel beschaffen, allein sie stehen oft haufenweise beysammen und werden so zusammenfließend, daß sie eine ganz ungleiche und rauhe ulcerirte Oberfläche bilden, die einen harten und verdickten Grund hat. Zuweilen zeigen sie sich als ein kleines einfressendes Geschwür in dem Darm, und es machet die Hervorragung der Ränder, daß es aussieht, als wenn hier ein Theil von der Substanz des Darms verloren gegangen oder die zelligte Haut ganz weggefressen worden wäre.

Diese

Diese krankhaften Erscheinungen finden sich wahrscheinlicher Weise in allen Fällen der epidemischen Ruhr. Sie wurden zuerst von Hewson (bey Pringle Diseas. of the Army. p. 243. P. III. Chap. VI. §. 2. der siebenden Ausgabe) und nachher von Dr. Woollaston (siehe *Baker* Libell. de catarrho et dysenteria zu Ende) beobachtet. Ob diese Erscheinungen in allen und jeden Körpern der an der Ruhr Verstorbenen und immer unter der nämlichen Gestalt vorhanden sind, muß erst durch fernere Beobachtungen bestätiget werden. Soviel ist gewiß, daß ich sie in allen Körpern von Ruhrpatienten gefunden habe. Es ist aber die Anzahl derselben nicht beträchtlich, und ich bin nicht im Stande daraus mit Sicherheit den Schluß zu machen, daß sich unter verschiedenen Umständen der Ruhr nicht auch verschiedene krankhafte Erscheinungen in den Körpern finden. Es hat zwar Pringle als solche Erscheinungen auch die Fäulniß, den kalten Brand und abgeschabte Stellen der zottigten Haut in den Gedärmen angeführt, allein ich habe bey denen von mir gemachten Leichenöffnungen nichts dergleichen wahrgenommen. Man hat auch Ursache zu vermuthen, daß man die schwarze Farbe, die von dem in die Gedärme ausgetreten Blute entsteht, für eine anfangende Gangräne angesehen hat. Ich erinnere dieses desto mehr, weil Pringle selbst mich mündlich versichert hat, wie er sich sehr wenig auf diejenigen Zergliederungen von dysenterischen Kranken verließe, die in den Feldhospitälern gemacht worden wären, weil man bey solchen gemeiniglich den wahren Zustand der Gedärme nicht genau genug untersucht hätte. Er sagt auch selbst etwas Aehnliches in verschiedenen Stellen seines Buches (z. B. p. 270. der siebenten englischen Ausgabe.) — Die Knoten oder Pusteln, von denen ich oben gesagt habe, werden am öftersten in den

großen

großen oder dicken Gedärmen angetroffen. Man findet sie unterdessen doch auch zuweilen in dem gewundenen Darm, und es zeigt sich in ihrer Nachbarschaft immer mehr oder weniger von einer Entzündung. Es ist vielleicht überflüßig hier die Bemerkung zu machen, daß man diese kleinen Geschwülste und die verschiedenen Grade und Perioden derselbigen, nicht eher bemerken kann, als bis man vorher den Schleim, das Blut und Eiter abgewaschen hat, welche die innere Oberfläche der Gedärme bey den an der Ruhr Verstorbenen überziehen.

Man kann verschiedene von den bey der Ruhr vorkommenden Zufällen aus dem krankhaften Zustand der Theile erklären, den man durch die Leichenöffnungen entdecket. Die kleinen Körner von einer dem Käse gleichenden Materie, welche oft von dem Ruhrpatienten durch den Stuhlgang abgehen, dringen wahrscheinlich aus den kleinen Geschwülsten oder Pusteln, bey ihrer ersten Oeffnung heraus. Die dünnen wässerichten Ausleerungen denen etwas Blut beygemischet ist, so daß sie dem Fleischwasser (Lotura carnium) ähnlich sehen, kommen von dem Blutwasser, das aus der Menge von kleinen Geschwüren herausdringt; und wenn das Blut sich in einen aufgelößten Zustand befindet, oder die Entzündung beträchtlich ist, so kann viel rothes Blut ausschwitzen und es kann dieses den Ausleerungen das Ansehen geben, als wenn sie gänzlich aus rothem Blute bestünden. Ist die Heftigkeit der Krankheit groß, so kann wahrscheinlicher Weise die ganze Oberfläche der Gedärme mit den oben beschriebenen Pusteln bedecket werden; bey welchen Umständen denn die heftige Entzündung, welche mit den heftigsten Krämpfen und Zusammenziehungen der Gedärme verknüpft ist, die durch soviel reizende Ursachen hervorgebracht werden, dem Leben des Patientens in

kurzer

kurzer Zeit ein Ende machen werden. Sollten unterdessen die Patienten Kräfte genug besitzen, dem ersten Anfall der Krankheit zu widerstehen, so werden solche oft gegen die Uebel zu kämpfen haben, die von einer Menge von kleinen in den Gedärmen entstandenen Geschwüren hervorgebracht werden. Diese kleinen Geschwüre sind die Folgen der vorgedachten kleinen Geschwülste oder Pusteln und es bringen solche dasjenige hervor, was ich die chronische Periode der Dysenterie genennet habe.

Es verursachen diese kleinen Geschwülste und die aus ihnen entstehenden Geschwüre, wenn sie haufenweise beysammen sitzen, eine beträchtliche Zusammenziehung des Darmkanals und zwar nicht sowohl, indem sie durch ihre Hervorragung denselbigen verengern, als vielmehr durch die krampfhaften Zusammenziehungen, die sie durch ihren beständigen Reiz in den Muskelfasern der Gedärme erregen. Diese Zusammenziehung des Darmkanals verhindert zum Theil den Fortgang der in dem Darmkanal enthaltenen Dinge, die sich daher anhäufen, und wenn sie endlich durch größere Bemühungen und ein starkes Drücken fort und durch die zusammengezogenen Stellen durchgepresset werden, hierdurch Schmerzen, Bauchgrimmen und einen häufigen Trieb zum Stuhlgang erregen. Diese Zufälle kommen immer von Zeit zu Zeit wieder, und bezeichnen die chronische Periode der Krankheit. Es pflegt dieselbige auch noch gemeiniglich mit einem hectischen Fieber verknüpft zu seyn, welches von einer Einsaugung der Materie aus den vielen kleinen Geschwülsten und Geschwüren in dem Darmkanal entsteht. Denn ich muß bemerken, daß man bey den Leichenöffnungen der an der Dysenterie verstorbenen Personen noch wahrnimmt, daß auch die lymphatischen Drüsen, welche sich in demjenigen Theil des Gekröses befinden, der zu

den

den kranken Stücken der Gedärme gehöret, keineswe-
ges in einen gesunden Zustand, sondern größer und
dabey weicher als natürlich zu seyn pflegen.

Man muß in der chronischen Periode dieser Krank-
heit sich mehr gelinder Laxiermittel, als der Purgier-
mittel bedienen, weil die Patienten nicht Kräfte genug
besitzen, eine starke Arzney zu vertragen, ob es gleich
nöthig ist, daß der Durchgang durch den Darmkanal
immer offen erhalten wird. Zwey oder drey Quent-
chen von einem purgierenden Salze, werden schon oft
die verlangte Wirkung haben, und eben dieses wird von
einigen Granen Rhabarber oder einem Eßlöffel voll
von dem Ricinusöl geschehen. Ist die Wirkung die-
ser Mittel vorbey, so muß man das Opiat wiederho-
len, und es wird überhaupt nöthig seyn, dasselbige alle
Abende zu geben. Eine leicht nährende Diät, die vor-
züglich aus Milch, dünnen Brühen, Habergrütze und
andern dergleichen leichten schleimichten Dingen beste-
het, wird auch sehr viel zu der Heilung des Patientens
beytragen.

Wenn die Ausleerungen durch den Stuhlgang
zwar oft erfolgen, aber dabey viel ausgeführet wird,
und mit denselbigen kein Bauchgrimmen oder Schmerz
mehr verbunden ist, so kann man sich der zusammen-
ziehenden Mittel mit gutem Nutzen bedienen. Allein
es pflegen die Fälle dieser Art nicht allzu oft vorzukom-
men. Das Extract des Campescheholzes, ist bey sol-
chen Umständen ein gutes zusammenziehendes Mittel,
und eben dieses gilt von der Granatäpfelrinde oder auch
der Japanischen oder Catechu-Erde (Pharm. Lond.) Zu-
weilen wird eins von diesen Mitteln helfen, wenn die
andern fehlgeschlagen haben, ob ich gleich nicht aus
der Erfahrung die Umstände zu unterscheiden gelernet
habe, für welche sich eins von diesen zusammenziehen-
den Mitteln mehr als die andern schicket. Ich habe die-

selbigen gemeiniglich nach einander in derjenigen Ordnung versuchet, in welcher ich sie hier angeführet habe.

Wenn sich die Krankheit in einen bloßen Stuhlzwang (Tenesmus) endigte, oder dieser Zufall überhaupt den Patienten sehr beschwerete, so ward derselbige oft durch ein schmerzstillendes Clystier gänzlich gehoben oder doch wenigstens jederzeit sehr erleichtert. — Diese Clystiere bestanden aus dreyßig oder vierzig Tropfen von der thebaischen Tinktur, die man mit drey oder vier Unzen Leinsaamenthee oder einer dünnen Gallerte von der Stärke vermischte. Sydenham überläßt diesen Zufall sich selbst, ohne das Geringste dagegen zu thun, ohnerachtet dieser Zufall oft sehr beschwerlich ist.

Ich werde diese Bemerkungen über die Dysenterie noch mit einigen Anmerkungen über diejenigen Mittel beschließen, deren man sich gewöhnlicher Weise sonst gegen diese Krankheit zu bedienen pfleget.

Einige haben das Aderlassen sehr empfohlen, das andre dagegen wieder verwerfen. Die Kennzeichen einer Entzündung, die man in den Gedärmen der an der Ruhr Verstorbenen wahrnimmt, scheinen zwar die Schicklichkeit dieser Ausleerung zu beweisen, allein man muß doch zugestehen, daß eine Entzündung, das ist, eine Röthe, Geschwulst und ein Schmerz in einem Theile vorhanden seyn kann, und doch gegen solche das Blutlassen sehr unschicklich seyn würde, wie dieses zum Beyspiel bey allen rosenartigen Entzündungen der Fall ist. Unterdessen kann diese Frage doch blos durch die Erfahrung ausgemacht werden, und alles was ich hierüber weis, besteht darinnen: daß in leichtern Fällen der Ruhr, oder wenn der Arzt dem Patienten zeitlich zu Hülfe kam, der Gebrauch der Purgiermittel sich so wirksam erzeiget hat, daß ich nie zu dem Aderlassen meine Zuflucht genommen habe. War hingegen die

Krank-

Krankheit heftiger, so sanken in allen Fällen, die ich gesehen habe, die Kräfte des Patientens so plötzlich, daß ich es nie gewagt habe, diese Ausleerung vorzunehmen. Unterdessen giebt es doch wahrscheinlich gewisse Fälle und Umstände, in welchen das Aderlassen bey der Ruhr nicht nur unschädlich, sondern auch sehr vortheilhaft seyn würde, und es wäre zu wünschen, daß diese Fälle genau bestimmt werden möchten.

Man empfiehlt auch die Brechmittel sehr stark bey dieser Krankheit, und pflegt solche gewöhnlicher Weise gleich bey dem ersten Anfang der Cur zu geben. Die Kranken werden gemeiniglich dadurch erleichtert, allein es ist doch der Nutzen, den sie davon im Ganzen haben, nicht so groß als der, den ihnen ein Purgiermittel verschaffet, das in seiner Wirkung weniger Beschwerden verursachet, und auch mehr ausleeret. Die Uebelkeiten welche ein Brechmittel erreget, sind oft für die Patienten sehr beschwerlich, und es leistet solches den Kranken den größten Nutzen, wenn es ihm Stuhlgang machet. Ich pflegte daher auch bey den ersten Anfällen der Krankheit meine Zuflucht zu den purgierenden Arzneyen, als einem gewissen und geschwinden Hülfsmittel zu nehmen.

Es werden von den Schriftstellern verschiedene Purgiermittel bey der Ruhr vorgeschlagen. Ich fand unterdessen doch, daß das Bittersalz (Magnesia vitriolata) oder auch das Glaubersche Salz (Natron vitriolatum) die besten darunter waren. Sie wirkten ohne sonderliche Beschwerde, in kurzer Zeit und kräftig. Es ist mir wahrscheinlich, daß es kein einziges Purgiermittel giebt, das besondere und specifische Kräfte bey der Ruhr besitzet. Ich glaube vielmehr, daß sie alle mehr oder weniger nützlich sind, je nachdem sie die hier angeführten Eigenschaften in einem stärkern oder schwächern Grade haben. Man kann daher Rhabarber

mit Calomel, den Aufguß von den Sennesblättern, das Ricinusöl, den auflößlichen Weinstein (Kali tartarisatum Pharm. Lond. der Ausgabe von 1788. oder den Tartarus tartarisatus unserer Apotheken,) oder auch irgend ein anderes Purgiermittel geben, von welchem man aus der Erfahrung weis, daß es sich für die Leibesbeschaffenheit des Patientens am besten schickt.

Es giebt in der That fast keinen Theil in der Heilmethode der Ruhr, in welchem die Schriftsteller von einer mehr verschiedenen Meynung sind, als in Ansehung des Gebrauchs der Opiate bey dieser Krankheit. Sydenham ist in vielen Fällen geneigt, bey der Heilung der Dysenterie sich fast lediglich auf die Opiate zu verlassen, da hingegen andere eben so angesehene Schriftsteller, den Gebrauch dieser Mittel fast gänzlich verwerfen. Pringle empfiehlt dieselben sehr eifrig, setzt aber doch die Einschränkung hinzu, daß solche nicht eher gegeben werden dürften, als bis man vorher schon gute Ausleerungen durch ein Purgiermittel hervorgebracht hätte. Bey der Befolgung seiner Methode die Ruhr zu behandeln, kann man nicht eher ein Opiat, als bis am Ende des zweyten Tages geben, weil der erste Tag ganz mit dem Brechmittel zugebracht wird. Nach meiner oben empfohlnen Heilart aber, kann man sich des Opiats schon nach zehn oder zwölf Stunden oder sobald bedienen, als nur das Purgiermittel stark gewirket hat. Sind durch den Gebrauch der abführenden Arzney das Bauchgrimmen und andere Zufälle erleichtert worden, so pflegt das Opiat allemal dadurch Nutzen zu leisten, daß es den Stillstand der Krankheit und die Linderung der Zufälle, die man durch das Purgiermittel erlangt hat, verlängert. Hat hingegen die abführende Arzney keine Erleichterung verschaffet, ein Zufall der sich jedoch niemals als nur blos

in

in den allerschlimmsten Fällen von der Dysenterie ereignet, so ist das Opiat wenig oder gar nicht nützlich.

Es machen diejenigen die gegen den Gebrauch der Opiate sind, den Einwurf, daß die durch den Mohnsaft verschaffte Erleichterung nur trüglich und von kurzer Zeit sey. Man muß auch wirklich gestehen, daß nach dem Gebrauch der Opiate, die Krankheit jederzeit, die allerleichtesten Fälle ausgenommen, wieder zu kommen pfleget; allein man darf dieses dem Mohnsaft nicht zur Last legen, der jedoch die Rückkunft dieser Zufälle sehr verzögert; und wenn man ja einen Einwurf gegen den Gebrauch dieses Mittels machen könnte, so wäre es der, daß solches die Dysenterie nicht auf eine so vollkommene Art zu bezwingen vermag, daß dieselbige nicht wiederkommen kann. Ohneradtet nun aber weder der Mohnsaft, noch irgend ein anderes Mittel, das wir bis jetzt kennen, eine solche so wünschenswerthe Wirkung zu leisten, vermögend ist, so ist es doch schon immer eine sehr wichtige Sache, wenn wir in einer Krankheit, welche die Patienten auf eine so grausame Art quälet und schwächet, ein Mittel besitzen, das auch nur auf eine kurze Zeit den Kranken eine Erleichterung verschaffet. Sie werden hierdurch besser im Stand gesetzet, die Wirkung der in der Folge bey ihnen nöthigen Mittel, und selbst die Beschwerden der Krankheit auszuhalten.

Man pflegt zuweilen die Opiate mit einem Brech- oder Purgiermittel, als z. B. der Ipecacuanha, dem Brechweinstein oder der Rhabarber zu verbinden. Dieses Verfahren leistet oft bey der chronischen Ruhr gute Dienste. Ich zog unterdessen in meiner Praxis den abwechselnden Gebrauch dieser Mittel der Methode vor, die abführenden Mittel und Opiate zu vereinigen. Denn wenn das Brechmittel in einer solchen Menge in der Zusammensetzung war, daß es merkliche Wirkungen

hervorbrachte, so verursachte es einen sehr beschwerlichen Eckel, und bey der Vereinigung eines Purgiermittels mit dem Mohnsaft wurden durch den letztern die Wirkungen des erstern zu sehr gehemmet.

Es schien bey meinen Patienten wenig darauf anzukommen, ob das Opiat in einer flüßigen oder festen Gestalt gegeben wurde. In einigen Fällen leistete das Doversche Pulver (Pulvis Ipecacuanhae compositus Pharm. Lond. 1788.) zu zehn oder funfzehn Gran gute Dienste. — Es ereignete sich bey dieser Krankheit, so wie bey andern, wobey man Opiate giebt, daß den Tag darauf der Kopf oder Magen der Patienten, dadurch auf eine unangenehme Weise angegriffen wurden. Man versuchte verschiedene Mittel dieses zu verhindern, von denen aber keines so gute Wirkungen leistete, als wenn man dem Patienten einen oder zwey Löffel von Citronensaft zugleich mit dem Mohnsaft gab, obgleich dieses Mittel auch oft fehlschlug.

Zwey=

Fünftes Hauptstück.

Von der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen.

(Dry — Belly — Ach.)

Erster Abschnitt.

Von den Zufällen bey der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen.

Es war diese Art der Colik sonst in Jamaika weit gewöhnlicher, als sie es anitzt zu seyn pflegt. Sie ist auf keine besondere Jahreszeit eingeschränket, so wie es bey den nachlassenden Fiebern und der Dysenterie der Fall ist, sondern es herrschet dieselbige zuweilen in der einen und ein andermal in der andern Jahreszeit. Man kann aber jedoch sie nicht als eine epidemische Krankheit ansehen, weil sie sich oft nur auf einen einzigen Ort und auf Leute von einer gewissen Classe einschränket. Im April, März und Junius des Jahres 1782. herrschte diese Krankheit unter den Soldaten des zwey und neunzigsten Regiments, die zu Spanish-Town im Quartier lagen, da unterdessen die reichern Einwohner dieser Stadt, davon ganz und gar frey blieben. Im folgenden Jahr konnte man eben diese Beobachtung zu Kingston machen, wo diese Kolick sehr häufig unter den gemeinen Soldaten des neun und siebenzigsten Regiments herrschte. Sie entstand folglich von einer Ursache, deren Wirkung sich fast gänzlich auf die gemeinen Soldaten einschränkte, und welche die niedrige Classe der Einwohner nur in einen sehr unbeträchtlichen Grad angriff.

Die Krankheit nahm mit leichten unangenehmen Empfindungen in den Gedärmen ihren Anfang, worauf bald große Schmerzen folgten, die mit Niederge-

schlagenheit, Aengstlichkeit und großer Unruhe verknüpft waren. Der Schmerz war von einer stumpfen Art und schränkte sich gemeiniglich nur auf eine einzige Stelle des Unterleibes ein: ein Umstand wodurch derselbige von dem Bauchgrimmen oder herumziehenden Schmerzen in den Gedärmen sich unterscheidet. Er wurde vermehret, wenn man auf denjenigen Theil drückte, der auf eine mehr unmittelbare Art davon litte, ohnerachtet es dem Patienten zuweilen schien, als wenn derselbige durch eine allgemeine Zusammendrückung des Unterleibes erleichtert würde. Nach einiger Zeit nahm dieser Schmerz zu, und es wurde derselbige oft so heftig, daß auch sehr standhafte und gar nicht weichliche Leute, keinen einzigen Augenblick ruhig liegen konnten, sondern sich beständig herumwälzten, und sogar laut über ihre Leiden schrieen. Es schien wirklich die Natur unfähig zu seyn, die Quaalen der Krankheit zu ertragen, und man hatte viele Beyspiele, daß der Patiente dadurch Zuckungen und epileptische Anfälle bekam, und viele Stunden lang in einem Zustand von einer gänzlichen Unempfindlichkeit zubrachte. Wenn der Schmerz einige Zeit angehalten hatte, so entstanden gemeiniglich Uebelkeiten mit Erbrechen und heftigen Würgen, so daß zuweilen nicht einmal ein Glas Wasser nur einige Minuten lang bey dem Patienten blieb.

Der Puls war bey diesen Zufällen nicht geschwinder, als es derselbige im natürlichen Zustande zu seyn pflegt. Man verspürte auch bey dem Anfange der Krankheit keine widernatürliche Hitze in der Haut. Allein in dem Fortgang der Krankheit vermehrte sich gemeiniglich die Geschwindigkeit des Pulses, welches aber doch mehr von den Schmerzen und den Leiden der Patienten, als von dem Daseyn des Fiebers herrührte. Während der ganzen Krankheit war eine sehr hartnäckige Verstopfung des Leibes vorhanden, auch war oft

ein stärkerer oder geringerer Grad von einem Harnzwang zugegen. In Ansehung der Dauer und auch der Heftigkeit der Zufälle, bemerkte man eine große Verschiedenheit; da aber in denen Fällen, die ich sahe, gleich Mittel gegen diese Krankheit angewendet wurden, und man solche nicht sich selbst überließ, so läßt sich nicht gut bestimmen, welches eigentlich der natürliche Verlauf der Krankheit gewesen seyn würde. Die Krankheit verlor, sobald als die Oeffnung des Leibes erhalten wurde, ihre Gewalt. In einigen Fällen erlangte man dieses schon in den ersten vier und zwanzig Stunden, weit gewöhnlicher aber geschahe dieses erst am Ende des zweyten oder dritten Tages, ja in einigen Fällen wo die Krankheit sehr schlimm war, dauerte es bis zum zehnten oder eilften Tage ehe man Ausleerungen durch den Stuhlgang erlangen konnte.

Diejenigen Personen, welche diese Krankheit schon einmal gehabt haben, pflegen leicht Rückfälle zu bekommen, die gemeiniglich heftiger als der erste Anfall sind, und die Wiederherstellung erfolgt nach jedem neuem Anfall langsamer und weniger vollständig. Die Kräfte nehmen ab, und der Körper wird magerer. Vornehmlich bemerkt man dieses an den Muskeln des Armes, und in einem vorzüglichen Grad an dem Ballen der Hand. Dabey wird die Gesichtsfarbe blaß und erdfahl, und das ganze Ansehen des Patientens zeigt von einer großen Entkräftung. Bey solchen Umständen und gemeiniglich nach einem zweyten oder dritten Anfall der Colick, werden die Patienten paralytisch.

Man kann diese Lähmung als den zweyten Grad oder Periode der Krankheit ansehen. Sie folgt selten auf den ersten Anfall der Colik, und auch oft nicht auf dem zweyten, wofern derselbe nicht sehr heftig gewesen ist, allein wenige kommen nach einen dritten oder vierten Anfall, ohne eine stärkere oder schwächere Läh-

mung davon. Es entsteht dieselbige, so wie der Schmerz im Unterleibe abnimmt; die Kranken beklagen sich über einen Schmerz und unangenehme Empfindung in den Aermen, hauptsächlich in der Gegend der Faustgelenke, und sie finden sich unvermögend die Aerme zu bewegen. Vornehmlich aber sind sie nicht im Stande diejenigen Bewegungen zu verrichten, die von dem Faustgelenke abhängen.

Dieses ist der leichteste Grad der Lähmung. — Allein es ist dieselbige auch oft in einem viel stärkern Grade vorhanden, so daß die Patienten weder die Aerme, noch die Hände und Finger bewegen können. Gemeiniglich werden nur die obern Gliedmaßen von der Lähmung befallen, ohnerachtet man sehr viele Beyspiele hat, daß auch die untern Gliedmaßen davon leiden; ja es mangelt sogar nicht an Beyspielen, daß eine fast gänzliche Lähmung des ganzen Körpers nach solchen Coliken erfolgt ist. Es geschah unterdessen dieses nur nach einigen ungewöhnlich heftigen und lang dauernden Coliken. Die Kranken lagen sodann auf dem Rücken, ohne die Beine und Hände bewegen zu können. Sie konnten dieses auch nur sehr wenig oder gar nicht mit den Muskeln des Kopfes und Halses thun. Ihre Stimme war so schwach, daß man sie kaum hören konnte, und bey zwey Patienten dieser Art, kam zu alle den jetzt gedachten Zufällen noch ein gänzlicher Verlust des Gesichts und Gehörs darzu. Die Patienten, die sich in einer solchen Lage befinden, erholen sich nur langsam und oft auch nur unvollkommen. Unterdessen war doch diese Krankheit nur bey wenigen tödtlich. Denn von einigen Hunderten solcher Patienten starben doch nicht mehr als dreye oder viere, und auch bey diesen erfolgte der Tod nicht in der Periode der Lähmung, sondern es starben solche während der Zuckungen und epileptischen Anfälle, die die Colik hervorbrachte. Ohnerachtet

erachtet nun aber, nur wenig Soldaten an dieser Krankheit starben, so giengen doch dadurch sehr viele für den Dienst verloren, denn einige erlangten niemals den Gebrauch der Faustgelenke wieder, und noch weit mehrere blieben in den Faustgelenken und Aermen so schwach, daß sie dadurch für den Soldatendienst ganz untüchtig wurden.

Man wird leicht einsehen, daß ich, indem ich diese kurze Beschreibung von der Colik gemacht habe, die unter den Soldaten zu Kingston und Spanish-Town herrschte, dadurch eine Krankheit beschrieben habe, die in Ansehung ihrer Zufälle, ihres Fortgangs und ihrer Folgen, gänzlich der sogenannten Malercolik, Bley-Colik, oder der Colik von Poitou (Colica pictonum) ähnlich ist. Ich hätte vielleicht mit Schicklichkeit meine Leser auf die vollständigen Beschreibungen und genauen Nachrichten von dieser Krankheit verweisen können, die einige geschickte und gelehrte Schriftsteller davon bekannt gemacht haben; (z. B. in den Medic. Transact. Vol. II. p. 68. und Vol. III. p. 407.); allein ich wünschte alle meine Leser durch die hier gedachte kurze Geschichte des sogenannten trocknen Bauchgrimmens in den Stand zu setzen, ihre eignen Bemerkungen und Schlüsse über die Aehnlichkeit und gleiche Natur der beyden letztgedachten Krankheiten zu machen.

Zweyter Abschnitt.

Von der Heilung der Colik oder des trocknen Bauchgrimmens.

Der vornehmste nnd Hauptendzweck bey der Heilung dieser Krankheit muß der seyn, daß man einen freyen Weg durch den Stuhlgang dadurch zu verschaffen suchet, daß man die Krämpfe und Zusammenziehungen der Gedärme, welche diese hartnäckige Verstopfung verursa-

verursachen, zu heben oder überwältigen sucht. So lange bis dieses nicht geschehen ist, und so lange der Kranke noch verstopft bleibt, werden auch die Quaalen desselbigen nicht erleichtert. Es wird daher wenn keine Uebelkeiten oder Erbrechen vorhanden sind, sogleich ein starkes Purgiermittel gegeben. Allein es kann dieses nicht alsdenn geschehen, wenn der Magen sehr reizbar und in Unordnung gebracht worden ist, weil sodann, wofern man nicht viel Vorsicht und Behutsamkeit anwendet, ein jedes und selbst auch das gelindeste Purgiermittel als ein Brechmittel wirket. Das Purgiermittel welches mir im Ganzen bey dieser Krankheit die besten Dienste zu leisten pflegte, bestand aus zwey Scrupeln Rhabarber und fünf Gran von dem versüßten Quecksilber (Calomel vel Mercurius muriatus mitis Ph. Lond. der Ausgabe 1788.) Ich ließ dieses mit etwas Syrup zu zwölf Pillen machen, wovon man viere auf einmal gab, und solches nach Beschaffenheit des Magens alle halbe Stunden oder alle Stunden wiederholen. Es war unterdessen oft nöthig noch einmal ja zuweilen noch zweymal soviel zu geben. Allein in einem solchen Falle wurde allemal die Dosis des versüßten Quecksilbers vermindert, oder derselbige gar aus den Pillen herausgelassen, damit er keinen Speichelfluß erregen möchte.

Um die Schmerzen des Unterleibes zu erleichtern, wurden Bähungen auf solchen gelegt, oder man nahm seine Zuflucht zu dem warmen Bade. Es pflegte unterdessen doch die Erleichterung, die der Patiente durch diese Mittel erhielt, in den meisten Fällen nicht lange zu dauern. Weit wirksamer zeigte sich zur Milderung der Schmerzen ein großes Blasenpflaster, das man auf diejenige Stelle des Unterleibes legte, wo der Schmerz am heftigsten war. Es erfolgte diese Erleichterung gemeiniglich sobald als die Blase anfieng sich zu erheben.

Dieses Blasenpflaster leistete auch noch überdieses dadurch große Dienste, daß es die Wirkung der gegebenen Purgiermittel beförderte. Denn man bemerkte durchgehends, daß wenn der Schmerz leichter wurde, bald darauf starke Ausleerungen erfolgten.

Man setzte dem Patienten dabey noch von Zeit zu Zeit purgierende Clystiere, um auch durch solche die Wirkung des innerlich gegebenen Purgiermittels zu befördern. Unter den verschiedenen Zubereitungen und Mischungen, deren man sich zu diesem Endzweck bediente, schien keine bessere Dienste, als eine ganz einfache Auflösung von Küchensalz in Wasser, zu leisten, wobey man eine halbe oder selbst eine ganze Unze auf ein Nösel Wasser nahm. Der Zusatz von andern Dingen, denen man eine noch stärkere reizende Kraft zu zu schreiben pfleget, schien nur wenig Nutzen zu schaffen.

Wenn starkes Erbrechen oder Würgen bey dem Patienten vorhanden war, so pflegte man bloßes warmes Wasser, oder auch einen Aufguß von Camillenblumen zu geben. Sobald der Magen aber in etwas beruhiget worden war, so wurden sogleich die oben beschriebenen Purgierpillen so wie zuvor gebraucht. Man setzte aber zu der Rhabarber und dem Calomel noch ein oder zwey Gran Opium hinzu, um dadurch zu verhindern, daß sie nicht wieder weggebrochen würden. Fand man es für nöthig, die Pillen zu wiederholen, so ließ man bey dem zweyten- und drittenmale die Bereitung des Opiums hernach gänzlich weg.

Fast bey allen Patienten, die mit dieser Krankheit befallen wurden, leisteten die hier gedachten Mittel die verlangte Wirkung so, daß dadurch die Verstopfung gehoben und offener Leib verschaffet wurde. Unterdessen geschah doch dieses nicht durchgängig, weil es auch Fälle gab, wo ohnerachtet des Gebrauchs dieser

Mittel der Schmerz und die Verstopfung des Leibes übrig blieb, ob man sich gleich der Purgierpillen und Clystiere mit der größten Sorgfalt bedienet hatte. Man nahm sodann seine Zuflucht zu andern noch stärkern Purgiermitteln. Hierher gehörete die Jalappenwurzel, das purgierende Extrakt (Extractum catharticum. Extractum Colocynthidis compositum Pharm. Lond. der Ausgabe von 1788.) die Purgiersalze und das Ricinusöl. Es könnte scheinen als hätte man darinnen einen Fehler begangen, daß man einige von diesen Purgiermitteln als z. B. die Jalappe und das purgierende Extrakt (Extractum catharticum) nicht vor der Rhabarber und Calomel versuchet hatte, weil nach allen Erfahrungen die erstern weit stärkere Purgierkräfte als die letztern besitzen. Allein es hatten diese Substanzen ihre Kräfte dadurch, daß man sie in einem warmen Klima aufbehalten hatte, wahrscheinlicher Weise sehr verloren, denn sie schienen hier nicht so stark als in Europa zu seyn. Auch selbst die Rhabarber ist hier nicht so kräftig; allein wenn man zu derselbigen noch etwas Calomel hinzusetzet, so entsteht dadurch ein Purgiermittel, welches bey dieser Krankheit weit häufiger, als irgend ein anderes die verlangte Wirkung zeigte. Schlug aber diese Verbindung der Rhabarber mit dem Calomel fehl, so waren die purgierenden Salze, wenn der Zustand des Magens nur irgend ihren Gebrauch erlaubte, unter den übrigen die wirksamsten. Man lösete anderthalb Unzen Bittersalz (Magnesia vitriolata Ph. Lond. 1788.) in drey Gläsern Wasser auf, worzu man noch anderthalb Quentchen von dem zusammengesetzten Lavendelgeist (Spiritus lauendulae compositus) und drey oder vier Tropfen von dem destillirten Oel der Pfeffermünze setzte. Hiervon wurden alle halbe Stunden drey oder vier Eßlöffel voll gegeben. — Das Ricinusöl war auch ein bey diesen Umständen sehr

gutes

gutes Mittel, wofern es der Magen bey sich behielt. Man gab auf einmal einen Eßlöffel voll in ein wenig Fleischbrühe, und wiederholte dieses alle Stunden.

Ich muß in Ansehung der bey dieser Krankheit gebrauchten Purgiermittel überhaupt erinnern, daß, man möchte darunter auch geben welches man wollte, man doch dabey keine Rücksicht auf die gewöhnliche Dosis dieser Mittel nahm, als welche nicht stark genug gewesen seyn würde. Man wiederholte vielmehr die gedachten Mittel von Zeit zu Zeit so lange, bis sie entweder dem Patienten ganz zuwider wurden und solcher sie wieder wegbrach, oder sie die verlangte Wirkung zeigten.

Wenn der Puls aus Heftigkeit der Schmerzen und der Größe der Krankheit, geschwinder wurde, so pflegte man, wofern es ein erster Anfall dieser Krankheit und der Patiente blutreich und voller Säfte war, einen kleinen Aderlaß von sechs bis acht Unzen vorzunehmen. Dieser hatte in einigen Fällen die Wirkung, daß er die Crisis der Krankheit und die Oeffnung des Leibes beförderte.

Ein sehr wichtiger Umstand bey der Behandlung dieser Art der Colik, besteht darinnen, daß man, wenn es möglich ist, die Entstehung der Lähmung zu verhindern trachtet. Dieses aber schien, in so fern die Erreichung dieses Endzwecks möglich war, gänzlich von der geschwinden Heilung der Colik abzuhängen; denn je heftiger dieselbige war, und je länger solche anhielt, desto größere Ursache hatte man auch die Entstehung einer Lähmung zu befürchten. Man hat zuweilen den Mitteln, welche man gegen die Colik zu geben pfleget, den Vorwurf gemacht, daß solche die Lähmung hervorbrächten; allein es ist dieses gewiß ganz ungegründet. Die einzige Wirkung und Einfluß, den solche zur Verhütung oder zur Hervorbringung der Lähmung bey denen mit der Colik behafteten Patienten

zu haben pflegen, kann blos davon abhängen, ob solche in Hebung der Colik sich mehr oder weniger wirksam erzeigen.

Es blieb, auch nachdem die erste Ausleerung durch den Stuhlgang dem Patienten verschaffet worden, und obgleich die Gewalt der Krankheit dadurch gebrochen worden war, doch noch bey vielen Patienten eine Neigung zur Verstopfung vorhanden, die mit einem stärkern oder schwächern Schmerz im Unterleibe verknüpft war. Um diese Zufälle zu heben, mußte man noch von Zeit zu Zeit abführende Mittel, als zum Beyspiel das Ricinusöl, aloetische Pillen, das in einer spirituösen Feuchtigkeit aufgelösete Guayakgummi, oder irgend eine andere solche Arzney geben, die der Kranke vertragen konnte. Durch den Gebrauch dieser Arzneyen giengen oft Klumpen von verhärteten Excrementen und dieses auch noch verschiedene Tage darnach weg, nachdem die Oeffnung des Leibes schon völlig bewirkt zu seyn schien.

Man gab zur Stärkung des Magens bittere Mittel, als zum Beyspiel den Aufguß von Camillenblumen, oder Enzian (den zusammengesetzten Aufguß von Enzian, Infusum Gentianae compositum Ph. Lond. 1788.)

Die zweyte Periode oder Grad der Krankheit, von der wir hier handeln, nämlich die Lähmung, ist allezeit eine sehr hartnäckige Krankheit, und es erlangen in vielen Fällen die Patienten nachmals weder die Kräfte noch die Bewegung ihrer Aerme oder Hände vollkommen wieder. Die warmen Wasser zu Bath im Sommersetshire sind schon seit langer Zeit wegen ihrer Kräfte in dieser Periode der Krankheit berühmt, und es haben durch das Baden in denselbigen, viele dergleichen Patienten den Gebrauch ihrer Glieder wieder erhalten. (Man sehe hierüber *Charlton* on Bath Waters).

Auch

Auch auf der Insel Jamaika finden sich in dem Kirchspiel von St. Thomas gegen Osten (St. Thoma's in the East) warme mineralische Wasser, die fast den nämlichen Grad von Wärme, als die Wasser zu Bath in Sommersetshire in England haben. Es beträgt nämlich ihre Temperatur ohngefähr hundert und drey und zwanzig Grad nach dem Fahrenheitischen Thermometer und es sind auch diese Jamaikanischen warmen Quellen gegen die Lähmung sehr dienlich.

Man hat Ursache zu glauben, daß die guten Wirkungen des Bath- und anderer ähnlichen mineralischen Wasser gegen die Lähmung, gänzlich von den Kräften abhängen, die sie als ein warmes Bad besitzen. Es ist auch diese Meynung durch diejenigen Versuche bestätiget worden, die ich mit den warmen Bädern von gemeinem Wasser bey der Heilung der paralytischen Beschwerden habe machen können. Es waren dieselbigen fast eben so wirksam, als die mineralischen Wasser zu Bath, allein es macht die Schwierigkeit, die man hat, einen gehörigen und den nämlichen Grad der Wärme in einem künstlichen warmen Bade eine ziemliche Zeitlang zu erhalten, daß die natürlichen warmen Bäder allemal einen entschiedenen Vorzug vor den künstlichen haben. Da unterdessen sich der Fall sehr oft ereignen kann, daß die Patienten solche warme Bäder nicht besuchen können, so muß man sodann seine Zuflucht zu den künstlichen Bädern nehmen, die die Stelle der natürlichen auf eine vortrefliche Weise ersetzen. Der Grad der Wärme, den das Seewasser in Westindien nahe an dem Ufer zu haben pflegt, ist zu Mittagszeit nicht geringer als von vier und achtzig Grad nach dem Fahrenheitischen Thermometer, und es würde das Baden in der See um diese Zeit wahrscheinlicher Weise zu der Heilung der Lähmung eben so wirksam als das Bath-Wasser seyn. Allein ich konnte in diesem Stücke nicht viel

Erfahrungen machen, weil alle die durch die Colik gelähmten Soldaten, mit andern Invaliden nach England zurückgeschickt wurden, indem man schwerlich hoffen konnte, daß sie irgend zum Soldatendienst wieder tauglich werden würden.

Die Patienten hatten oft in den paralytischen Gliedern einen heftigen Schmerz, und von Zeit zu Zeit entstand an einzelnen Theilen eine aufgetretene weiche Geschwulst, die eben so plötzlich vergieng als sie entstand. Diese beyden Zufälle wurden durch den Gebrauch der sogenannten flüchtigen Salbe (Linimentum volatile oder Linimentum Ammoniae Pharm. Lond. der Ausgabe von 1788.) erleichtert, und wenn die Schmerzen zu heftig waren, so schafften die Opiate Milderung derselben.

In einigen wenigen Fällen zogen die Schmerzen aus den Gedärmen plötzlich nach dem Kopf. Hierdurch stiegen die Leiden der armen Patienten bis auf das Höchste, und in einem Falle erfolgte dadurch ein einige Zeit dauernder Wahnsinn. Bey diesen Umständen schaffet nichts soviel Hülfe als die Blasenpflaster, die man nach einander und so wie es die Heftigkeit oder Dauer der Schmerzen erfordert, auf den Rücken, hinter die Ohren oder auf die Schläfe leget. Es leisteten auch in diesem Falle die Opiate zur Erleichterung der Schmerzen der Patienten einige Dienste.

Ich will diese Bemerkungen über diese Art der Colik mit einigen Anmerkungen über die Arzneymittel beschließen, die von andern Aerzten gewöhnlicher Weise gegen diese Krankheit empfohlen werden. Die Franzosen, (man sehe die Medical Transact. Vol. II. p. 459.) unter denen diese Krankheit häufig vorzukommen pfleget, bedienen sich des Brechweinsteins, um dadurch Erbrechen zu erregen. Allein ich muß gestehen, daß

in

in allen Fällen von dieser Krankheit, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, das Erbrechen ein sehr beschwerlicher Zufall und große Verhinderung der Heilung war; daher denn auch von mir und andern alles das wovon man nur irgend erwarten konnte, daß solches das Erbrechen erregen möchte, sorgfältig vermieden wurde. Es scheint mir daher auch die Methode diese Colik durch Brechmittel zu heilen, gar nicht gut zu seyn; da ich aber bis jetzt noch keine eignen Erfahrungen darüber habe, so getraue ich mich nicht diese Sache völlig zu entscheiden.

Die Aerzte sind in ihren Meynungen über den Nutzen oder die Schädlichkeit der Opiate bey dieser Krankheit sehr getheilet. Einige sehr angesehene Schriftsteller behaupten, daß man sich bey der Heilung derselben vorzüglich auf die gedachten Mittel verlassen müsse. Sie schreiben ihnen die Wirkung zu, den Schmerz zu lindern, die Krämpfe der Gedärme zu heben und zu einer geschwinden Crisis und Heilung der Colik dadurch viel beyzutragen, daß sie die Wirkung der Purgiermittel erleichtern und unterstützen. Auf der andern Seite aber findet man auch wieder, daß eben so angesehene und berühmte Praktiker den Gebrauch der Opiate so lange gänzlich untersagen, bis durch die Purgiermittel hinlängliche Oeffnung verschaffet worden ist. Ich muß gestehen, daß meine eigne Erfahrung, die ich sowohl in England, als in dem Jamaikanischen Klima gehabt habe, gänzlich mit der letztgedachten Meynung übereinstimmt. Alle Erleichterung, welche die Opiate verschafften, war ganz unbeträchtlich, so lange bis gehörige Oeffnung durch den Stuhlgang verschaffet worden war, und einige von den Patienten, bey denen ich diese Krankheit in ihrem schlimmsten Grade sahe, waren gleich vom Anfang an mit Opiaten behandelt worden. Das Verlangen, die heftigen Schmerzen der

Kranken zu erleichtern, macht, daß man sich oft der Opiate bedient, allein der einzige Umstand, unter welchen ich solche nützlich befunden habe, war der, wenn der Magen zu sehr reizbar war; sie wurden in diesem Falle mit einem Purgiermittel gegeben, um dadurch zu verhindern, daß solches nicht wieder weggebrochen würde.

Wahrscheinlicher Weise kömmt es wenig darauf an, was man für ein Purgiermittel giebt, wofern dasselbige nur die gehörige Wirkung leistet. In unsern Gegenden ist das purgierende Extrakt (Extractum catharticum oder Extractum Colocynthidis compositum Pharm. Lond. 1788.) mit dem versüßten Quecksilber sehr dienlich, worzu man noch, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, eine kleine Dosis von Mohnsaft setzet, und ich ziehe eine Zusammensetzung von dieser Art der Rhabarber und dem versüßten Quecksilber, deren man sich in Jamaika bediente, weit vor. Man machte ein halbes Quentchen von diesem Extrakt mit fünf Gran versüßten Quecksilber und anderthalb Gran Mohnsaft zu acht Pillen, von denen man alle Stunden oder alle zwey Stunden zwey Stück, nach Beschaffenheit des Magens, und dieses so lange gab, bis sie die verlangte Wirkung zeigten. Oft hat man nöthig, die hier gedachten Pillen noch einmal, ja sogar zuweilen noch zum zweytenmal machen zu lassen, ehe der Patiente gehörige Oeffnung erhält; allein es wird in solchen Fällen das Opium aus solchen gemeiniglich herausgelassen. In Westindien konnte man nicht soviel von dem Calomel geben, als dieses in England möglich war, weil schon fünf Gran davon mehr als einmal viel Unbequemlichkeiten erregten, indem sie einen Speichelfluß mit einer beträchtlichen Geschwulst, Schmerz und Entzündung in dem Mund und Hals erregten.

Es ist der Körper in dem westindischen Klima gegen die Wirkungen des Quecksilbers sehr empfindlich, und

und es geschieht also etwas, das dem, was man, wofern die allgemein angenommene Meynung von der Wirkungsart des Quecksilbers gegründet wäre, erwarten sollte, ganz gerade entgegen gesetzt ist. Denn könnte, wie man es sonst immer zu glauben pflegt, ein grösserer Trieb der Säfte gegen die Haut verhindern, daß das Quecksilber nicht auf die Speicheldrüsen wirkte und den Mund angriff, so müßte es in Jamaika, wo die Ausdünstung des Körpers zu allen Zeiten sehr stark zu seyn pflegt, sehr schwer fallen einen Speichelfluß zu erregen.

Man bediente sich bey dem trocknen Bauchgrimmen zu verschiedenen Zeiten auch verschiedener Arten von Clystieren. Clystiere von warmen Wasser mit etwas Oel, erleichterten die Strangurie, die, wie wir oben gesagt haben, bey dieser Colik zuweilen vorhanden war. Das Küchensalz zeigte in den Clystieren eine stärkere reizendere Wirkung, als das Glauberische oder auch das Bittersalz. Man machte auch einige Versuche mit den Clystieren von Tabacksrauch, allein die erschrecklichen Uebelkeiten die dadurch hervorgebracht wurden, erschwerten die Leiden der Patienten so sehr, daß man den Gebrauch derselben bald wieder aussetzte, und dieses vielleicht noch ehe wir die beste Verfahrungsart dabey ausfindig gemacht hatten.

Dritter Abschnitt.

Von der Ursache dieser Colik oder des trocknen Bauchgrimmens.

Man wird es nicht als nöthig ansehen, daß ich hier über diese Materie mich weitläuftig erklären soll, da ich dieses schon, wie ich glaube, hinlänglich an einem

andern Orte (Medical Transact. Vol. III. p. 237. deutsche Uebers. S. 174.) gethan habe. *)

Daß das in dem Körper gebrachte Bley, unter allen den verschiedenen Gestalten, die solches anzunehmen fähig ist, Coliken und Lähmungen hervorbringt, ist eine Thatsache, deren Wahrheit so sehr erwiesen ist, als dieses nur von irgend einer in der Physik gesagt werden kann. Es macht auch hierbey gar keinen wesentlichen Unterschied, ob das Bley in Dämpfe aufgelöset ist, wie dieses in den Schmelzhütten der Fall ist: oder ob es sich in einem metallischen Zustand befindet, wie dieses bey den Glasern und Bleygießern geschieht: oder ob es in einen Kalch verwandelt ist, wie bey den Malern und den Verfertigern des Bleyweißes; oder ob es endlich in einem salzigten Zustand in den Körper gelanget, wie solches alsdenn, wenn es im Wein oder Cyder aufgelöset ist, zu geschehen pfleget. Es bringt vielmehr das Bley unter allen diesen verschiedenen Formen die Bleycolik und die darauf folgende Lähmung hervor. Die Menge des Bleyes, die zu der Hervorbringung dieser Krankheit erforderlich wird, kann sehr verschieden seyn. Denn man hat deutliche Beweise, daß diese Krankheit von einigen wenigen Granen Bleyzucker entstanden ist, (dergleichen in den Medical Transact. Vol. I. p. 304. enthalten sind,) und eben so gute Zeugnisse beweisen auch, daß zuweilen dieses Salz in sehr starker Dosis gegeben worden ist, ohne daß daraus

*) Es zeigt unser Verfasser allda, daß weder das Wasser, noch der Genuß der sauern Früchte, noch die Galle, sondern lediglich das Bley, welches in dem neuen Rum befindlich ist, die Ursache dieser Krankheit sey. Wird der Rum eine Zeitlang aufbewahret, so schlägt sich das Bley nieder. Eben dieses aber thun auch einige Tropfen von der zu dem Rum gesetzten Vitriolsäure. A. d. Ueb.

aus die geringsten unmittelbaren übeln Folgen entstanden wären. Allein was kann man wohl aus dergleichen Erfahrungen mehr schließen, als daß es einige Körper giebt, die in einer kürzern Zeit und von einer kleinen Menge dieses Giftes leiden, als dieses bey andern der Fall ist? (Man sehe hierüber die Medical Transact. Vol. I. p. 257. und Vol. II. p. 419.) Dieses ist eine Bemerkung die nicht nur von einem jedem Gifte, sondern auch von einem jedem wirksamen Arzneymittel gilt, das wir kennen.

Daß diese Colik oder das trockne Bauchgrimmen, die Wirkung des auf irgend eine Art in den Körper gebrachten Bleyes sey, daran kann man vernünftiger Weise nicht zweifeln. Es sind mir bis jetzt noch keine Thatsachen oder Erfahrungen bekannt geworden, welche mich bewegen könnten, die von mir (in den Medical Transact. Vol. III. p. 427.) vorgetragene Meynung zu ändern; daß nämlich der neue in unschicklichen und Bley enthaltenden Gefäßen abgezogene Zuckerbranndtewein mir dasjenige zu seyn scheint, wodurch das Bley in den Körper gelanget. Es wäre unterdessen doch zu wünschen, daß die Untersuchung weiter fortgesetzet würde, und daß man den Rum, so wie er aus der Blase kömmt und auch das genau untersuchte, was in dem Bodensatz der Gefäße und Fässer enthalten ist, in welchen man den neu destillirten Rum einige Zeit aufbehalten hat. Es können aber dergleichen Untersuchungen hier in England nicht so gut angestellet werden, als dieses in den westindischen Inseln möglich ist.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, an diesem Ort einen Brief des berühmten Dr. Franklin zu Philadelphia, an seinen Freund dem Dr. Vaughan in England einzurücken, in welchem die von mir behauptete Meynung, daß blos das in dem neu destil-

lirten Rum befindliche Bley, die Ursache des trocknen Bauchgrimmens sey, durch das was sich in Neuengland zugetragen hat, erläutert und einigermaßen bestätiget wird. Ohnerachtet verschiedene der in besagtem Schreiben erwähnten Thatsachen dem Publikum bereits bekannt sind, so habe ich doch dasselbige nicht abkürzen, oder das, was Franklin so deutlich ausgedrückt hat, mit andern Worten sagen wollen.

Brief des Dr. Franklin an den Dr. Vaughan.

Philadelphia, den 31 Jul. 1786.

Mein theurer Freund,

„Ich erinnere mich, daß wir, da ich vor jeßt einem Jahre das Vergnügen hatte, Sie zu Southampton zu sehen, eine Unterredung über die übeln Folgen des innerlich genommenen Bleyes hatten. Ich that Ihnen damals auf Ihr Verlangen das Versprechen, daß ich Ihnen nach meiner Zurückkunft nach Amerika schriftlich eine genaue Nachricht von verschiedenen Thatsachen zusenden wollte, die ich Ihnen damals mündlich erzählte, und von denen Sie glaubten, daß von ihnen ein guter Gebrauch gemacht werden könnte. Ich suche anjeßt dieses mein Versprechen zu erfüllen.“

„Die erste Sache von dieser Art, der ich mich erinnere, war, daß man zu Boston zu der Zeit, wo ich noch ein Knabe war, davon redete, daß man sich aus Nordcarolina über den in Neuengland verfertigten Zuckerbranndtewein beklagte, daß solcher die Leute vergiftete, und daß solche davon das sogenannte trockne Bauchgrimmen (dry — belly — ach) bekämen, und nach demselben den Gebrauch ihrer Glieder

„der verlören. Da man bey dieser Gelegenheit die „Brennereyen, in denen der Rum verfertiget wurde, „genauer untersuchte, so zeigte es sich, daß verschiede„ne Besitzer derselben, sich bleyerner Helme und Röh„ren bedienten, und es waren die Aerzte der Meynung, „daß der Schaden, den der Rum anrichtete, von diesem „Gebrauch des Bleyes zu den Destillirgefäßen her„rührte. Die Versammlung von Massachusets-Bay „machte daher eine Acte, zu Folge welcher der Gebrauch „von solchen bleyernen Gefäßen auf die Zukunft unter „verschiedenen Strafen verboten wurde."

„Da ich im Jahr 1724. mich zu London aufhielt, „so arbeitete ich in der Druckerey des Herrn Palmer „in Bartholomew-Close, als ein Setzer. Ich fand „daselbst eine Gewohnheit, die ich nie vorher gesehen „hatte, daß man nämlich einen Kasten mit Schriften, „die wenn sie wieder im Kasten gelegt werden, naß zu „seyn pflegen, schief an das Feuer setzte, und sie daselbst „trocknen ließ. Ich fand daß außer dem Trockenwer„den der Buchstaben, dieses auch noch den Vortheil „hatte, daß die Schriften warm wurden, welches „denn, wenn man bey kaltem Wetter setzte, den Hän„den des Setzers sehr wohl that. Dieses machte, „daß ich meinen Schriftkasten zuweilen auch zu einer „Zeit am Feuer erwärmte, wo die Buchstaben keines „Trocknens bedurften. Allein ein alter Setzer, der „dieses sahe, erinnerte mich, dieses ja zu unterlassen „und sagte mir, ich könnte dadurch den Gebrauch von „meinen Händen verlieren, wie dieses bey zweyen an„dern Setzern in der nämlichen Druckerey fast gesche„hen war. Der eine davon, der sonst eine Guinee alle „Wochen verdiente, konnte es anjetzt nicht höher als „auf zehn Schillinge oder nicht gar die Hälfte von

„dieser Summe bringen, und der zweyte dieser Leute, „welches Hände ganz baumelten, verdiente nicht mehr „als achtehalb Schillinge. Diese Erinnerung und eine „Art von einem stumpfen Schmerze, den ich zuweilen „gleichsam als in den Knochen meiner Hand zu der „Zeit empfand, wenn ich sehr warm gemachte Buch„staben setzte, bewog mich dieses Verfahren zu unter„lassen. — Da ich aber nach der Zeit mich bey einem „gewissen Herrn James, einem Schriftgießer, der in „der nämlichen Gegend wohnte, erkundigte, ob seine „Leute, die über den kleinen Gießöfen mit geschmolze„nem Metall arbeiteten, nicht auch dieser Colik und „Lähmung unterworfen wären, so befürchtete solcher „wenig Gefahr von irgend einer Art von Ausdünstungen „des Bleyes; sondern er schrieb die Zufälle, die bey „Buchdruckern und Schriftgießern von dem Bley ent„stunden, vielmehr denen von faulen Arbeitsleuten „verschluckten Bleytheilchen zu. Er glaubte nämlich, „daß wenn dieselben dieses Metall in den Händen gehabt „hätten und sich nicht gut die Finger abwüschen, kleine „Theilchen von dem Bleye ihnen an den Fingern kleben „blieben, die sich hernach an das Brod anhiengen und „also mit hinuntergeschluckt würden. Es schien mir „diese Meynung zum Theil gegründet zu seyn, allein „der Schmerz, den ich in meinen Händen empfunden „hatte, machte, daß ich mich noch immer sehr vor den „Ausdünstungen des Bleyes fürchtete. *)“

„Da

*) Wenn in einer Schriftgießerey kein Zug ist, und die Bleydämpfe zurückgehalten werden, so leiden die Schriftgießer sehr an der Lähmung der Hände; ist aber ein freyer Zug, so bleiben sie gesund, wie hier gemachte Erfahrungen zeigen. A. d. Ueb.

„Da ich mich nachher in Deybyshire aufhielt, und „einige der dortigen Schmelzhütten besah, in welchen „das Bley geschmolzen wird, so sagte man mir, daß „der Rauch in diesen Schmelzhütten dem in der Nähe „befindlichen Gras und andern Vegetabilien schädlich „wäre. *) Ich erinnere mich unterdessen doch nicht, „selbst etwas von den Wirkungen gehört zu haben, die „dergleichen Vegetabilien auf das Vieh, wenn sie von „solchen genossen werden, zu haben pflegen. Es ver„dient aber dieser Umstand wohl, daß man ihn genauer „untersucht.“

„Ich habe oft in Amerika bemerket, daß wenn an „den Dächern unsrer mit Schindeln gedeckten Häuser, „auf denen auf der gegen Norden zu gelegenen Seite „viel Mooß zu wachsen pfleget, oben auf etwas befind„lich ist, das mit Bleyweiß angestrichen ist: als zum „Beyspiel Gegitter oder die Rähme von Dachfenstern „u. s. w. jederzeit von diesen angestrichenen Dingen bis „zu der Dachrinne oder Dachtraufe ein Strich hin„abgeht, auf welchen kein Moos wächst, sondern wo „die Schindeln von demselbigen immer ganz rein und „frey bleiben.

„Wir trinken bey uns in Amerika selten Regen„wasser, das von unsern Dächern abfällt und in Ci„sternen gesammelt wird; und es würde auch in einem „solchen Falle die Menge des Bleyes, die von dergleichen „angestrichenen Fensterrähmen u. s. w. abgienge, und „sich dem Regenwasser beymischen könnte, zu unbe„trächtlich seyn, als daß solche eine in die Sinne fal„lende Wirkung auf unsern Körper hervorbringen „könnte.

*) Dieses rührt aber auch von dem Schwefel und Arsenik her, die mit verflüchtiget werden. A. d. Ueb.

„könnte. Allein man hat mir eine Begebenheit von „dieser Art erzählt, die sich in Europa, ich weis aber „nicht mehr eigentlich an welchem Orte, ereignet hat, „wo eine ganze Familie dadurch, daß sie Regenwasser „trank, mit der sogenannten Bleycolik oder dem trock„nen Bauchgrimmen befallen wurde. Diese Familie „lebte auf einem Landgute das zu hoch gelegen war, „als daß man einen Brunnen daselbst hätte graben kön„nen. Man trank also das Wasser einer Cisterne, „die ihr Wasser von den mit Bley belegten Dächern „erhielt. Es war dieses verschiedene Jahre bereits „geschehen, ohne daß man den geringsten Schaden da„von verspüret hätte. Allein da einige junge Bäume, „die nahe an dem Hause gepflanzet waren, in die „Höhe und über das Dach hinauswuchsen und ihre „Blätter auf das Dach fallen ließen, so hatte, wie „man glaubte, die in diesen Blättern befindliche Säure „das Bley, welches bedecket wurde, angefres„sen und dem Wasser, das von dem Dache in die Ci„sternen herabfloß, dadurch die schädlichen Theilchen „und Eigenschaften des Bleyes mitgetheilet, daher „denn in der Folge von dem Genuß desselben die Bley„colik entstand."

„Da ich im Jahr 1767 mit dem verstorbenen kö„niglich englischen Leibarzt Pringle mich in Paris „aufhielt, so besuchte solcher das dasige Hospital die „Charite', welches vorzüglich wegen der Heilung der „mit der Bleycolik behafteten Patienten berühmt ist. „Er brachte aus demselben eine kleine Schrift mit nach „Hause, welche ein Verzeichniß der Namen von da„selbst an dieser Krankheit geheilten Personen enthielt, „und worinnen zugleich die Handwerke und Professio„nen dieser Leute angegeben waren. Ich war so neu„gierig

„gierig diese Liste zu untersuchen und fand, daß alle diese
„Kranke von solchen Handwerken und Handthierun-
„gen waren, die auf eine oder die andre Art im
„Bleye arbeiten, als Bleygießer, Glaser, Maler u.
„s. w. Ich bemerkte blos zweyerley Handthierungen
„von denen ich mir nicht erklären konnte, wie das Bley
„bey ihnen die Ursache der Colik hätte werden können,
„und dieses waren Steinmetzer und Soldaten. Da ich
„aber einem Arzte des besagten Hospitals diesen meinen
„Zweifel entdeckte, so erfuhr ich von solchem, daß die
„Steinmetzen sich beständig des geschmolzenen Bleyes
„bedienen, um die Enden eiserner Geländer und Stan-
„gen damit in die Steine zu befestigen. Die Solda-
„ten aber, die man wegen der Bleycolik in das Hos-
„pital aufgenommen hatte, waren von Malern als
„Handlanger gebraucht worden um Farben zu reiben.“

„Dieses, mein theurer Freund, ist alles, dessen ich
„mich in Ansehung dieser Materie erinnern kann.
„Sie werden aus dem, was ich Ihnen hier melde,
„sehen, daß die Meynung von den schädlichen Wir-
„kungen des Bleyes, wenigstens über sechzig Jahr
„bereits alt ist; und Sie werden auch zu gleicher
„Zeit mit Leidwesen bemerken, wie lange oft eine
„nützliche Wahrheit bekannt und vorhanden seyn
„kann, ehe dieselbige durchgängig erkannt und in
„Ausübung gebracht wird.

„Ich bin beständig Ihr ergebenster Freund

B. Franklin.

Das Gesetz, dessen Franklin in diesem Briefe erwähnet, verbietet den Gebrauch aller bleyernen Helme, Schnäbel und Röhren bey dem Destilliren des Rums, unter gehörigen Strafen. Eben so untersaget es auch den Handwerksleuten, die derglei-

chen Destillirwerkzeuge verfertigen, in ihre Zusammensetzung etwas Bley zu nehmen, und es werden gewisse besondere Probirer bestellt, die alle solche Helme und Röhren, deren man sich zu der Destillation des Zuckerbrandteweins oder anderer Brandtweine bedienet, untersuchen, und das, was sie bey dieser Untersuchung gefunden, der Obrigkeit anzeigen sollten. Diese Acte wurde im Jahr 1723. gemacht.

Sechstes Hauptstück.

Von offenen Schäden und Geschwüren.

Es waren zu allen Zeiten des Jahres, und in allen den verschiedenen Quartieren, in welchen in Jamaika Soldaten verlegt waren, offene Schäden und Geschwüre an den Beinen sehr gemein. Die mit ihnen und den Fiebern und der Ruhr behafteten Patienten machten neunzehn Zwanzigtheile von allen in das Hospital aufgenommenen Kranken aus; da hingegen alle die, mit den übrigen Krankheiten behafteten Soldaten, nicht mehr als ein Zwanzigtheil betrugen, wofern man gewisse besondere Zeiten ausnimmt, wo die Colik oder auch die Blattern herrschten. Die Anzahl der mit Geschwüren behafteten Kranken, die in die Hospitäler kamen, war zwar immer beträchtlich, doch war sie in manchem Quartier weit größer als in andern. Zu Spanish-Town und Kingston machten diese Art von Kranken oft ein Drittheil von allen Patienten aus, zu Fort Augusta betrugen sie die Hälfte, und zu Stoney-Hill sogar zwey Drittheil davon.

Es pflegen diese Geschwüre in Jamaika von der allergeringsten Ursache zu entstehen. Eine gekratzte Stelle, eine Quetschung oder andere leichte Beschädigung an den Beinen, sind schon hinreichend ein Geschwür hervorzubringen, das allemal schwer, ja zuweilen unmöglich zu heilen ist. Auch alte Geschwüre brechen oft auf das Neue wieder auf und werden sodann eben so hartnäckig.

Eine von den Ursachen, die am öftersten zu solchen Geschwüren Gelegenheit geben, ist ein Insekt, das man in Jamaika Chigre nennet. (Pulex penetrans Linn. Syst. Nat. siehe *Catesby* Carol. III. t. 10. f. 3.

f. 3.) Es gehört zu der Flohgattung und ist außerordentlich klein. Es legt solches seine Eyer auf eine ganz ungewöhnliche Art in die Haut: denn man behauptet, daß es sich selbst in das Fleisch vergräbt und zu einem Neste seiner Eyer wird. Der Theil, in welchen sich dieses Insekt hineingegraben hat, schwillt nach einiger Zeit auf, wird roth und verursachet ein starkes Jucken. Gewöhnlicher Weise pflegt man sodann mit einer feinen Nadel den Sack herauszugraben, welchen der Körper des hineingedrungenen Insekts machet, und in welchem die Eyer und Jungen enthalten sind. Unterläßt man dieses zu thun, so nimmt die Entzündung zu, es entsteht eine Vereiterung und es wird dadurch ein Geschwür hervorgebracht. Das Insekt, von dem hier die Rede ist, hält sich gemeiniglich im Staub auf dem Erdboden oder den Dielen auf. Es legt meistentheils seine Eyer in die Zehen und Füße; und es verloren wirklich unter unsern Soldaten viele eine oder mehrere von ihren Zehen durch Geschwüre, die von dieser Ursache ihren Ursprung genommen hatten.

Es mögen nun aber die Geschwüre von einer Ursache entstanden seyn von welcher sie wollen, so breiten sich solche doch immer sehr geschwind aus, und bilden in kurzer Zeit eine große offene und ulcerirte Oberfläche. Sie erregen wenig oder gar keinen Schmerz, welches in einem großen Grade von der Wärme der Luft herzurühren scheint; denn auch geschnittene Wunden verursachen in einem warmen Klima weit weniger Schmerz, als in einem kalten. Das Ansehen der Geschwüre verändert sich beständig. Zuweilen sehen sie wie ein gesundes Geschwür aus, es wächst junges Fleisch häufig und lebhaft in die Höhe, und sie fangen auch an sich mit der Oberhaut zu überziehen; allein oft geht schon in einer einzigen Nacht diese günstige Aussicht wieder verloren. Die hervorgewachsenen

jungen

jungen Fleischwärzchen, werden ganz schlaff, oder sterben in manchen Theilen ganz ab, die mit Oberhaut überzogene Fläche bricht von neuen wieder auf und das Geschwür wird größer als es jemals vorher gewesen ist. Nach einiger Zeit bekömmt es wieder das Ansehen, als wenn es heilen wollte, und es wird zu wiederholtenmalen das hier Erzählte sich auf das Neue wieder ereignen. Am Ende werden die Knochen von dem Knochenfraß befallen, und wenn das Glied entweder nicht abgenommen oder der Patiente von Jamaika weg und in ein kälteres Klima geschickt wird, so wird derselbe in eine Abzehrung verfallen, und nachdem er einige Zeit in diesem Zustande zugebracht hat, so stirbt derselbe endlich.

Diese außerordentliche Schwierigkeit ja fast Unmöglichkeit, ein Geschwür, das an den untern Gliedmaßen entstanden war, sobald dasselbige eine gewisse Größe erlangt hatte, zu heilen, hatte nothwendiger Weise die Folge, daß sich die Anzahl der mit dergleichen Geschwüren behafteten Patienten in den Hospitälern zu Jamaika anhäufte. Man versuchte dagegen verschiedene Heilmethoden; ich halte es aber für hinreichend, wenn ich nur der vornehmsten darunter kürzlich Erwähnung thue, weil keine davon mit einem sehr glücklichen Erfolg verknüpft zu seyn pflegte.

Im Anfange glaubte man, daß die Soldaten, da solche wenn sie zu Jamaika anlangten, alle eine geraume Zeit auf der See zugebracht hatten, und auch nachdem sie gelandet waren, noch immer eingesalzenes Fleisch genossen, etwas Scorbutisches in einem größern oder geringern Grade an sich haben könnten, welches an der so schweren ja fast unmöglichen Heilung der Geschwüre Ursache wäre. Man verordnete daher, daß sie eine blos aus Vegetabilien bestehende Kost, als das beste Mittel gegen den Scorbut, genießen sollten. Dieses hatte auch auf eine Zeitlang

gute Wirkungen bey einigen, schlug aber doch am Ende auch fehl.

Da ferner die Kräfte der ganzen Leibesbeschaffenheit bey den Patienten augenscheinlich gelitten hatte, so bildeten wir uns ein, daß diese Kranken durch den Gebrauch der Fieberrinde, wenn solche besonders mit einer guten und nahrhaften Kost verbunden würde, wieder hergestellt werden könnten. Man befolgte auch diesen Curplan, und es bewirkte solcher im Anfang eine sehr gute Veränderung in den Geschwüren, allein am Ende war sein Erfolg eben so schlecht, als der von dem vorherigen.

Auch gab man die Säfte verbessernde Mittel, als zum Beyspiel kleine Doses von dem Calomel, allein es thaten solche nicht gut. Die Veränderung, die, wie ich bereits oben erwähnt habe, in den Geschwüren oft von freyen Stücken erfolgte, verursachte, daß sich der Arzt und Wundarzt eine Weile einigermaßen in Ansehung der guten Wirkung derjenigen Behandlung betrogen, deren man sich gerade zu derselbigen Zeit bediente. Denn da das günstige Ansehen der Geschwüre sich eben zu der Zeit anfieng, wo man sich der verordneten Arzneyen bediente, so erregte dieses im Anfang eine sehr gute Hoffnung, in der wir uns aber doch auch am Ende betrogen fanden. Ich muß unterdessen doch gestehen, daß in vielen Fällen die angewendeten Mittel eine, obgleich nur kurze Zeit dauernde Besserung, in den Geschwüren hervorbrachten, und bis auf einen gewissen Grad die Wirkungen und Bemühungen der Natur das Geschwür zu heilen unterstützten. Allein es war bey den Kranken, von denen ich hier rede, die Natur und die Kräfte des Körpers so schwach, daß dadurch, mit aller Hülfe und Unterstützung die man ihnen geben konnte, doch keine Heilung bewirket zu werden vermochte. Es gieng bey allen diesen Kranken

die

die Heilung bis auf einen gewissen Punkt von statten, allein die Geschwüre verschlimmerten sich bald wieder und wurden eben so schlimm, als sie es vorher gewesen waren.

Man versuchte auch äußerliche Mittel von verschiedener Art; ich muß aber von dem Nutzen derselben eben das sagen, was ich bereits von dem Gebrauch der innerlichen Arzneyen angeführet habe. Auch sie nämlich brachten im Anfange ihres Gebrauchs eine günstige Veränderung zuwege, allein es war solche nicht dauerhaft. Unter den verschiedenen äußerlichen Mitteln, die man bey diesen Geschwüren versuchte, waren Salben, die bald reizend, bald erweichend waren: ferner Breyumschläge, die in Gährung begriffen waren, der gewöhnliche Breyumschlag von Semmel und Milch, und endlich trockne Charpie.

Ich muß unterdessen doch noch eines äußerlichen Mittels erwähnen, das bey den Einwohnern gegen dergleichen Geschwüre gewöhnlich ist, weil dasselbige zuweilen bessere Dienste als alle andere bisher angeführte, zu leisten pflegte, und dieses sind geröstete Limonien *).

Eine horizontale und ruhige Lage des Beins leistete auch hier, so wie es in andern Ländern zu geschehen pflegt, gute Dienste, und wenn diese Vorsicht vernachläßiget wurde, so griffen die Geschwüre mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit um sich.

Aus allen meinen Erfahrungen konnte ich den allgemeinen Schluß machen, daß alle diejenigen Geschwüre an den untern Gliedmaßen, die bereits einige Zeit gedauert hatten, und von einer beträchtlichen

O 2 Größe

*) Man sehe die Sammlungen auserles. Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte, B. XII. S. 163. und XIV. S. 390. A. d. Ueb.

Größe waren, in dem westindischen Klima, durch kein einziges uns bekanntes Mittel geheilet werden konnten. Wir pflegten auch daher, statt unsere Zeit weiter mit ganz fruchtlosen Versuchen zu zu bringen, eine jede Gelegenheit zu ergreifen, die mit Geschwüren behafteten Soldaten mit andern Invaliden, sobald als möglich nach England zurück zu schicken. Diese Veränderung des Klima und der Luft, brachte sehr gute Wirkungen hervor. Viele von den Geschwüren heilten schon unterwegens, alle übrige von diesen Kranken aber, wurden bald nach ihrer Zurückkunft nach England wieder hergestellt, wofern nicht die Knochen schon von dem Beinfraß angegriffen waren. Und auch von diesen leztern wurden noch viele geheilt, nachdem sich große Stücken der Schienbeinröhre bey ihnen abgeblättert hatten. Bey einigen davon war es aber doch noch nöthig, das kranke Glied abzunehmen. Man unternahm dieses zwar auch einigemal in Jamaika, allein man that es doch nie anders, als nur wenn es die höchste Noth erforderte, weil diese Operation hier selten einen glücklichen Erfolg hatte. Es rührte dieses von dem Kinnbackenkrampf her, der gemeiniglich wenig Tage darnach entstand und den Tod des Patientens verursachte. Es erhellet daher aus alle diesen Erfahrungen nothwendig, daß es sowohl die Menschenliebe, als der Nutzen des Dienstes erfordert, alle mit übeln Geschwüren behaftete Patienten, ohne weitern Zeitverlust aus Westindien nach Hause zu schicken; man müßte denn so glücklich seyn eine weit wirksamere Heilmethode dagegen zu entdecken, als alle diejenigen sind, die wir bis jetzt kennen.

Ohnerachtet nun aber die Geschwüre in Westindien selten geheilet werden, so ist es doch oft möglich dieselbigen zu verhindern. Die Chigren dringen in die Zehen und Füße der Soldaten alsdenn ein, wenn diese

barfuß

barfuß gehen. Thun die Soldaten dieses, so sind sie auch hierdurch zu gleicher Zeit Quetschungen und andern leichten Verwundungen, Ritzen u. s. w. mehr ausgesetzt, die, wenn sie nicht sogleich mit größter Sorgfalt behandelt werden, bald sich in wirkliche Geschwüre verwandeln. Trüge man Sorge, daß die Soldaten nie ohne Schuhe und Strümpfe, oder statt der letzten mit langen Beinkleidern giengen, so würde dieses die Entstehung vieler Geschwüre verhüten. Vorzüglich ist dieses zu Stoney-Hill nöthig, wo die Chigren sehr häufig sind, ohnerachtet dieser Ort, wie wir bereits oben gesagt haben, in vielen andern Rücksichten das gesundeste Quartier auf der ganzen Insel ist. Zu Fort Augusta, Port Royal und andern nahe an der See liegenden Quartieren, pflegen die Soldaten, wenn sie fischen oder zu ihrer Belustigung im Wasser herumwaden, ihre Füsse oft an den Steinen und Felsen zu beschädigen. Hierdurch aber entstehen leicht Geschwüre. Es würde nicht schwer fallen auch diesen Umstand, der so oft zu der Entstehung von Geschwüren Gelegenheit giebt, durch dienliche Einrichtungen zu verhüten.

Siebentes Hauptstück.

Von einigen andern Krankheiten denen die Soldaten in Jamaika ausgesetzt zu seyn pflegen.

Die Patienten die mit den Krankheiten behaftet waren, von welchen ich im folgenden Hauptstücke handeln werde, machten keine beträchtliche Anzahl, von denen auf den Krankenlisten befindlichen Soldaten aus. Es findet sich auch in der Geschichte dieser Krankheiten und der dabey angewendeten Behandlung wenig, was dem Jamaikanischen Klima vorzüglich eigen ist. Dem sey aber wie ihm wolle, so glaubte ich doch, daß es nicht ganz unnütz seyn würde, wenn ich dieser Uebel auch hier noch kürzlich erwähnte.

Erster Abschnitt.

Von der venerischen Krankheit.

Unter denenjenigen Dingen, welche dieser Krankheit in Westindien vorzüglich eigen sind, ist der sonderbarste Umstand der, daß dieselbige in diesen Gegenden, aus welchen sie doch ursprünglich, wie man glaubt, herstammt, und woher sie nach Europa gebracht worden ist, anjetzt weit seltner vorkömmt, als dieses in irgend einem Ort oder Lande von Europa zu seyn pfleget. Es scheint dieses, wie man leicht einsehen kann, eben kein Beweisgrund für die Meynung zu seyn, nach welcher die venerische Krankheit aus Westindien herstammt. Unter dreyhundert und ein und dreyßig Kranken, die von dem zwey und neunzigsten Regiment im Hospital befindlich waren, hatten nur zweye venerische Uebel, und in den Hospitälern der andern Regimenter, war diese Krankheit nicht häufiger. Ob nun gleich aber die venerische Krankheit in diesem Klima

seltener als in Europa ist, so ist sie doch nicht gelinder. Im Gegentheil bemerket man hier nach Verhältniß der Anzahl weit mehrere Fälle, worinnen die Krankheit einen sehr heftigen Grad erreicht und die Zufälle von einer großen Stärke sind. Man muß dieses wahrscheinlicher Weise der schlechten Leibesbeschaffenheit, die die meisten Europäer in Westindien haben, zuschreiben. Diese verursachte nicht nur, daß es, wie wir im vorigen Hauptstück gesehen haben, schwer fällt, Geschwüre, die an den äußern Gliedmaßen, sonderlich an den Beinen entstehen, zu heilen, sondern es macht auch solche, daß der Fortgang der Entzündung in vielen Fällen ungünstig und langweilig ist. Bey dem Tripper erstrecket sich die Entzündung der Harnröhre öfters bis zu der Blase, und bringt einen Harnzwang oder Strangurie und die andern Zufälle hervor, die denselbigen gewöhnlicher Weise zu begleiten pflegen. Die Chankers bringen oft in diesem Klima eine Verengerung oder Zurückziehung (Phimosis und Paraphimosis) der Vorhaut hervor, woraus der kalte Brand entsteht. Diese und andere ähnliche Zufälle aber ereignen sich, wie die Erfahrung zeiget, in allen Ländern bey solchen Patienten, die eine schlechte Leibesbeschaffenheit haben.

Bey einem meiner Patienten verwandelten sich die venerischen Flecke in wirkliche Geschwüre, und es entstanden viere dergleichen von einer beträchtlichen Größe auf den Aermen und Schultern, die man durch kein einziges Mittel, das man versuchte, zur Heilung bringen konnte. Es blieben vielmehr dieselbigen noch immer und dieses auch noch alsdenn offen, nachdem man alle mögliche Ursache hatte zu glauben, daß nicht die geringste Spur von einer venerischen Ansteckung mehr bey dem Patienten übrig seyn könnte. Man schickte daher den Kranken nach England zurück und es war derselbige noch nicht lange unterweges, als schon diese Geschwüre zu heilen

anfiengen, und ehe derselbige nach England kam, waren sie bereits alle geschlossen.

Ein sehr beträchtliches Hinderniß bey der Heilung der venerischen Krankheit, rührt in Westindien sehr oft davon her, daß in diesem Klima der Körper gegen die Wirkungen des Quecksilbers so außerordentlich reizbar und empfindlich ist. Dieses verursachet, daß nicht selten bey venerischen Kranken, noch eher als man ihnen die gehörige Menge von dem Quecksilber beybringen kann, schon ein Speichelfluß entsteht. Wenn man unterdessen die Fieberrinde zu drey bis vier Quentchen des Tages den Kranken nehmen läßt, und sich dabey der Opiate häufig bedienet, auch der Patiente sich oft mit einem zusammenziehenden Gurgelwasser gurgelt, (das wir aus einer Abkochung der Eichenrinde verfertigen ließen, zu welcher man noch etwas Alaune hinzusetzen kann,) so verhindert man dadurch, daß der Mund weder so geschwind, noch so heftig von dem Quecksilber angegriffen wird, als dieses, wenn man diese Vorsicht unterläßt, zu geschehen pflegt. Unter allen den verschiedenen Quecksilberbereitungen, die wir versuchten, leistete zu dem innerlichen Gebrauch das verkalchte Quecksilber (Mercurius oder Hydrargyrus calcinatus Pharm. Lond. 1788.) nach unsern Erfahrungen die besten Dienste.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gebrauch des Quecksilbers bey denen Personen, die sich desselbigen bedienten, keinesweges die Wirkung hervorbrachte, daß solche dadurch zur Entstehung der Fieber weniger geneigt wurden. Denn es wurden Patienten, die sich des Quecksilbers bedienten, während des Gebrauchs desselbigen von nachlassenden Fiebern befallen. Unterdessen schien es aber doch nicht, daß diese Fieber durch das in den Körper zu dieser Zeit befindliche Quecksilber verschlimmert worden wären.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Von einigen Beschwerden, die von Insekten entstehen.

Außer den Chigren (siehe oben) giebt es auch noch andere Insekten, die sehr beschwerliche Uebel in diesen Gegenden hervorbringen; keine Art von diesen Thieren aber, thut solches vielleicht mehr als die sogenannte Musqvitoes (Culex pipiens Linn. Syst. Nat.) Sie pflanzen sich im Wasser fort und es pflegen daher dieselbigen in niedrigen morastigen Gegenden und deren Nachbarschaft vorzüglich häufig zu seyn. Sie pflegen des Morgens und Abends, während der Windstille, die zwischen den Land- und Seewinden herrschet, am allerbeschwerlichsten zu seyn; der Wind selbst ist ihnen zuwider. Ihr Biß bringt ein heftiges Jucken und Entzündung hervor, und zuweilen entstehen von dem Kratzen der gebissenen Stellen, dessen man sich schwerlich enthalten kann, Geschwüre. (s. oben) Wenn man den Saugrüssel eines solchen Insektes mit Hülfe eines Vergrößerungsglases untersuchet, so entdecket man, daß derselbe aus einer Scheide bestehet, die kleine spitzige Borsten enthält, mit welchen das Insekt, in der Zeit, daß es sauget, die Haut durchbohret. Wahrscheinlicher Weise werden diese Borsten, wenn das Insekt plötzlich, indem es sauget, weggejagt wird, zum Theil zerbrochen, so daß sie in der Haut stecken bleiben. Hierdurch aber tragen sie sehr viel zu der Hervorbringung des heftigen Juckens bey, welches die Folge des Bisses der Musqvitoes zu seyn pflegt, und welches allezeit durch das Kratzen noch mehr vermehret wird.

Man pflegt die gebissenen Stellen gemeiniglich mit Citronen- oder Limoniensaft oder auch mit Rum zu waschen, und es wird durch beydes auch wirklich das Jucken erleichtert. Eine Mischung von gleichen Theilen

len Limoniensaft und Rum schien noch wirksamer zu seyn, als wenn jedes dieser Dinge für sich allein genommen wurde. Es hat ein berühmter Schriftsteller über die Insekten Reaumür in seinem großen Werke über diese Thiere (Histoire des Insectes Vol. IV, p. 624.) in welchem er die Geschichte derselben mit der größten Genauigkeit untersuchet, den Vorschlag gethan, daß man, um sich gegen den Biß oder Stich der Mücken zu schützen, das Gesichte und die Hände, so wie andere Theile, die den Stichen dieser Insekten vorzüglich ausgesetzt sind, mit dem Safte oder der Abkochung von gewissen Kräutern waschen sollte. Er glaubt, daß wahrscheinlicher Weise dieses die Musqvitoes gänzlich verhindern könnte die Haut anzufallen. Ich bin auch selbst der Meynung, daß wenn man dergleichen Versuche mit verschiedenen Kräutern und Spezereyen anstellete, man am Ende ein Mittel ausfindig machen würde, welches dieses vollkommen zu bewirken im Stande wäre. Unter den Mitteln, die Reaumür zu dieser Absicht vorzüglich empfiehlt und die versucht zu werden verdienen, sind ein Aufguß von Pfeffer, oder Wermuth oder Raute, scharfer Essig, allerley Pomaden u. s. w. befindlich.

Es giebt in Jamaika eine große Fliege, (oder Bremse) die oft eine schreckliche Krankheit dadurch hervorbringt, daß sie ihre Eyer in den Mund oder die Nase leget. Es ereignet sich dieses öfters bey Negern und wir hatten auch unter den europäischen gemeinen Soldaten, davon einige Beyspiele. Wenn diese Leute mit offenen Munde in freyer Luft schlafen, so legt dieses Insekt seine Eyer gewöhnlicher Weise in ihre Nasenlöcher, (oder Schleimhölen jedoch aber auch zuweilen in den Mund. Sind sodann aus diesen Eyern Maden geworden und wollen solche herauskriechen, so entsteht dadurch ein außerordentlich heftiger Schmerz und

Entzün-

Entzündung, so daß die unglücklichen Personen, bey denen sich dieses ereignet, fast ihren Verstand darüber verlieren. Die Anzahl der abgehenden Maden ist zuweilen sehr beträchtlich und es sind dieselbigen sehr groß, indem sie fast einen halben Zoll in der Länge haben.

Das Mittel, dessen man sich gewöhnlicher Weise in einem solchen Falle zu bedienen pflegt, besteht darinnen, daß man dem Kranken den Dampf von einer starken Abkochung von Tabaksblättern durch den Mund oder die Nase, nach dem verschiedenen Sitz der Krankheit, einziehen läßt. Dieses schaffet gemeiniglich eine große Erleichterung. Man bedienet sich des Tabaks deswegen, weil man glaubt, daß derselbige die Maden tödtet; ich habe unterdessen keine hinreichende Anzahl von Fällen gesehen, um daraus bestimmen zu können, ob die guten Wirkungen dieses Mittels von einer solchen Kraft des Tabaks herrühren, oder ob solche blos dem warmen Dampf zu zu schreiben sind. Sollten die Kräfte des Tabaks wirklich einen beträchtlichen Antheil an der Cur haben, so würde wahrscheinlicher Weise eine schwächere Abkochung oder Aufguß der Tabaksblätter, wenn man selbige in die Nase von Zeit zu Zeit einspritzte, oder damit den Mund zuweilen ausspülte, sich zur Tödtung der Maden noch weit wirksamer, als der bloße warme Dampf erzeigen.

Es wird nicht zu weit von dieser Materie entfernt seyn, wenn ich, indem ich von den Krankheiten rede, die durch Insekten hervorgebracht werden, auch einiger besondern Umstände bey der Krätze Erwähnung thue: da solches (nach meiner und verschiedener andern Meynung) eine Krankheit ist, die durch eine besondere Art von Milben, nämlich den *Acarus Siro* des Linne' *) hervorgebracht wird. Ich weis wohl, daß viele Aerzte noch Zweifel tragen, ob die Krätze auch wirklich von einem Insekte entsteht, ich habe aber selbige

bige oft mit einer Nadel aus der Haut bey krätzigen Kranken herausziehen sehen, und solche mit dem Vergrößerungsglase untersuchet. Bonanni (siehe die Phil. Transact. Vol. XXIII. p. 1296. auf das Jahr 1703 und dessen Microgr. 113) hat dieselbigen zuerst beobachtet und beschrieben, und ich finde, daß die von ihm gegebene Abbildung dieser Insekten solchen ziemlich ähnlich ist *).

In Europa zeigt sich die Krätze gemeiniglich zuerst zwischen den Fingern, um die Faustgelenke und an solchen Theilen des Körpers, die, weil die Haut daselbst eine Falte oder Runzel macht, einigermaßen dadurch gegen die Wirkung der Luft geschützet werden, und folglich wärmer als andere Theile sind. Allein in Westindien ist dieses keinesweges der Fall. Es breitet sich vielmehr daselbst der krätzigte Ausschlag auf eine fast einförmige Weise über die ganze Haut aus, welches wahrscheinlicher Weise der Hitze des dasigen Klima zu zu schreiben ist. In einer Hitze, die zwischen achtzig bis neunzig Grad des Fahrenheitischen Thermometers beträgt, sieht sich das Insekt, welches die Krätze hervorbringt, nicht genöthigt in den Falten der Haut seine Zuflucht zu nehmen.

Die Krätze ist eine Krankheit, die im Ganzen Wirkungen hervorbringt, die ohnerachtet sie beschwerlich und unangenehm sind, doch selten als gefährlich angesehen werden können. Ich habe unterdessen doch unter gewissen Umständen diese Krankheit beunruhigende Zufälle verursachen sehen, wodurch dieselbige so versteckt wurde, daß es eine geraume Zeit dauerte, ehe man es wirklich bestimmen konnte, daß die Krankheit wirklich die Krätze wäre. Das kleine spitzige wässerigte Bläschen oder Pustel, welches eigentlich das Daseyn der Krätze

*) Man sehe auch Wichmann über die Krätze. Die zweyte Ausgabe von 1792. A. d. Ueb.

Krätze bezeichnet, veränderte sich in ein um sich fressendes Geschwüre, das zum Theil die Substanz der Haut zerstörte. Man konnte im Anfang gar nicht glauben, daß dergleichen Wirkungen von der Krätze hervorgebracht werden könnten; da man aber endlich bemerkte, daß diese Krankheit andre Personen ansteckte und daß dadurch bey solchen sodann die gewöhnlichen Zufälle und Erscheinungen der Krätze hervorgebracht wurden, so fieng man an die wahre Natur der Krankheit zu vermuthen; und es wurde diese Vermuthung in der Folge noch dadurch bestärket, daß alle diese Zufälle sich in kurzer Zeit durch den äußerlichen Gebrauch des Schwefels verloren.

Ich habe unterdessen die hier gedachten Wirkungen der Krätze nie anders, als bey Kindern und zwar bey solchen auch nur alsdenn gesehen, wenn sie in den engen Zimmern und der eingeschlossenen Luft eines Arbeits- oder Waisenhauses sich befanden, in welchen Oertern die Kinder allemal ungesund zu seyn pflegen; oder wenn man es darinnen versah, daß man die Krankheit zu lange dauern ließ, daher denn Geschwüre entstanden, der Schlaf verloren gieng und die Gesundheit des ganzen Körpers sehr geschwächt wurde. Bey allen diesen Umständen aber, ist doch die Heilung eben so leicht und es kann solche eben so sicher bewirkt werden, als es bey der gewöhnlichen Krätze geschieht. Denn wenn man sich nur der Schwefelsalbe bedienet, so vergeht sie eben so leicht, wenn sie gleich mit so ungewöhnlichen Zufällen begleitet wird, als dieses bey der gewöhnlichen leichten Art der Krätze geschieht.

Drit=

Dritter Abschnitt.

Von entzündungsartigen Krankheiten.

Es pflegen die verschiedenen Gattungen der entzündungsartigen Krankheiten in Jamaika ziemlich selten vorzukommen, ob solche gleich, wenn sie sich daselbst zeigen, nicht jederzeit leicht, sondern oft beschwerlich und gefährlich zu seyn pflegen. Zwar sind im Ganzen die Catarrhe, Husten und die Entzündungen der Brust und Lungen ungewöhnlich; allein man trift doch in den Monaten März und April, zu welcher Zeit der größte Unterschied zwischen der Temperatur der Luft am Tage und in der Nacht sich findet, zuweilen dergleichen an. Dieses ereignet sich öfterer zu Spanish-Town als zu Kingston.

Es wurden verschiedene Soldaten mit Brustentzündungen nach einem Sturm von Wind und Regen befallen, der sich zu Spanish-Town bey Nachtzeit ereignete, und indem er die Dächer der Barraken zerstörte, dadurch die Soldaten der Kälte und Nässe aussetzte. Einer von diesen Soldaten starb, und die andern erholten sich sehr langsam. Denn obgleich die Krankheit bald durch Aderlassen und die gewöhnlichen Arzneymittel bezwungen ward, so dauerte es doch eine geraume Zeit ehe die Personen, die solche gehabt hatten, ihre Kräfte wieder erhielten. Wahrscheinlicher Weise war dieses dem bey diesen Patienten obgleich nothwendiger Weise vorgenommenen Aderlässen zu zu schreiben.

Die Augentzündungen sind in Jamaika sehr häufig, hartnäckig und mit einer großen Gefahr verknüpft, weil sie sich öfters in eine gänzliche Verdunkelung der Hornhaut endigen. Der Glanz und die Hitze der Sonne, die von dem Erdboden, der zu gewissen Zeiten des Jahres ohne alles Grün ist, zurückgeworfen

werden;

werden; ingleichen der durch die Hitze leicht und trocken gemachte Staub, der durch die, einen Theil des Tages über mit Heftigkeit wehenden Passatwinde, in Bewegung gesetzt und empor gehoben wird, sind als die vorzüglichsten Ursachen der auf dieser Insel so häufigen Augenentzündungen anzusehen.

Da die auf dieser Insel sich aufhaltenden Europäer fast durchgängig von einer schlechten Leibesbeschaffenheit und ungesund sind, so werden die Augenentzündungen dadurch hartnäckig und es bringen solche am Ende eine Verdunkelung des Auges und einen Verlust des Gesichts hervor. Da ich schon oben der schlechten Leibesbeschaffenheit der europäischen Bewohner von Jamaika erwähnet und dieselbige als eine Ursache angeführet habe, warum bey ihnen an den untern Gliedmaßen so leicht Geschwüre entstehen, und so schwer heilen; und da ich hier wieder es eben dieser übeln Leibesbeschaffenheit zuschreibe, daß die Augenentzündungen so hartnäckig sind, und daraus öfters die übelsten Folgen entstehen; so kann man mit Recht die Frage aufwerfen, worinnen denn eigentlich die üble Leibesbeschaffenheit von der ich hier rede, besteht, damit man nicht zuviel einer Ursache zuschreiben möge, von der wir uns nur eine ungewisse oder schlecht bestimmte Vorstellung machen. Ich kann diese Frage nicht anders beantworten, als: daß der üble Zustand der Leibesbeschaffenheit sich vorzüglich durch eine Schwäche der Kräfte der Natur in Heilung der Geschwüre selbst der leichtesten von äußerlichen Ursachen, und gleichfalls durch die Leichtigkeit zu erkennen giebt, mit welcher Entzündungen aller Art in diesen Gegenden, eine ungünstige Wendung anzunehmen pflegen. Die Kräfte des Lebens, von welchen die Wiederersetzung und Unterstützung der einfachen festen Theile des Körpers abhängen, scheinen geschwächt zu seyn, ohneracht et man im übrigen keine merkliche Vermindе-

minderung der Muskelkraft oder der Kräfte der Sinne und Bewegung bemerket. Ob diese Schwäche von der Wärme des Klima abhängt, die im Anfang eine große Empfindung von Müdigkeit, selbst bey den geringsten Bewegungen und Anstrengungen hervorbringt, und die auch, nachdem die Zeit und Gewohnheit diese ersten unangenehmen Empfindungen überwunden hat, doch noch immer auf eine schädliche Weise auf den Körper wirken kann; oder ob diese Schwäche vielmehr von der Ursache der Fieber entsteht, (siehe oben) die zu allen Zeiten des Jahres, obgleich in einem stärkern oder schwächern Grade herrschet, und daher auch auf eine unvermerkte Weise auf die Leibesbeschaffenheit wirken kann, ohne doch das Fieber selbst hervorzubringen, wie dieses sich zum Beyspiel zuweilen bey dem ansteckenden Gefängnißfieber ereignet; (man sehe Medical Transact. Vol. III. p. 357.) dieses ist noch nicht völlig ausgemacht. Man kann für und wider eine jede von den beyden letztgedachten Meynungen Thatsachen und Beobachtungen anführen, und also nach solchen auch beyde vertheidigen oder widerlegen. Mir ist es nicht unwahrscheinlich, daß beyde Meynungen zum Theil gegründet seyn können. Ich will jedoch nicht länger von einer Sache reden, von der mir nicht genug Umstände bekannt sind, aus welchen ich mit Gewißheit Schlüsse machen kann.

Da die Entzündungen der Augen oft einen unglücklichen Ausgang haben, so darf man dieselbigen keinen Augenblick, gesetzt daß sie auch im Anfang nur sehr geringfügig zu seyn scheinen, vernachläßigen. Man muß daher alle diejenigen Mittel, deren man sich gewöhnlicher Weise gegen solche Zufälle zu bedienen pflegt, sogleich mit der äußersten Sorgfalt und dem größten Fleiß anwenden. Es würde unnöthig seyn, wenn ich die Behandlung der Augenentzündungen hier

weit-

weitläuftig beschreiben wollte, weil ich in Jamaika nichts besonders, das von der bey ihnen gewöhnlichen Behandlung abgeht, gelernt oder wahrgenommen habe.

Die gewöhnliche Art der Halsentzündungen (sore throat) kömmt zuweilen vor und es pflegt dieselbige auf dieser Insel allemal nur eine leichte mit keiner Gefahr verknüpfte Krankheit zu seyn.

Es verdient noch von mir angeführt zu werden, daß die Masern gemeiniglich in Jamaika sehr gutartig sind. Sie herrschten in den Jahren 1782 und 1783. ziemlich häufig unter dem Regimente des Herzogs von Cumberland, das aus Nordamerikanern bestand, (siehe oben) von denen viele diese Krankheit vorher noch nicht gehabt hatten. Nur einige wenige darunter befanden sich so schlecht, daß man sie in das Hospital aufnehmen mußte, die meisten konnten in ihren Quartieren bleiben; die in dem Hospital hatten aber auch das Fieber nur sehr leichte. Kein einziger Patiente dieser Art litt an Beschwerden der Brust oder der Gedärme, die sonst so gewöhnlich bey den Masern vorhanden zu seyn oder nach solchen zu folgen pflegen. Es schien diese Krankheit durch die Wärme des Klima sehr gemildert zu werden, welche die Neigung zur Entzündung überhaupt und vorzüglich zu den Entzündungen in der Brust verminderte. Man bemerkt in England etwas Aehnliches, indem auch daselbst die Masern in den wärmern Monaten des Jahres weit gelinder, und zu solchen Zeiten viel weniger geneigt sind, die Brust auf eine gefährliche Weise anzugreifen, als dieses im Winter oder Frühling geschieht. Unterdessen haben aber doch einige wenige Fälle von Maserpatienten, die aber Einwohner dieser Insel waren, und die ich beobachtet habe, mir gezeiget, daß doch die Masern hier auch eine gefährliche Krankheit werden können. Es rühret dieses aber von einer auf die Masern folgen-

den Dysenterie her. Die Methode, die Sydenham bey diesen Umständen so dringend empfiehlt, nämlich das Aderlassen, wird jedoch in diesem Falle selten, ja niemals angewendet werden können, weil bey dergleichen Kranken die Kräfte der Natur schon sowohl durch die Beschaffenheit des Klima, als die vorhergehende Krankheit erschöpfet sind. Der abwechselnde Gebrauch von abführenden Mitteln und Opiaten, den ich auch oben bey der gewöhnlichen Ruhr empfohlen habe, hatte hier gleichfalls den besten Erfolg; und man konnte auch bey diesen Kranken seine Zuflucht zeitiger zu dem Gebrauch zusammenziehender Mittel nehmen, als dieses bey den gewöhnlichen Fällen der Ruhr möglich ist.

Vierter Abschnitt.

Von der Abzehrung, dem Wahnsinn und dem Rothlauf von der Hitze. (Prickly heat)

Es entsteht die Lungensucht nur selten auf dieser Insel, allein diejenigen Personen, die aus England mit dem Anfang von dieser Krankheit nach Jamaika kommen, erlangen durch die Wärme des hiesigen Klima keinen Vortheil. Im Gegentheil wird der Fortgang der Krankheit durch dieselbige noch mehr beschleuniget, und die Patienten starben eher, als dieses alsdenn geschehen seyn würde, wenn sie sich beständig in einem temperirten Klima aufgehalten hätten. Diese Beobachtung wurde durch mehrere Fälle bestärket, die sich bey Soldaten ereigneten, die mit einem Anfang der Lungensucht auf diese Insel ankamen, die aber alle in kurzer Zeit durch diese Krankheit weggeraffet wurden.

Es verdient bemerkt zu werden, daß unter den Soldaten auch verschiedene wahnsinnig wurden. Bey denenjenigen Fällen dieser Art, die ich zu besorgen hatte,

hatte, war diese Krankheit augenscheinlich dem unmäßigen Genuß spirituöser Feuchtigkeiten zu zu schreiben. Es blieben auch unter ihnen einige, so lange als man sie bewegen konnte sich dieser Getränke zu enthalten, größtentheils von dieser Krankheit frey; bey andern aber dauerte dieses traurige Uebel, nachdem sie einmal davon befallen worden, noch Jahre lang fort.

Man erlaube mir noch ehe ich diesen Abschnitt beschließe einer Krankheit, (wenn anders ein so leichtes Uebel mit dem Namen einer wirklichen Krankheit beleget werden kann) Erwähnung zu thun, die in Jamaika sehr gemein ist. Es ist dieses eine **rosenartige Entzündung**, die eine Folge der Hitze ist und die man mit dem Namen der **stechenden Hitze** (prickly heat) zu belegen pfleget. Einige werden das ganze Jahr hindurch davon beschweret; bey andern aber ereignet sich dieses nur in den wärmern Monaten des Jahres. Personen, die eine schöne und zärtliche Gesichtsfarbe und feine Haut haben, sind diesem Uebel mehr als andere ausgesetzt, so daß sie zu manchen Zeiten, weder bey Tag noch bey Nacht davon frey sind. Andere aber leiden davon nur alsdenn, wenn sie sich der Sonnenhitze aussetzen oder sich starke Bewegung machen.

Es besteht dieses Uebel aus einer kleinen rosenartigen Entzündung, die vornämlich auf demjenigen Theile der Haut zum Vorschein kömmt, der bedecket ist. Es ragt dieselbige, soviel man sehen kann, kaum über die Haut hervor, ob sich gleich die Haut doch, wenn man sie berührt, an den Stellen, wo der Ausschlag ist, etwas rauh anfühlet. Es ist derselbige mit einer unangenehmen Empfindung von einer Hitze und einem Stechen in der Haut verknüpft, welches auch der Name sehr gut bezeigt, den man ihr gewöhnlicher Weise beyleget. Einige Personen sehen diese Entzündung als eine heilsame Wirkung der Natur an, und man befürch-

fürchtet daher üble Folgen, wenn derselbige verschwindet. Allein ich kann nicht sagen, daß ich in allen mir vorgekommenen Fällen, dieses je durch meine Erfahrungen bestätigt gefunden habe. Es pflegt zwar bey dem Anfang der Fieber, wenn vor demselbigen ein Schaudern oder ein Anfall des Frostes vorhergeht, diese Entzündung zu verschwinden und hierauf bey der Hitze wieder zu kommen, allein es scheint nicht, daß in beyden Fällen die Krankheit entweder durch die Verschwindung des Ausschlags erschwert, oder durch dessen Wiedererscheinung erleichtert wird.

Es hängt diese Entzündung wahrscheinlicher Weise von einer doppelten Ursache, als nämlich erstlich, von der reizenden Wirkung der Hitze auf die Haut, und zweytens von dem concentrirten Zustand der salzigten Theile ab, die sich in der Materie der Ausdünstung befinden. Es sind die Sonnenstralen in den heißen Ländern sogar im Stande Blasen auf der Haut zu ziehen, und da die Ausdünstung und der Schweiß in diesen Gegenden allemal sehr heftig sind, so verfliegen die dünnen wässerichten Theile in kurzer Zeit und es enthält also das, was davon auf der Haut zurückbleibt, mehr von den animalischen Salzen und ist folglich auch reizender.

Dieser Ausschlag erfordert keine Arzney und die beschwerlichen Folgen, die derselbige zu haben pflegt, werden am besten durch die Ruhe gehoben oder verhütet.

Achtes Hauptstück.

Bemerkungen über einige Krankheiten der Negern.

Ich hatte selten Gelegenheit bey meinem Aufenthalt in Jamaika Krankheiten der Negern zu beobachten. Es wird daher das, was ich davon hier sagen kann, nur sehr kurz seyn, und ich thue dieser Uebel vorzüglich in der Absicht Erwähnung, um andere Aerzte, die Gelegenheit haben dergleichen Krankheiten zu beobachten, auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen; denn es herrscht bis jetzt noch immer in der Arzneywissenschaft in Ansehung verschiedener Krankheiten, die in Jamaika und Westindien überhaupt, fast blos auf die Negern eingeschränkt sind, und von denen die Europäer selten oder nie befallen werden, eine große Dunkelheit. Ich bin überzeugt, daß eine bessere Kenntniß von der Geschichte dieser Krankheiten auch unsere pathologischen Kenntnisse überhaupt sehr erweitern und uns zuverläßig viele neue und wichtige Thatsachen in der Einrichtung des menschlichen Körpers zeigen und lehren würde. Man hat daher viel Ursache zu bedauern, daß bis jetzt noch keiner von denen in Jamaika und in andern Gegenden von Westindien sich aufhaltenden Aerzten und Wundärzten diesen Gegenstand bearbeitet hat, da doch unter solchen viele sehr gute Beobachter befindlich sind, die alle mögliche Fähigkeiten zu einem solchen Unternehmen besitzen.

Unter den unter den Negern herrschenden Krankheiten sind die sogenannten Yaws (Frambaesia) vielleicht eine der merkwürdigsten. Sie sind ansteckend, befallen aber dabey einen Menschen, so wie die Blattern in seinem Leben nur ein einzigesmal. Es wird diese Krankheit durch die Berührung und gemeiniglich

auf die nämliche Weise fortgepflanzt, als es mit der venerischen Krankheit geschieht; denn es wird selten ein Gesunder angesteckt, wofern nicht eine sehr genaue Verbindung oder innige Vereinigung mit einem Angesteckten vorhergegangen ist. Diese Krankheit wird durch eine Menge von Geschwüren, die blos die Oberfläche der Haut angreifen und von keiner beträchtlichen Größe sind, bezeichnet. In jedem dieser Geschwüre sind kleine runde Hervorragungen befindlich, die dem Ansehen nach den Erdbeeren ähnlich sind, daher diese Krankheit auch den Namen Frambaesia bey Sauvages und andern führet. Bey ihrem ersten Ausbruch verspürt der Patiente eine allgemeine unangenehme Empfindung und Müdigkeit, allein er ist ohne Fieber. Das, was aus den Geschwüren herausdringt, ist mehr eine schleimichte Feuchtigkeit als ein wirkliches Eiter.

Die Dauer der Krankheit ist sehr verschieden, indem sich solche von vier oder fünf bis auf funfzehn oder zwanzig Monate erstrecket. Wenn man einen Neger, der die Krankheit durch Ansteckung bekommen hat, in Umstände versetzet, die für seine Gesundheit im Ganzen vortheilhaft sind; wenn derselbige keine Arbeit wie andere Sklaven verrichten darf, und man ihm eine gute Nahrung giebt, und zugleich durch öfteres Waschen und Baden reinlich erhält, so wird die Krankheit den ihrer Natur eignen Verlauf haben und nach einiger Zeit gänzlich wieder verschwinden. Man kennet bis jetzt noch kein einziges Mittel, das das Gift der Yaws vernichten kann; denn obgleich die Quecksilbermittel, den weitern Fortgang der Krankheit gänzlich hemmen, ja eine jede widernatürliche und krankhafte Erscheinung und Zufall wegschaffen, so dauert diese vortheilhafte Veränderung doch nur einige Zeit, weil blos der Fortgang der Krankheit dadurch unterbrochen, dieselbige aber nicht gänzlich bezwungen wird, daher sie denn

in

in kurzer Zeit wieder kömmt. — Ohneracht et dieses anscheinenden Nutzens des Quecksilbers, sind aber doch manche der Meynung, daß es sehr gefährlich sey, den Fortgang dieser Krankheit auf die hier angezeigte Art durch das Quecksilber zu hemmen. Sie glauben vielmehr, daß dieselbige dadurch in der Folge hartnäckiger gemacht würde und daß daraus neue Krankheiten, als z. B. heftige Schmerzen in den Knochen hervorgebracht würden. Andere Aerzte hingegen erlauben den Gebrauch des Quecksilbers, jedoch mit der Einschränkung, daß dasselbige nicht zu zeitig in der Krankheit gegeben werden dürfte; sie versichern aber, daß wenn man dieses beobachtete, die Krankheit sodann nicht wieder käme. Der Zeitpunkt der Krankheit aber, zu welchem das Quecksilber mit Vortheil nach der Meynung der letztern gegeben werden kann, wird von denenselben nicht mit einer zulänglichen Genauigkeit bestimmt.

Es mangelt uns in Ansehung dieser Krankheit noch die Kenntniß von verschiedenen Umständen. So kennen wir z. B. die lokalen Wirkungen des Krankheitsgiftes nicht, die solches, wenn es zuerst in den Körper gebracht wird, zu haben pflegt. Auch wissen wir nicht wieviel Zeit zwischen der Ansteckung und der ersten Erscheinung der Krankheit auf der Haut verfließet. Beyde diese Umstände würden sehr leicht zu bestimmen seyn, wenn man die Einpfropfung der Yaws unternehmen wollte. Man hat diese Einpfropfung schon zuweilen vorgeschlagen und es scheint mir, daß es wohl verdiente, daß man mit derselben bey dieser Krankheit Versuche machte. Eben so wichtig wäre es, den ersten Zeitpunkt zu bestimmen, wo man das Quecksilber bey den Yaws mit Vortheil gebrauchen kann. Die bey dieser Krankheit gewöhnlichen sogenannten Knochenschmerzen (bone ach) und andre Uebel, die die

 wirkli-

wirklichen oder nur angenommenen Folgen der Yaws sind, sind auch noch nicht gehörig beschrieben worden. — Dieses sind einige von den Umständen dieser Krankheit, deren Untersuchung gleich bey dem ersten Anblick nöthig zu seyn scheint.

Die Yaws sind eine Krankheit, die nicht blos den Negern eigen ist, weil auch verschiedene von unsern Soldaten damit befallen wurden. *)

Eine andere Krankheit, die aber blos den Negern eigen ist, und die unter den Europäern und deren Nachkommen, wenigstens soweit als meine Erfahrungen reichen, unbekannt zu seyn pflegen, wird von den Negern mit dem Namen Cacabay belegt. Es nimmt dieselbige ihren Anfang mit weißlichen Flecken auf der Haut, nahe am Ende der äußern Gliedmaßen. Diese Flecke verändern sich gewöhnlicher Weise auf den Zehen und Fingern in Geschwüre. Es entsteht daselbst eine starke Geschwulst mit Schmerz und das kranke Gelenke fällt von selbst ab, ohne daß vorher der kalte Brand darinnen entsteht. Ist dieses geschehen, so heilt das Geschwüre zu und bleibt Monate lang ganz wohl, allein die Krankheit kömmt nach einiger Zeit wieder und befällt das nächste Gelenke, welches auch nach einiger Zeit abfällt. Da nun die Krankheit auf diese Weise ein

Gelen-

*) Man sehe von den Yaws vorzüglich P. M. Nielen Abhandl. in den Samml. zum Gebr. prakt. Aerzte im VII B. S. 371 u. 387. Nach ihm entstehen sie auch ohne vorhergegangene Ansteckung als ein erbliches Uebel. Der Name Yaws ist schottisch u. eigentlich allen Hautkrankheiten gemein. Sie befallen auch Kinder. Nielen bestätigt im übrigen das meiste, was unser Verfasser hier sagt. Adair hat im Londner Journal gegen die Yaws den innerlichen Gebrauch von Pillen, die Arsenik und Opium enthalten, und äußerlich eine Auflösung von Arsenik mit Bleymitteln vorgeschlagen. A. d. Ueb.

Gelenke nach dem andern angreift, so wird der elende Kranke endlich aller seiner Glieder beraubt, und es bleibt der bloße Stumpf übrig. Es dauert oft einige Jahre ehe der Tod das Leiden des Patienten endet.

Man hat bis jezt noch kein Mittel ausfindig gemacht, welches entweder diese Krankheit heilen, oder doch nur wenigstens ihren Fortgang in einem beträchtlichen Grad hemmen kann. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Zufälle einer so fürchterlichen und doch so besondern Krankheit, weitläuftig und genau beschrieben werden möchten.

Die lezte den Negersklaven ganz eigene Krankheit, deren ich hier erwähnen will, ist nicht weniger sonderbar als die vorhergehende, sie ist jedoch weit häufiger und richtet eine größere Verwüstung an. Sie scheint mehr eine Krankheit der Seele als des Körpers zu seyn, und zeigt sich durch eine sehr sonderbare Verderbniß des Appetits, vermöge welcher die Kranken Koth essen. Man kann die Sklaven die diese widernatürliche Gewohnheit an sich haben und die man mit dem Namen Kothesser (dirt eater) belegt, selten ja nie davon abbringen, indem, wenn sie sich einmal an das Kothessen gewöhnt haben, ihre Neigung dazu weit größer als die von Personen, die sich an den Genuß spirituöser Getränke gewöhnt haben, zu dem so schädlichen Brandtewein ist. Im Anfang haben sie eine vorzügliche Neigung zu besondern Arten von Erden, allein am Ende essen sie den Kalch von Mauern, oder Staub den sie auf dem Fußboden sammeln, wenn sie zu nichts anders kommen können. Am allermeisten lieben sie jedoch eine Art von weißen Thon, der demjenigen ähnlich ist, aus welchen die Tabakspfeifen verfertiget werden. Mit diesem füllen sie den Mund an und lassen ihn nach und nach sich auflösen, wobey sie soviel Vergnügen empfinden, als es der größte Liebhaber des Tabaks bey dem Rauchen desselben nur immer thun

könnte.

könnte. Diese Gewohnheit ist unter Negern von allem Alter eingerissen, indem sogar schon Kinder, sobald sie entwöhnt sind, sich dieses angewöhnen, weil es die Kinder von den Eltern lernen.

Man glaubet, daß die Neger, außer dem Vergnügen, das solche an dem Genuß erdigter Dinge, nachdem derselbige bey ihnen zur Gewohnheit geworden ist, zu empfinden pflegen, zu diesem Verfahren zuerst noch durch andre Bewegungsgründe gebracht werden, als zum Beyspiel durch ein Mißvergnügen und einen Verdruß über ihren gegenwärtigen Zustand und durch den Wunsch nach dem Tode, um wie sie glauben nach demselbigen in ihr Vaterland zurück zu kommen, indem ihnen wohl bekannt ist, daß diese üble Gewohnheit bey ihnen unausbleiblich den Tod nach sich zieht. Einige stehen in der Meynung, daß ein krankhafter Zustand des Magens zu diesem widernatürlichen Appetit Anlaß geben könnte, allein es mangelt an hinlänglichen Gründen zur Unterstützung dieser Meynung, da diese Gewohnheit, wie ich bereits oben bemerkt habe, mehr eine Krankheit der Seele als des Körpers zu seyn scheint. Es mögen aber die Bewegungsgründe, durch welche die Negern im Anfang zu dieser übeln Gewohnheit gebracht werden, seyn welche sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß dieselbige, wenn sie sehr stark bey einem Neger einreißen, in kurzer Zeit den Tod desselbigen verursachet. Man hat sogar Beyspiele, daß dergleichen Sklaven schon in zehn Tagen daran gestorben sind, allein dieser Fall trägt sich nur selten zu, indem zuweilen diese unglücklichen Menschen ihr trauriges Daseyn auf verschiedene Monate ja auf ein bis zwey Jahr verlängern. Die Zufälle, die diese üble Gewohnheit hervorbringt, sind die von einer Wassersucht. Der Appetit fängt an zu mangeln, das Gesicht wird aufgedunsen, die Hände und Beine schwellen auf, und es tritt Wasser in das

zellichte

zellichte Gewebe unter der Haut und in alle Hölungen des Körpers aus.

Wenn man den Körper der an dieser Krankheit verstorbenen Sklaven öffnet, so findet man öfters in dem Grimmdarm große Klumpen von denen erdigten Materien, die sie verschluckt haben, welche die Hölung des Darmes überziehen und den Durchgang durch denselbigen fast gänzlich verstopfen. Die lymphatischen Drüsen des Gekröses sind allezeit aufgeschwollen. Das Blut ist dünn und enthält sehr wenig rothe Bluttheilchen, so wie es bey wassersüchtigen Krankheiten gewöhnlich ist. Außerdem aber findet man in der linken Herzkammer und der großen Schlagader (aorta) noch öfters große polypöse Gewächse. Es sind solche sehr stark und fest, und wenn man sie herauszieht, so sieht es aus, als wenn die große Schlagader, die Schlüsselbeinschlagader und die Hauptschlagader mit ihnen ausgespritzt und ganz angefüllt gewesen wären. Man hat, um mit Gewißheit zu entdecken, ob diese polypösen Gewächse vor oder nach dem Tode entstanden sind, den Körper einige Minuten, nachdem der Patiente verschieden war, schon geöffnet, und man fand, daß sie bereits dazumal stark und fest waren. Es sind mir diese Beobachtungen an den Körpern der an dieser Krankheit verstorbenen Sklaven, von dem Dr. Thomas Clarke, mitgetheilt worden. Man sieht aus ihnen, daß diese polypösen Gewächse schon vor dem Tode und ohne Zweifel zu derjenigen Zeit gebildet worden sind, wo die Bewegung des Herzens schwach und matt zu werden anfängt.

Man ist bisher noch nicht so glücklich gewesen irgend ein Mittel zu entdecken diese abscheuliche Gewohnheit den Koth zu essen, wie man es in Jamaika nennt, zu verhindern, oder die dadurch hervorgebrachte Krankheit zu heilen. — Die Krankheit ist durchgehends

tödtlich

tödtlich, und man sieht einen Neger, der damit befallen ist, als gänzlich verloren an. Auf vielen Plantagen rührt die Hälfte der jährlich daselbst sterbenden Negern, nur mäßig gerechnet, von dieser Ursache her. Die Negern lassen sich, wenn sie einmal diese üble Gewohnheit angenommen haben, davon durch keine Schläge, Versprechungen oder Drohungen abhalten; es haben auch in keinem einzigen Falle magenstärkende Mittel, die Magnesia und andere absondirende Dinge, oder eine reichliche und nahrhafte Diät jemals einen solchen Kranken gerettet. Das was aber durch keins von diesen Mitteln hervorgebracht werden konnte, ist auf einigen Plantagen doch, wie man mir erzählt hat, dadurch bewirkt worden, daß man den todten Körpern der an dieser übeln Gewohnheit verstorbnen Negern, die Köpfe abgeschnitten hat. Die Negern haben den äußersten Abscheu und Furcht gegen eine solche Behandlung ihrer todten Körper *), und die Wirksamkeit dieses Mittels, das doch nur blos auf die Seele wirken kann, ist ein deutlicher Beweis, daß diese Krankheit in ihrem ersten Ursprung mehr eine Gemüthskrankheit als ein körperliches Uebel ist.

*) Sie glauben, daß sie, wenn der Körper verstümmelt wird, nach dem Tode nicht wieder in ihr Vaterland zurückkehren. A. d. Ueb.

Neuntes Hauptstück.

Von der besten Weise, für die kranken Soldaten in Jamaika und auf den andern westindischen Inseln Sorge zu tragen.

Man wird aus dem, was ich in den vorhergehenden Blättern gesagt habe, einsehen, daß der größte Theil von denjenigen Uebeln und Krankheiten, denen die Soldaten in Westindien unterworfen zu seyn pflegen, von einer solchen Natur sind, daß dieselbigen eine unmittelbare Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordern. Der Zeit, die darauf angewendet wird, dem Kranken eine Aufnahme in ein allgemeines Hospital zu verschaffen, ist ganz und gar und auf eine unersetzliche Weise verloren. Noch schlimmer ist es, wenn das Hospital sich in einiger Entfernung befindet, und man die Patienten dahin erst senden muß. Denn außer dem Aufschub, den dieses verursachet, pflegt auch die Ermüdung und Anstrengung, der die Patienten dabey nothwendig ausgesetzt sind, jederzeit die Krankheit sehr zu erschweren; und beyde diese Ursachen zusammen vermindern in einem hohen Grade die Hoffnung zu der Wiederherstellung des Patientens. Es müssen daher an allen Orten, wo nur Soldaten im Quartier oder sonst sich befinden, auch Gelegenheiten und Mittel vorhanden seyn, für die Kranken zu sorgen, und es sollte daher nicht nur ein jegliches Regiment, sondern auch ein jeglicher davon abgesonderter Haufe ein Hospital haben. Wenn man die in Jamaika befindlichen Truppen in die gesunden Quartiere zu Stoney-Hill und an andere Orte verlegte, die ich oben angegeben habe, so würde man dadurch nicht nur den Nutzen schaffen, daß man die Anzahl der Kranken verminderte, sondern es würde mit dieser Verminderung auch noch der Vor-

theil verknüpft seyn, daß man viel Arzneyen und eine große Anzahl Krankenwärter und Wundärzte ersparen könnte. So lange unterdessen als dieses noch nicht geschehen ist, muß man die Hospitäler so betrachten, wie sie sich gegenwärtig befinden, und dem zu Folge bestimmen, was sie in ihrer gegenwärtigen Lage und Verfassung erfordern. Ich werde aber die Beobachtungen, die ich hierüber zu machen habe, in der Ordnung vortragen, daß ich zuerst von der Wartung und medicinischen Besorgung, sodann von den Arzneyen und für die Hospitäler nöthigen Vorrath und endlich von der Nahrung der Patienten besonders rede.

Meine Leser werden oben, da ich die Auszüge aus den Krankenlisten mittheilte, bey deren Untersuchung gefunden haben, daß die Anzahl der Patienten gemeiniglich sich auf ein Drittheil von der ganzen Anzahl der Soldaten beläuft. Man muß daher die Einrichtung der Hospitäler auch nach dieser Anzahl machen. Funfzig Patienten sind, wenn man annimmt, daß darunter funfzehn oder zwanzig sich im Stande der Genesung befinden, soviel als eine Person, es sey ein Regiments- oder Compagniewundarzt oder auch ein Hospitalwundarzt nur besorgen kann. Und wenn man noch überlegt, wieviel unter funfzig Kranken auf dieser Insel Fieber und Ruhren haben, und wie sorgfältige Aufsicht die Kranken von dieser Art erfordern, so muß man zugestehen, daß eine Person sehr viel Fleiß und Sorgfalt haben muß, wenn sie diese ganze Anzahl besorgen soll. Nach diesem Anschlag nun sollte auf jede hundert und funfzig Mann, die man nach Westindien schickt, auch ein Wundarzt mitgesendet werden. Da aber zuweilen ein Regiment mehr Kranke als das andere hat, so erfordert es der Nutzen des Dienstes, daß die übercompleten oder helfenden Wundärzte, zu dem Generalstaab und nicht zu einem besondern Regimente gehören, damit sie, so wie es die

Anzahl der Patienten erfordert, auch leicht von einem Ort nach dem andern versetzt werden können.

Es muß ein Wundarzt, der seine Pflicht gegen die seiner Besorgung anvertrauten Patienten recht beobachten will, das Hospital sehr oft besuchen; denn wenn derselbige nicht mit größter Aufmerksamkeit auf die Remissionen der Fieber Acht hat und sich gleich unmittelbar dieselbigen zu Nutze macht, um in solchen den Kranken die nöthigen Mittel zu reichen, so wird man nicht fähig seyn die Krankheit geschwinde zu hemmen, ohne welches doch sowohl die Gesundheit als selbst das Leben der Patienten bey solchen Fiebern in dem hiesigen Klima in der größten Gefahr sind. Ein Kranker, der in Jamaika drey oder vier Anfälle von einem nachlassenden Fieber hat, ist in größerer Gefahr zu sterben, als einer der nur einen oder zwey dergleichen Anfälle ausgestanden hat. Allein wenn man auch selbst nicht auf die Gefahr des Todes Rücksicht nimmt, so ist doch soviel gewiß, daß ein Patiente bey welchem das Fieber nach dem ersten oder zweyten Anfall durch die Fieberrinde gehemmt wird, gewöhnlicher Weise nach wenig Tagen wieder zu seiner völligen Gesundheit gelanget; da hingegen, wenn der nämliche schon vier oder fünf Anfälle überstanden hat, zu seiner völligen Wiederherstellung und der Wiedererlangung seiner vorhergehenden Gesundheit nun fast eben so viel Wochen erfordert werden, als in dem ersten Fall darzu Tage nöthig waren.

Es erhellet hieraus, wieviel es bey diesen Umständen auf den Fleiß und die Aufmerksamkeit des Wundarztes ankömmt. Wir hatten davon auch hier in Jamaika einen sehr auffallenden Beweis bey einem Regiment, das stark war und aus zwölf Compagnien bestand. Es hatte dieses Regiment zwey Hospitäler und zwey Wundärzte, von denen ein jeder die Patienten

von

von sechs Compagnien zu seiner Besorgung übernahm. Man fand bald, daß das eine der gedachten Hospitäler weit mehr als das andere angefüllet war. Dieser Unterschied schien aber nicht davon herzurühren, daß eine Abtheilung der Compagnien weit mehr Patienten als die andere gehabt hatte, denn es fand sich kein beträchtlicher Unterschied zwischen der Anzahl der Patienten, die von jeder dieser Abtheilungen in das Hospital geschickt wurde, (sondern es rührte diese Verschiedenheit davon her, daß in dem einen Hospital die Kranken länger als in dem andern blieben.) Man nahm daher, um die Zahl der Kranken in beyden Hospitälern gleich zu machen, die Kranken von einer Compagnie weg und legte sie so wie die von dieser Compagnie darzu kommenden in das andere Hospital. Allein es waren die Kranken der fünf Compagnien doch noch immer so zahlreich, als die der sieben. Man theilte daher nach kurzer Zeit die Patienten in vier und acht Compagnien, da denn die Anzahl der Patienten in beyden Hospitälern fast gleich wurde und zwischen vierzig und sechzig in jeglichem betrug. Man könnte annehmen, als hätte dieser so große Unterschied blos davon hergerühret, daß die Behandlungsart der Patienten in beyden Hospitälern ganz verschieden gewesen sey. Allein dieses war keinesweges der Fall. Es war vielmehr der allgemeine Curplan in beyden Hospitälern fast der nämliche, und von der Heilmethode, deren ich oben bey der Behandlung der nachlassenden Fieber erwähnt habe, wie man aus denen in das Hospitalreceptbuch verschriebenen Recepten sahe, nicht wesentlich verschieden. Vielmehr war diese Verschiedenheit in der Anzahl der Kranken folgender Ursache zu zu schreiben. Der Wundarzt des einen Hospitals besuchte seine Patienten vier- bis fünfmal, der andere aber nur zweymal des Tages. Der erstere ließ selten eine Remission vorbeygehen, ohne von der-

selbigen sogleich Gebrauch zu machen; der andre aber vernachläßigte dieses oft. Eben so war der erste gleich allemal bey der Hand die schlimmen Zufälle, als zum Beyspiel des Erbrechen oder Purgieren, es mochten nun solche von den gegebenen Arzneymitteln herrühren, oder eine Folge der Krankheit seyn, bald zu stillen, allein der andere Wundarzt nahm darauf keine besondere Rücksicht. Man setze noch den Umstand hinzu, daß die Wachsamkeit und Sorgfalt des vornehmsten Wundarztes eines Hospitals, sich auch auf die Bedienten und Wärter verbreitet, die derselbige unter sich hat. Dieses aber macht, daß sie auch in Reichung der Nahrung sowohl, als der Arzneymittel weit sorgsamer sind. Alle diese Umstände zusammen genommen, hatten die Wirkung, daß in dem einen Hospital die Patienten in der Hälfte der Zeit gesund wurden, und sich erholten, die in dem andern darzu nöthig war, und es überstieg daher die Anzahl der Kranken in dem einen Hospital, wo die Leute von acht Compagnien lagen, keineswegs die Anzahl derer, die in dem Hospital für vier Compagnien befindlich waren.

Man hielt in jedem Hospital ein Buch, in welches der Name eines jeden Patientens, der in das Hospital kam, eingetragen und zu gleicher Zeit sein Alter, die Zeit seiner Ankunft in dem Hospital, die Krankheit die er hatte, und die ihm täglich verordneten Mittel beygefüget wurden. Diese Einrichtung war, wie die Erfahrung zeigte, für die Wundärzte sowohl, als für den Arzt und Aufseher des Hospitals gleich nützlich und bequem. Aus diesem Buche nun wurde alle Wochen eine Liste von denen in das Hospital aufgenommenen, daraus entlassenen und noch darinnen befindlichen Patienten verfertiget.

Ich sehe mich genöthiget hier noch zu erwähnen, daß wenn man ein Hospital- oder Krankenbuch oder

Register auf die hier empfohlne Weise bey einem jeden Regiment und am Borde eines jeden Kriegsschiffes hielte, dieses die besten Beweise von dem Fleiße und der Geschicklichkeit der bey den Truppen oder auf den Schiffen befindlichen Wundärzte abgeben würde. Sendete man hernach diese Bücher nach England, an diejenigen Personen, die die Oberaufsicht über die Sorgfalt für die Gesundheit der Flotte und Armee haben, so würde dieses die gute Wirkung haben, daß der Fleiß und Geschicklichkeit des Wundarztes, auch wenn er noch so weit von England entfernt lebte, doch seinen Obern bekannt würde. Eine Einrichtung von dieser Art würde überdieses noch viel darzu beytragen unsere Kenntniß von den Krankheiten in allen den verschiedenen Himmelsstrichen zu verbessern, in welche sich die Brittische Herrschaft erstrecket, und indem wir dadurch geschickt gemacht würden, besser für die Gesundheit unserer Matrosen und Soldaten zu sorgen, so würde dieses zu dem Vortheil der ganzen Nation gereichen.

Der Aufenthalt und die Verpflegung der Kranken in allgemeinen Hospitälern (General hospitals) pflegt allemal der Regierung, wie die Erfahrung zeigt, sehr hoch zu kommen, allein es scheinen doch solche in einem Feldzug und im wirklichen Dienst unvermeidlich zu seyn. Allein in unsern westindischen Inseln sind dergleichen Hospitäler nicht nur ganz unnöthig, sondern sie würden sogar für die in Garnison daselbst befindlichen Truppen schädlich seyn. Man hob daher auch in Jamaika dieselbigen auf die Verordnung des Generalinspectors der Hospitäler auf, und es hatte dieses sehr großen Nutzen.

Die Art und Weise die kranken Soldaten in Regimentshospitälern zu verpflegen, muß nach der Verschiedenheit der lokalen Umstände auch verschieden seyn.

In Jamaika hatte man in diesem Stücke so gute Einrichtungen getroffen, daß auf der einen Seite die Soldaten sich über nichts zu beklagen hatten, und doch dabey die Regierung auch schwerlich mehr Unkosten durch die Kranken hatte, als ihr die gesunden Soldaten kosteten. Man gab von den Rationen oder den Lebensmitteln, die man den Soldaten gewöhnlicher Weise reichte, den kranken Soldaten blos das Brod; statt der eingesalzenen Fleischspeisen, des Rums und anderer Dinge aber, die sie sonst bekamen, erhielten sie fünf Schilling Current-Münze *). So hoch schätzte die Kriegscommission die andern Stücke der Verpflegung der Soldaten und sie bezahlten soviel statt derselben alle Wochen. Zu diesen wöchentlichen fünf Schillingen wurde noch ein Schilling und acht Pence Current-Münze von des Soldaten Löhnung hinzu gethan. Es hatte also jeder Mann zu seinem Unterhalt wenn er krank war, außer dem Brode noch sechs Schillinge und acht Pence. Man wandte dieses Geld an, um dafür frisches Fleisch, frische Vegetabilien, Caffee, Zucker, Milch und andere Dinge einzukaufen, die den Kranken nothwendig sind. Das Geld reichte zu allen diesen Dingen zu, ja sogar zur Bezahlung guter ordentlicher Leute, die Krankenwärter abgaben, denn man hatte in den Hospitälern auf Jamaika wenig oder gar keine Weiber zu Krankenwärterinnen. Sie verloren ihre Gesundheit durch das Saufen und man konnte sich auf sie nicht so sehr, als auf die männlichen Krankenwärter verlassen. Ueber die Anwendung des gedachten Geldes wurde in dem Hospital eine Rechnung gehalten, und es stand den Officieren des Regiments und dem Arzte oder Aufseher des Hospitals frey, diese Rechnung zu untersuchen. In so weit ko-

*) Fünf Pfund Sterling Englisch, machen sieben Pfund Currentmünze in Westindien.

stete also die Verpflegung eines kranken Soldatens der Regierung nicht mehr, als die eines gesunden. Es erforderte aber die Nothwendigkeit noch dem Patienten Wein und dieses zwar in einer beträchtlichen Menge als ein Arzneymittel zu geben. Daher waren folglich der Wein und die Arzneymittel die einzigen außerordentlichen Unkosten des Hospitals. Die Einwohner der Insel gaben beträchtliche Summen zur Anschaffung des Weins her; so wie ich denn überhaupt erwähnen muß, daß die General-Assembly zu Jamaika jederzeit sowohl in diesem Stücke, als in allen andern die zu der Verpflegung der Truppen gehörten, die lobenswürdigste Neigung gezeigt hat, alles mögliche zu thun, was nur zum Wohl der Truppen gereichen konnte.

Außer den nöthigen Arzneymitteln und dem Wein, mußte man auch unter den Hospitalgeräthschaften Betten, Küchenzeug und verschiedene andre Dinge haben, die zur völligen Einrichtung eines Hospitals nöthig sind. Denn die Soldaten bekommen, so lange sie gesund sind, kein Bettzeug und haben gemeiniglich in Westindien weiter nichts als eine Decke. Was die Arzneymittel anbelanget, so muß in diesen Gegenden nothwendig die Regierung dafür sorgen, indem das gewöhnliche Arzneygeld, was die Regimentswundärzte für jeden Mann von der Regierung erhalten, nicht zu dem Ankauf des zwanzigsten Theils der nöthigen Arzneymittel hinreichen würde. Die Fieberrinde allein würde einem Hospitalwundarzt vielleicht schon einige hundert Pfunde kosten. Sie ist in Westindien so theuer, daß oft das Pfund für drey Pfund Sterling Currentmünze verkauft wird, und man kann, wenn man es auch nur mäßig anschlägt, doch rechnen, daß einen Mann in dem andern gerechnet, für jeden ein Pfund Chinarinde alle

Jahr nöthig ist. Man kann aus diesem einzigen Umstand schon beurtheilen, wie sehr es die Kräfte sowohl des Wundarztes eines Kriegsschiffes, als eines Regimentswundarztes übersteiget, die Soldaten aus seinem Beutel in Westindien mit Arzneyen zu versorgen. Es müßten daher, wenn sich die Regierung der Kranken nicht annähme, dieselben vieler Dinge beraubt bleiben, die doch oft zu ihrer Erhaltung unumgänglich nöthig sind. Man hat allemal reichlich für unsre Armee gesorgt, und man wird keine gute Ursache angeben können, warum man nicht auf gleiche Weise für unsre tapfern Seeleute Sorge tragen sollte.

Man hat, indem man den Soldaten die ihnen nöthigen Arzneymittel darreichen ließ, vorzüglich Sorge getragen, den Misbrauch und die Verschwendung der Mittel soviel als möglich zu verhüten. Der hohe Preis, in dem die Arzneymittel in diesem Klima stehen, ist, wie man glaubt, zuweilen für diejenigen, durch deren Hände die Arzneymittel gehen, und von denen sie den Kranken gereicht werden, eine Versuchung gewesen, einen Theil derselben unterzuschlagen. Man kann jedoch die Verschwendung und das Stehlen der Arzneymittel sehr gut verhüten, und man verfuhr dabey folgendermaßen. Es wurde ein genaues Verzeichniß von allen vorräthigen Arzneymitteln, Wein und andern Vorräthen gemacht und der Aufseher über dieses Proviant bekam den Befehl von allen diesen Dingen nichts als nur auf eine geschriebene Anweisung des Hospitalarztes, oder der Hospitalaufseher, oder einer andern Person auszuhändigen, die dergleichen Anweisung ertheilen konnte. Diese Anweisung und die Quittung des Regimentsfeldscheers oder der Person, zu deren Gunsten dergleichen Anweisung ausgestellet wurden, dienten dem Aufseher des Magazins zu Belegen. Dieses Mittel machte, daß

jeder Mißbrauch und Unterschleif leicht entdecket werden mußte; und damit dieses desto leichter geschehen möchte, so wurde vorne auf die Rechnung eine vierteljährige Liste von allen den Arzneymitteln u. s. w. gesetzt, die nöthig gewesen waren. Die Befehle zu Aushändigung der Arzneymittel u. s. w. werden nothwendiger Weise von einer Person ausgestellet, es mag solche ein Arzt oder ein Aufseher des Hospitals seyn, die die Kranken unter ihrer Aufsicht hat, und an welche die gewöhnlichen Krankenlisten und Rechnungen des Hospitals gebracht werden. Es kann daher auch ein solcher Mann zu allen Zeiten über die Menge der Arzneymittel ein Urtheil fällen, welche für gewisse Regimenter oder Detaschements nöthig sind, da der Zustand der Kranken von diesen Regimentern u. s. w. ihm bekannt seyn muß. Kommt man auf die Vermuthung, daß einiger Unterschleif alsdenn statt findet, wenn die Arzneyen in die Hände der Wundärzte oder anderer Leute gekommen sind, die für die Patienten Sorge tragen sollen; so kann man leicht ausfindig machen, ob diese Vermuthungen gegründet sind. Man braucht nämlich, nur das Hospitalbuch zu untersuchen, in welchem ein Verzeichniß von allen den Patienten verordneten Arzneyen befindlich ist. Ich würde die Geduld meiner Leser mißbrauchen, wenn ich mich weitläuftiger und genauer über diese Dinge einlassen wollte, da man aus dem hier Gesagten sehr leicht einsehen wird, daß die Mittel allen Unterschleif zu verhüten oder zu entdecken, so einfach als wirksam sind.

Da so viele Soldaten durch wiederholte Anfälle von Fiebern, der Ruhr, der Bleycolik und durch Geschwüre zum Dienst untüchtig wurden, so häufte sich die Anzahl der Invaliden in den Hospitälern und bey den Regimen-

gimentern täglich an. Sowohl die Menschenliebe als der Nutzen der Regierung erforderte, daß dergleichen Leute von Zeit zu Zeit nach England zurückgeschickt wurden. Sie waren, so lange sie in der Insel blieben, eine Last für die Armee, ohne daß man dabey die geringste Hoffnung hatte, daß sie je derselben wieder nützlich werden könnten. Wenn sie aber nach einem kühlen und gesunden Klima geschickt wurden, so wurden viele von diesen Leuten doch noch wieder hergestellt. Dieses ereignete sich vornehmlich bey solchen Personen, die durch Fieber geschwächt waren oder die Geschwüre hatten.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hunter, John

Bemerkungen über die Krankheiten der Truppen in Jamaika, und die besten Mittel, die Gesundheit der Europäer in dem dasigen Klima zu erhalten

Leipzig 1792

Path. 625 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10472715-0
VD18 11520973